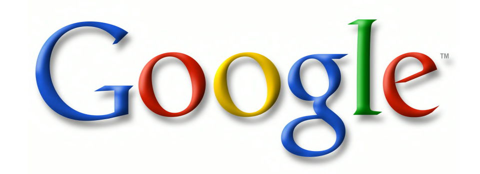


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

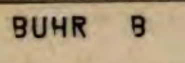
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/


BUHR B

[redacted]

a39015 00028350 0b

in

Afghanistan und Buchara

in den Jahren 1878—79.

Von

Dr. J. L. Jaworskij.

Autorisirte Ausgabe.

Aus dem
Russischen übersetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen
von

Dr. Ed. Petri,
Docent für Geographie und Anthropologie an der Universität Bern.

Zweiter Band.
Mit einem Vollbilde und einer Karte.

Jena,
Hermann Costenoble.
1885.

Digitized by Google



Digitized by Google

Reise in Afghanistan und Buchara.

„Amicus Plato, sed magis amica veritas“.



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



SSEID - MOSAFAR - ED - DIN - CHAN
EMIR VON BUCHARA.

Digitized by Google

Reise der Russischen Gesandtschaft in Afghanistan und Buchara in den Jahren 1878—79.

Von

Dr. J. L. Jaworskij.

Autorisirte Ausgabe.

Aus dem Russischen übersetzt und mit einem Vorwort und Anmerkungen versehen von

Dr. Ed. Petri,
Docent für Geographie und Anthropologie an der Universität Bern.

Zweiter Band.

Mit einem Vollbilde und einer Karte.

Jena,
Hermann Costenoble.
1885.

Digitized by Google

DK
873
.I125
v.2

Digitized by Google

G.L
Freer
Harr
10.14.55
94479

Inhalt des zweiten Bandes.

1. Kapitel.

Wiederum auf der Reise.

2. Kapitel.

Von Ssamarkand bis zum Amu-Darja.

3. Kapitel.

In Masari-Scherif.

Digitized by Google

Seite

4. Kapitel.

Beim Emir von Afghanistan.

5. Kapitel.

Beim Emir in Masari-Scherif.

6. Kapitel.

Beim Emir von Afghanistan.

7. Kapitel.

Biographie des Emirs. Das afghanische Turkestan.

Digitized by Google

Seite

8. Kapitel.

Die Unruhen.

9. Kapitel.

Die Abreise von Masari-Scherif.

10. Kapitel.

Vom Amu-Darja bis zur Stadt Buchara.

Digitized by Google

Seite

11. Kapitel.

In der Stadt Buchara.

12. Kapitel.

Die Rückkehr nach Taschkent.

Digitized by Google

1. Kapitel.

Wiederum auf der Reise.

Die Ursachen meiner zweiten Reise nach Afghanistan. — Nachrichten über den traurigen Gesundheitszustand unserer Gesandtschaft in Kabul. — Ich erhalte den Befehl, mich wiederum nach Kabul zu begeben. — Die Reisevorbereitungen in Taschkent. — Mein Paß für die Kabuler Reise. — Meine Abschieds-Audienz bei dem General v. Kaufmann. — Die Abreise von Taschkent. — Zustände der Postverbindung auf der Route Ssamarkand-Dschisak. — Meine Reisevorbereitungen in Ssamarkand. — Finanzielle Schwierigkeiten. — Stand unseres Papierrubels auf den bucharischen Märkten. — Das Ssamarkander Publikum. — Kurze Uebersicht der Geschichte der Stadt Ssamarkand von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. — Die Bauten der Timuriden in Ssamarkand (nach Baber-Mirsa).

Ende September 1878 erging ein kaiserlicher Befehl in bezug auf die in Kabul befindliche Gesandtschaft; diesem Befehl gemäß sollte die Gesandtschaft bis auf weitere Anordnung in Kabul verbleiben.

Von General Stolettow, welcher zur Zeit in Livadija weilte, erhielten wir in Taschkent kaum irgend welche Nachrichten. Ein einziges Mal nur hatte er dem General Kaufmann eine kurze Depesche zugesandt; er machte dem General-Gouverneur von Turkestan die Mitteilung, daß er Tag und Nacht an der afghanischen Frage arbeite und daß er unlängst am Fieber gelitten habe, jetzt aber hergestellt sei. Ueber seine zweite Reise nach Kabul ließ er kein Wort verlauten. Auch in Taschkent wußte man nichts hierüber. Es war übrigens gegenwärtig schon klar, daß General Stolettow nicht zum zweiten Mal nach

Digitized by Google

Afghanistan gehen werde, indem N. O. Rasgonow zum General-Major und Chef der in Kabul zurückgebliebenen Gesandtschaft befördert worden war. Ueber meine Rückreise nach Afghanistan war ebenfalls nichts bekannt. Wenigstens erfolgte lange Zeit keine bestimmte Anordnung in diesem Sinne.

Die Gesandtschaft bedurfte aber eines Arztes. Mit dem Anbruch der Herbstzeit griff das Kabuler Fieber unter dem Personal der Gesandtschaft fast epidemisch um sich. Das war aber noch das geringste: wenn Chinin vorhanden ist, so ist das Fieber noch nicht so gefährlich. — Die Sache war viel schlimmer: in Kabul war im September-Monat eine Typhus-Epidemie ausgebrochen. Wie General Rasgonow mitteilte, war bereits ein Kosak am Typhus erkrankt. Es konnte ein zweiter, ein dritter erkranken, wer weiß, was das für ein Ende nehmen mochte und bis zu welchem Grade sich die Erkrankungen unter der Gesandtschaft steigern konnten.

Ende Oktober erhielt der Turkestaner General-Gouverneur einen Brief von dem General Rasgonow, in welchem dieser unter anderem auch die schwierige Lage der in Kabul ohne Arzt gebliebenen Gesandtschaft schilderte. Er schrieb, daß auch der Emir Schir-Ali-Chan persönlich den Wunsch geäußert habe, einen russischen Arzt um sich zu haben, da sein Halsleiden ärger geworden und er sich überhaupt sehr schlecht befinde. Er klagte besonders über einen Husten, der ihn immerfort plage. General Rasgonow bemerkte ferner, daß sich der Emir in dem Sinne geäußert habe, „daß die Pulver, die der Doktor-Saib bei seiner Abreise von Kabul hier zurückgelassen habe, vielen gegen Husten sehr nützlich gewesen wären". Der Emir hatte darum General Rasgonow ersucht, den General Kaufmann von seinem Wunsch in Kenntnis zu setzen, einen russischen Arzt, und zwar gerade mich, in Kabul zu besitzen. Das Ergebnis dieses Schreibens war eine offizielle Einladung, die an mich von Seiten des General-Gouverneurs erging, mich bei ihm zu einer Konferenz über meine neue Reise nach Kabul einzufinden. Ich stellte mich sofort ein und erhielt von General Kaufmann den Befehl, mich zu einer zweiten Reise nach Afghanistan auszurüsten.

Ich mußte mich zu dieser zweiten Reise viel sorgfältiger vorbereiten, als das im Sommer geschehen war. Denn erstens hatte

Digitized by Google

ich ja für diese Reise eine längere Zeit, ja überhaupt eine ganz unbestimmte Zeit in Aussicht zu nehmen; zweitens hatte ich die Bamjaner-Route in einer späten Jahreszeit, im Winter, zurückzulegen und nahezu ein Dutzend Pässe zu passieren, von denen manche ihre 12- bis 13 000 Fuß hoch sind. Nach den vorhandenen Berichten mußten die Pässe des Hindu-Kusch von der Hälfte November bis zum April mit Schnee bedeckt und die Passage hier darum sehr schwierig, mitunter sogar unmöglich sein. Ich hatte mich darum in erforderlicher Weise auszurüsten, um Winterkälte und Schneegestöber zu bestehen, die mich auf dem Wege durch das Gebirge überraschen konnten.

Ich hatte aber nicht bloß für mich allein zu sorgen, sondern auch für die Feldapotheke, und zwar mußte sie diesmal weit inhaltsreicher sein, als das erste Mal, da die Dauer meines Aufenthaltes in Afghanistan eine unbestimmte war; ja, nach den Voraussetzungen der Taschkenter Obrigkeit konnte ich in Afghanistan ein ganzes Jahr verbleiben. Schließlich war auch meine Aufgabe als Arzt für dieses Mal eine weit großartigere, als bei der ersten Reise. Wurde doch z. B. die Vermutung aufgestellt, daß ich vielleicht dazu kommen werde, als einziger Sanitätsarzt der ganzen afghanischen Armee, die sich in den Kampf mit den Engländern einlassen wollte, zu figurieren.

Auch für die Lasttiere hatte ich Sorge zu tragen. Die bitteren Erfahrungen der vorigen Reise hatten mich davon überzeugt, wie fatal es ist, wenn man dieser Sache wenig Acht schenkt. Bei den Anordnungen, die ich nun in bezug auf die Verteilung des Gepäckes traf, ließ ich jetzt als Norm gelten, daß die Last des einzelnen Pferdes nicht 4 Pud übersteigen solle. Ein Gepäck von größerem Gewicht führt in so gebirgigen Gegenden wie Afghanistan sehr bald zur Ermüdung der Tiere; noch eher aber werden die Tiere arbeitsunfähig, indem ihnen der Rücken abgerieben und wund wird. Wie schön auch der Gepäcksattel dem Tiere angepaßt sein mag, so wird doch, wenn die Last schwer ist, kein Rücken vor dem andauernden täglichen Druck eines schweren Gepäckes Stand halten.

Was sich nun auf meine eigene Ausrüstung bezieht, so konnte ich mit den Mitteln, die mir zur Reise zur Verfügung gestellt waren, eben nichts Besonderes anfangen. Allerdings hatte ich jetzt

Digitized by Google

300 Rubel „Podjemnije" (Reisegelder zur Ausrüstung) erhalten, und nicht 200, wie im Sommer; aber aus dieser Summe war mir ein Abzug von 16 % zu gunsten der Invalidenkasse und des Pensionskapitals gemacht worden, so daß die Zugabe nahezu zur Fiktion wurde. Um den Lesern eine Idee davon zu geben, welche Mittel mir zur Bestreitung der verschiedenen Auslagen bei meiner Expedition zur Verfügung standen, möchte ich die in der Kanzlei des Turkestaner General-Gouverneurs aufgestellte Rechnungsliste beifügen. Ich glaube nicht, daß der Leser mir diese langweiligen Kanzlei-Details gar zu sehr verargen wird.

Diätengelder vom 13. November bis zum 1. Januar 1879.

	Summa Rub.	Kop.
1) Dem Doktor Jaworskij 3 Rubel per Tag	144	—
2) Dem Feldscheer 50 Kop. per Tag	24	—
3) Dem Unteroffizier 50 Kop. per Tag	24	—
4) Den 9 Kosaken zu je 30 Kop. per Tag	139	20
5) Dem Dolmetscher 1 Rubel per Tag	48	—
„Podjemnije."		
6) Feldscheer	80	—
7) Dolmetscher	100	—
8) Zum Ankauf von drei Julameiken (Filzzelte)	75	—
9) „ „ von 16 Lastpferden	800	—
10) „ „ der Fourage für 16 Pferde	320	—
11) Extraausgaben	300	—
12) Zur Besoldung der Lautschen	150	—
Summa	2204	20
Mit Berechnung des Verlustes von 15 % beim Umwechseln der russischen Kreditrubel auf bucharisches Silber, für die Rubriken 1 bis 5 und 10 bis 12, somit die Summe von 1149 Rub. 20 Kop. als Zuschuß	172	38
Summa	2376	58

Aus der Liste läßt es sich ersehen, daß die Tiere materiell reichlicher ausgestattet waren, als die Menschen. Ganz auffallend gering waren die Gelder für den Feldscheer ausgefallen; ich kann bei dieser Gelegenheit nur bemerken, daß ich bei der Festsetzung der Summen absolut nichts zu sagen hatte. Der Dolmetscher, — man hatte natürlich einen Eingeborenen als Dolmetscher im Auge, — war anscheinend mehr oder weniger genügend versorgt.

Digitized by Google

Nicht zu verhehlen aber ist es, daß es mir nicht gelingen wollte, auch nur einen ordentlichen schriftkundigen Dolmetscher ausfindig zu machen, der für das ausgesetzte Geld bereit gewesen wäre, nach Afghanistan zu reisen. Ich mußte schließlich ohne Dolmetscher ausrücken. Während der Reise behalf ich mich mit meinen eigenen geringen Kenntnissen im Persischen und erhielt noch einen kleinen Beistand von Seiten eines Dschigiten und Orenburger Kosaken, der recht leidlich tatarisch sprach.

Die Kosaken waren relativ gut versorgt: zu den Diätengeldern der Liste kamen für sie noch die Fouragegelder hinzu, die sie von dem Truppenteil bezogen, bei welchem sie gegenwärtig im Dienst standen.

Aus der Liste ergiebt sich auch die Stärke des Personals meiner Expedition. Den Feldscheer, der mit mir zog, hatte ich mir unter den bewährtesten Angestellten am Hospital auserlesen. Die Kosakeneskorte vereinigte sich mit mir erst in Ssamarkand.

Die verschiedenen Vorbereitungen zur Reise raubten mir nicht wenig Zeit. Uebrigens ging mir der größte Teil dieser Zeit nutzlos verloren, und zwar trug die Schuld daran nicht etwa ich, sondern die übliche langsame Kanzleiarbeit. Wegen dieses für uns Russen so verhängnisvollen Kanzleiwesens kam es nahezu zu einem ernstlichen Zusammenstoß zwischen mir und den Kanzlisten, die daran gewöhnt waren, jede Sache bis ins Unendliche zu verschleppen. Indessen war ja die größte Eile von nöten. Ein übriger Tag, ja eine übrige Stunde, die ich zwecklos in Taschkent verbrachte, konnte sich späterhin während der Reise im Gebirge in schlimmster Weise rächen.

Am 15. November schließlich überreichte mir der Exekutor N. ein Päckchen Papiergeld (also wiederum Papiergeld!) und 400 Stück afghanische Rupien.

Die Turkestaner Obrigkeit beförderte mit mir auch die Diätengelder für die in Kabul befindliche Gesandtschaft. Auch diese Gelder wurden mir in Papiergeld eingehändigt! Was sollte nun aber die Gesandtschaft mit dem Papiergeld in Kabul anfangen, woselbst weder Wechselbuden existieren, noch auch irgend welche Bekanntschaft mit russischem Papiergeld vorhanden sein konnte? — Allah allein mochte das wissen! Uebrigens wußte das außer Allah vielleicht auch die

Digitized by Google

Turkestaner Obrigkeit, jedenfalls aber hielt sie ihr Wissen vor mir geheim.

General Kaufmann beförderte mit mir auch ein Kistchen mit Silbergerät, das dem General Rasgonow übergeben werden sollte und zu Geschenken für verschiedene Afghanen bestimmt war. Ich glaube, daß es für den Leser nicht uninteressant sein dürfte, einen Einblick in das Verzeichnis dieser Geschenke zu thun. Es lassen sich hieran mancherlei Gedanken knüpfen, aus denen der Leser wohl selber, auch ohne mich, seine Schlüsse zu ziehen wissen wird. Hier folgt die Liste:

Rechnung.

An die Kanzlei des General-Gouverneurs von D. N. Sacho (das bedeutendste Handelshaus in Taschkent).

2	Becher à 16 Rubel	32	Rubel.
4	Gläser à 15 Rubel	60	"
1	Zuckerdose	40	"
1	dito.	38	"
1	Zündhölzchendose	14	"
1	dito	18	"
1	Portemonnaie	23	"
1	Porte-Cigarrettes	30	"
1	dito	33	"
1	dito	35	"
1	dito	30	"
	Summa	353	Rubel.

Ich bemerke nur, daß die Auswahl der zu den Geschenken bestimmten Gegenstände eine außerordentlich unzweckmäßige war. Zu welchem Zweck sollte man z. B. Muselmännern Becher schenken? Ein solches Geschenk ist einfach unpassend: den Muselmännern wird ja der Genuß des Weines von dem Koran untersagt. Wozu diese teueren Porte-Cigarrettes, da ja die Afghanen keine Cigarretten rauchen und durchweg, von dem Geringsten bis zum Sserdar, beim Rauchen sich des Kaljan-Tschilims bedienen? Am zweckmäßigsten wären etwa folgende Geschenke: Taschenuhren, Federmesser, Schnupftabaksdosen (viele Afghanen schnupfen Tabak) u. dgl. m. Das Geschick der Geschenke von der Art der Becher, der Porte-Cigarrettes u. dgl. m. war sehr traurig. Ich weiß z. B., daß selbst der Emir Schir-Ali-Chan das ihm von General Stolettow geschenkte Silberservice mit Bechern, Gläschen und

Digitized by Google

anderen Sachen mehr als Münze einschmelzen ließ. In gleicher Weise verfuhren auch die übrigen Afghanen mit ihren Geschenken. Sie wechselten auf diese Weise das Geschenk in Geld aus; selbstverständlich aber verlor das Geschenk dabei alle Bedeutung, denn als Metall und als Münze repräsentierte es nur einen sehr geringen Wert.

Am 16. November verabschiedete ich mich in einer Audienz von dem Turkestaner General-Gouverneur v. Kaufmann. Während des Frühstücks machte er mich einigermaßen mit der „afghanischen Frage“ bekannt und mit der Rolle, die Rußland in dieser Frage zukommen könnte. Er sprach hierbei eine Reihe von sehr gewichtigen Gedanken aus über den sich entspinnenden Zwist zwischen den Engländern und Afghanen, und diese seine Aeußerungen bewährten sich späterhin mit nahezu mathematischer Genauigkeit. Indem er über die mir bevorstehende Reise sprach, machte er die Umstände namhaft, durch welche meine Reise in Afghanistan mehr oder weniger erschwert werden konnte.

„Die Schwierigkeiten,“ sagte der General Kaufmann, „nicht etwa nur bei Ihrer Reise, sondern überhaupt in der Lage der Gesandtschaft in Afghanistan, werden namentlich dann anwachsen, wenn die Engländer ihre Kriegsoperationen gegen die Afghanen eröffnen werden.“

Im Gegensatz zu der in unserer Presse ganz allgemeinen Ueberzeugung, daß die Engländer zu einem sofortigen Feldzug gegen Afghanistan unvorbereitet seien und ihre Operationen nicht vor dem Frühjahr eröffnen könnten, behauptete der General Kaufmann, daß ich bei meiner Ankunft in Kabul den anglo-afghanischen Krieg schon in vollem Gange finden werde. Er fügte hinzu, daß Rußland dem Emir Schir-Ali-Chan keinen Beistand durch seine Truppen leisten könne, trotzdem daß der Emir den Kaiser in einem Brief darum gebeten habe. Ueberhaupt aber empfahl der General-Gouverneur mir und der ganzen Gesandtschaft die größte Vorsicht und Zurückhaltung in den Unterhandlungen mit den Afghanen.

Am gleichen Tage erhielt ich von General Kaufmann einen Reisepaß, um ungehindert nach Kabul gelangen zu können. Das Dokument war in russischer und persischer Sprache ausgestellt. Es lautete folgendermaßen: „Der Besitzer dieses, der russische

Digitized by Google

Doktor Jaworskij, ist von mir zu der russischen Gesandtschaft nach Kabul abgesandt worden. Es begleiten ihn: ein russischer Feldscheer, 10 Mann russischer Kosaken, ein Dolmetscher und zwei Dschigiten, Ssarten."

„Dr. Jaworskij reist durch bucharisches Gebiet auf der Route Tschuschka-Guser und Masari-Scharif."

„Ich ersuche alle obrigkeitlichen Personen, die sich auf dem Wege des Herrn Jaworskij finden werden, ihn zu unterstützen und ihm Schutz zu gewähren, damit er ungehindert nach Kabul gelangen könne."

„Der Turkestaner General-Gouverneur, General-Adjutant v. Kaufmann I."

Am 17. November reiste ich von Taschkent nach Ssamarkand ab.

Die „Hungersteppe", die ich jetzt passierte, bot mir jetzt ganz andere Eindrücke als im Sommer. Damals litt ich unter der erstickenden, unerträglichen Hitze, jetzt mußte ich mich vor der Kälte sorgfältig in Pelze hüllen, namentlich während der Nachtreise.

Immerhin war die Umgebung gerade so leblos, wie im Sommer: ich sah die gleichen Kadaver der bei der Postfahrt gestürzten Pferde hie und da liegen, die gleichen halbzerstörten Brunnen mit salzigem Schmutz statt des Wassers, die gleichen Kamele, die in Gruppen oder vereinzelt an verschiedenen Stellen der Steppe weideten, und es waren das wiederum die gleichen Bilder der Fata Morgana, das monotone Gebimmel der Glocken und der Zustand eines Halbbewußtseins ....

Um zwei Uhr nachts blieb meine langsame, reifbedeckte Post-„Traschpanka" (lokale Bezeichnung für die auf jeder Station zu wechselnden Postwagen) mit dem auf dem Bock eingeschlummerten Jamschtschik (Postillon) stehen, nachdem sie noch ein paar Mal auf verschiedene Seiten hin und hergeschwankt und mit einem Ruck zurückgegangen war. Ich erwachte von der Erstarrung, in welche mich die nächtliche Kälte, das eintönige Gebimmel der Glocke und das einförmige Getrampel der nicht gerade eiligen Pferdehufe auf dem staubigen Wege versetzt hatten.

Ich weckte den eingenickten Kirgisen-Jamschtschik auf. Wir befanden uns in Dschimbai, der letzten Station vor Ssamarkand. Der Jamschtschik kratzte sich vorerst den Hinterkopf, prustete, ließ sich vom Bock auf den Boden herab und begab sich dann langsam

Digitized by Google

zum Stationshof. Ich vernahm ein paar dumpfe Rufe, mit welchen mein Kirgise die dejourierenden Jamschtschiken herbeirief, aber es erfolgte keine Antwort. Bald darauf verschwand der Jamschtschik vollends auf dem Hof.

Nachdem ich in meinem Wagen etwa eine Viertelstunde gewartet hatte, begann ich meinen Jamschtschik zu rufen. Aber mein Rufen blieb durchaus resultatlos. Es war auch kein einziger Laut zu vernehmen. Was war da zu thun. Ich mußte selber den Jamschtschik oder sonst jemand von den Angestellten auf der Station aufsuchen. Im Stationsgebäude fand ich das Zimmer für Reisende und nicht minder auch das Zimmer des Stationsaufsehers fest verschlossen. Ich pochte an der Thür, aber auch daraus ergab sich nichts Vernünftiges. Auf meinen Anruf antwortete mir eine Todesstille. Nun begab ich mich auf den Hof, um dort irgend ein lebendes Wesen aufzutreiben. Mit Mühe und Not fand ich meinen Jamschtschik wieder; er erzählte mir, daß er niemand auf der Station gefunden habe. Ich erfuhr jedoch, daß auf dieser Station ein Mann vorhanden sei, der den wirtschaftlichen Teil des Postwesens verwalte. Ich entsandte den Jamschtschik nach dieser Person. Lange mußte ich noch in dem kalten und dunklen Hausflur auf den erwähnten Mann warten.

Schließlich erschien dieser in den Annalen der Klagebücher der Post vielerwähnte Mann. Er brachte die Atmosphäre eines Weinkellers mit sich. Er wankte auf mich los und eröffnete mir mit einer vom beständigen Trinken heiseren Stimme, daß der Posthalter der Station abwesend sei, er habe sich in Begleitung der Regierungspost auf die nächste Station begeben u. dgl. m.

Ich forderte Pferde. Nun aber erwies es sich, daß er mir keine Pferde geben könne, „weil," so erklärte sich der Verwalter, „der Posthalter, als er mit der Post fortgegangen, das Zimmer verschlossen habe, in welchem sich die Einschreibebücher für die „Podoroschnije" (Reisepaß zum Fahren mit Postpferden) der diese Route benutzenden Personen befänden." Darum, behauptete er, könne er mir keine Pferde geben. „Aber warum kann er denn mir die Pferde nicht geben?" fragte ich mit Staunen. „Ja, darum," lautete die Antwort des Mannes, „weil die Einschreibebücher für die „Podoroschnije" eingeschlossen sind, ohne die

Digitized by Google

„Podoroschnaja" einzuschreiben, kann ich keine Pferde geben." Nicht wahr, das war eine schöne Ausrede? Als ob er sich nicht das Erforderliche auf einem Blatt Papier notieren und dann nach der Rückkehr des Posthalters in das Buch eintragen konnte? Es war das jedenfalls eine außerordentlich freche Ausflucht. In jedem anderen Land wäre so etwas undenkbar, im Turkestaner Gebiet aber, wo die Postverhältnisse noch an die Zeiten der Helden des „Revisors" von Gogol erinnern, da sind derartige Erscheinungen üblich und in ihrer Weise sogar normal.

Ich trat in das Zimmer für die Reisenden ein, welches der Verwalter mir mit Mühe und Not geöffnet hatte, und griff bereits zur Feder, um meine Klage in das betreffende Einschreibebuch einzutragen, als plötzlich Herr Faust, so hieß der Verwalter, die Möglichkeit gefunden hatte, mir die Pferde zuzustellen.

Als nun die Pferde um- und angespannt waren, zählte ich meine im Wagen zurückgelassenen Sachen. Es fehlte ein Handkoffer. Offenbar hatte ihn irgend ein Bösewicht entwendet, währenddem ich meine Nachforschungen auf der Station anstellte. Die Schuld, daß der Koffer verschwunden war, traf natürlich die Administration der Poststation. Wäre ich nicht gezwungen gewesen, meinen Wagen zu verlassen, um irgend jemand aufzusuchen, so konnte ja nichts entwendet werden.

Ich trug diesen Fall in ein entsprechendes Klagebuch ein, glaube aber, daß die höhere Postadministration mit dieser Klage gerade so, wie mit allen übrigen verfahren ist. Auch hier wird wohl der stereotype Beschluß gefaßt worden sein: die Klage sei unbegründet, die Postangestellten unschuldig. Indessen werden ja durch derartige Beschlüsse auch für die Zukunft all' diese Unrechtmäßigkeiten und Willkürlichkeiten dieser panurgischen Rotte, im Turkestaner Gebiet Postadministration genannt, nur sanktioniert. Die Postrouten sind hier ein derartig entsetzliches Uebel für die Reisenden, für die Arbeiter auf der Route, ja selbst für die Bevölkerung der Umgegend, daß jemand, der noch nicht die Annehmlichkeiten der hiesigen Postverbindungen, sei es auch nur teilweise, erprobt hat, sich wohl nur schwerlich eine richtige Vorstellung davon machen können wird.

In dem Handkoffer befanden sich leider sehr notwendige Gegenstände: ein Aneroidbarometer von der hiesigen topographischen

Digitized by Google

Abteilung, ein chirurgisches Taschenbesteck, ein Dampf-Pulverisator, ein Kompaß, mehrere Pfund Thee und Zucker u. dgl. m.

Bei meiner Ankunft in Ssamarkand machte ich an entsprechendem Ort eine Anzeige über den Diebstahl; es wurden Maßregeln getroffen, um nach den Sachen zu suchen und so werden sie denn noch bis auf den heutigen Tag gesucht.

In Ssamarkand wandte ich meine besondere Aufmerksamkeit dem Gepäcktransport zu. Gegenwärtig mußte ich selber für die geringsten Einzelheiten der Ausrüstung Sorge tragen; ich kaufte selber die Lastpferde, prüfte ihren Gang, untersuchte jedes einzelne Bein, zählte jeden einzelnen Zahn im Maul .... Kurzum, ich erschien in dieser Zeit als richtiger Roßhändler. Dafür aber waren die Pferde, die ich diesmal gekauft hatte, recht ordentlich. Sie bewährten sich in bester Weise in ihrem Dienst und machten uns keinerlei Schwierigkeiten während der Reise; zu alledem kosteten sie noch bedeutend weniger als diejenigen im Sommer. Das einzelne Pferd kam mir jetzt im Durchschnitt auf 34 Rubel zu stehen.

Auch den Zelten wandte ich eine genaue Aufmerksamkeit zu. Es war klar, daß für den Winter die Leinwandzelte uns nicht genügen konnten. Wir mußten Filzzelte haben. Nun aber stand ich vor der Frage: welcher Art sollen diese Zelte sein? In Central-Asien werden zwei Arten von Zelten aus Koschma benutzt: die Jurten und die Julameiken. Beide Arten sind sehr brauchbar, aber um sie zu transportieren, muß man Kamele oder Lastpferde in großer Anzahl haben, was bei mir nicht der Fall war. Sie fordern ferner viel Zeit beim Aufstellen, es ist das wiederum eine Schwierigkeit während der Reise, namentlich aber in der kalten Winterzeit. Ich konstruierte darum ein spezifisches Zelt, das genau genommen nur die vergrößerte Spitze einer Julameika darstellte: 10 bis 12 recht starker Stangen, von je 1 Ssaschenj Länge, waren an einem Riemen zusammengebunden; die freien Enden waren zugespitzt. Wurde nun ein derartiges Gestell auf dem Boden aufgerichtet, so hatte man einen Kegel von über 1 Sschaschenj im Durchmesser. Jetzt brauchte man nur nach diesem Gestell die Koschma auszuschneiden und — das Zelt war fertig. In einem solchen Zelt können 5 Mann Platz finden. In der nachfolgenden Reisepraxis bewährten sich diese Zelte in bester Weise. Ich ließ ihrer vier anfertigen.

Digitized by Google

Für die Pferde wurden warme Filzdecken gekauft, auch die von mir extra für meine Zwecke bestellten Gepäcksättel waren mit Filzdecken versehen. Die Pferde blieben somit während der Reise und auch bei der Rast auf den Stationen mit Decken bedeckt.

Nun stand mir noch die Finanzoperation, das Einwechseln von bucharischem Silber auf russisches Papiergeld bevor. Hier wartete meiner eine sehr unangenehme Ueberraschung. Schon in der ersten Wechselstube erfuhr ich, daß unser Kreditrubel auf bucharischen Märkten noch schlechter stehe, als im Sommer vor der Reise nach Kabul. Gegenwärtig galt hier der Kreditrubel nur für 60 Kop. in bucharischem Silber. Was sollte ich nun mit den mir so großmütig offerierten 15 % anfangen, die mir als Zuschuß in betracht der Verluste beim Umwechseln verliehen worden waren; es fehlten ja noch 25 %. In dieser fatalen Lage wußte ich keinen anderen Ausweg, als nach Taschkent hinüber zu telegraphieren. Ich bat, daß man mir das Geld in Silber und zwar durchaus in bucharischem Silber auszahlen, oder aber an Papiergeld einen Zuschuß von 25 % zusenden möge. Bei den beschränkten Mitteln, die mir überhaupt bei meiner Reise zur Verfügung standen, war ein Verlust von 25 % beim Wechseln für mich außerordentlich empfindlich.

Inzwischen erfuhr ich in Ssamarkand, daß hier in der Taschkenter Schatzkammer Silber in Form von bucharischen Tengi vorhanden sein mußte. Der Emir von Buchara hatte nämlich kurz vordem 30000 Tengi in bucharischem Silber für das „Rote Kreuz" gespendet.

Ich hatte recht lange auf eine Antwort auf meine Depesche zu warten. Bereits war ich darauf gefaßt, 25 % verlieren zu müssen, denn das Geld mußte durchaus gewechselt werden. In Afghanistan sind nur die bucharischen Tengi gut zu benutzen, vom russischen Geld aber haben die Afghanen keine Ahnung. Gelegentlich bemerke ich noch, daß die hiesigen Wechsler, selbst wenn man bei ihnen russisches Papiergeld auf russisches Silber einwechselt, doch nur, trotz dem geringen Wertgehalt des Silbers, 96 Kop. pro Rubel geben. Die hiesigen Wechsler, hauptsächlich Indier, aber auch Juden, verfolgen, wie sich das herausgestellt hat, auf's genaueste den Stand unseres Rubels im Westen.

Digitized by Google

Nach den letzten hier in Ssamarkand erhaltenen Zeitungen stand unser Rubel in London auf 61,5 Kop. Die hiesigen Wechsler hatten den Kurs nun gar auf 60 Kop. herabgesetzt.

Inzwischen war ich schon mit allen meinen Reisevorbereitungen fertig. Ich blieb nur noch darum zurück, weil ich aus Taschkent noch immer keine Antwort auf meine Depesche hatte. — Schließlich traf am 25. November eine Antwort in einem mir durchaus zusagenden Sinne ein. Die Antwort kam gerade zur rechten Zeit. Schon hatte mir ein krummnasiger Wechsler, ein Jude, einige hundert Rubel in buchariſchen Tengi abgezählt, als der Briefträger mir das ersehnte Telegramm einhändigte, in welchem mir Nachricht gegeben wurde, daß das Silber mit der ersten Post eintreffen werde.

In bezug auf die einheimische Dienerschaft, die für das Gepäck erforderlich war, hatte ich mich in bester Weise eingerichtet, in materieller und auch in moralischer Hinsicht. Vor allem galt es, einen gewandten und zuverlässigen Karawan-Baschi aufzutreiben, der den Lastzug leiten und als unmittelbarer Chef der einheimischen Dienerschaft figurieren könnte. Gern hätte ich als Karawan-Baschi den in diesen Sachen erprobten Radschab-Ali-Chan genommen, der mit der Gesandtschaft im Sommer nach Kabul gegangen war. Aber er war gegenwärtig von Ssamarkand abwesend; er befand sich momentan in Katta-Kurgan in Diensten des dortigen Bezirkschefs. Am gleichen Tage sandte der Vorsteher der Kanzlei des Chefs des Serawschaner Gebiets folgendes Telegramm nach Katta-Kurgan ab: „Schicken Sie sofort, wenn möglich, nach Ssamarkand den Dschigiten Radschab-Ali und auch den anderen Dschigiten, der in diesem Jahr in Kabul gewesen ist.“

Am folgenden Tage waren die beiden Dschigiten schon in Ssamarkand und meldeten sich bei mir. Gleichzeitig erfuhr ich aber auch, daß Radschab-Ali, trotzdem daß er es wünschte, nicht mit mir ziehen könnte. Der General-Gouverneur hatte ihn nach Badachschan mit verschiedentlichen Aufträgen an den Oberst Matwejew beordert.

Ich muß zur Aufklärung des Lesers beifügen, daß der Oberst Matwejew im September 1878 die Erlaubnis des Turkestaner General-Gouverneurs erhalten hatte, sich nach Badachschan und

Digitized by Google

Kaffiristan zu begeben. Die Reise verfolgte durchaus wissenschaftliche Ziele. Mit ihm reisten der Astronom Schwarz, der Sublieutenant Trotzkij, 7 Mann Kosaken und 2 Schützen (Strelki). Bis Baissun wurden sie von dem bekannten Gelehrten, Herrn Russow begleitet, den der schonungslose Tod nur allzu früh der Wissenschenschaft und der Menschheit entrissen hat.

Zu dieser Expedition sollte sich nun Radschab-Ali begeben, da momentan jede Nachricht über sie fehlte. Radschab sollte sie nun durchaus auffinden.

So mußte ich denn auf die Dienste dieses Mannes verzichten. Ich war aber so glücklich, daß ich statt seiner einen noch besseren Dschigiten auftrieb. Da nun dieser Dschigit im Laufe meiner Erzählung recht häufig vorkommen wird und durchaus kein gewöhnlicher Mann war, so möchte ich den Leser sogleich mit ihm bekannt machen.

Nassir-Chan, so hieß der Dschigit, den ich zu meinem Karawan-Baschi gemacht hatte, war ein Afghane. Er war ungefähr 30 Jahre alt. Viele seiner Verwandten halten sich in Afghanistan auf, seine Mutter mit einigen Mitgliedern seiner Familie wohnt beständig in einer der Vorstädte von Kabul.

Bis 1869 hielt er sich ebenfalls in Kabul auf, seine Entfernung von dort steht wahrscheinlich mit der endgültigen Niederlage des Abdurachman-Chan und dem Aufenthalt desselben in Ssamarkand in Verbindung.

Nachdem nun Nassir-Chan Afghanistan verlassen hatte, trat er in russische Dienste ein und besorgte verschiedene Aufträge in Sachen des Grenzdienstes. So war er z. B. zu Beginn des Jahres 1878 in Kabul, um einen Brief des Generals Kaufmann an den Emir Schir-Ali-Chan abzuliefern. Er führte diesen Auftrag, wie auch sonst alle anderen, mit Erfolg aus. Nassir-Chan spricht vier Sprachen: türkisch, persisch, afghanisch und indisch. Russisch spricht er noch schlecht, aber er versteht es gut. Es ist ein Mann, der nahezu in jeder central-asiatischen Stadt seine verwandtschaftlichen Beziehungen und Bekanntschaften hat. Ein solcher Karawan-Baschi war für mich ein wahrer Schatz.

Fernerhin hatte ich noch zwei Dschigiten gemietet, ebenfalls erprobte Männer. Der eine war sogar schon in Kabul gewesen; der andere sollte als Dolmetscher figurieren, da ja, wie erwähnt,

Digitized by Google

ein ordentlicher Dolmetscher für die angewiesene Summe gar nicht aufzutreiben war. Die drei Dschigiten bekamen je 20 Rub. per Monat, wobei ihr Unterhalt mir zufiel, sie hatten jedoch ihre eigenen Pferde mitzubringen. Die drei Lautschen, ohne eigene Pferde mit meinem Unterhalt, bekamen je 12 Rub. monatlich. Sie hatten meine Reservepferde zu reiten.

Die Kosaken meiner Eskorte waren genügend ausgerüstet. Ich trug besondere Sorge dafür, daß sie auch warme Kleidung erhielten und bestand darauf, daß sie mit Filzstiefeln und Halbpelzen aus Schaffell versehen wurden.

Unter allen diesen Sorgen und Rüstungen unterließ ich nicht, soweit mir das möglich war, meine Bekanntschaft mit dem russischen Publikum der Stadt Ssamarkand zu erweitern. Die Eindrücke, die mir diese Bekanntschaften hinterließen, waren durchaus günstig. Selbst eine amerikanische Stadt hätte in dieser kurzen Zeit ihrer Existenz wohl kaum mehr leisten können. Es befindet sich hier, wie erwähnt, ein Progymnasium für Knaben und eines für Mädchen, eine Apotheke mit unentgeltlicher Verabreichung von Medikamenten an unbemittelte Eingeborene, und ein Kasino, in welchem man darum zusammenkommt, um sich wirklich zu zerstreuen und zu amüsieren, nicht aber um eine Modeausstellung zu machen, wie das bei unseren Kasinogesellschaften der Residenzstädte üblich ist. In dem hiesigen Kasino leiden selbst diejenigen nicht an Langeweile, die nicht tanzen und nicht Karte spielen: die Bibliothek verfügt über eine ordentliche Büchersammlung und ein mächtiger Tisch ist mit Zeitungen und Zeitschriften in russischer, französischer, deutscher und selbst englischer Sprache bedeckt. Daß in der Stadt ein Telegraphenbureau und eine Filiale der Staatsbank existiert, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Es läßt sich dieser jungen, aber mit kräftigen und gesunden Keimen versehenen Stadt von Herzen wünschen, daß sie auch ferner und noch rascher sich entwickele. Was die europäischen Russenfeinde auch reden mögen — die russische Flagge soll nur auch ferner auf den alten Mauern von Ssamarkand wehen und es lebe die russische Civilisation, die den von den Lebenssäften der zwei größten Nationen Asiens sich nährenden egoistischen Händlern des Westens so unbegreiflich erscheint. Möge diese Civilisation immer weiter

Digitized by Google

und weiter in das Innere der Länder des Orients vordringen. Sie wird ihnen nur Glück bringen ....

Die Zeit der Begründung von Ssamarkand ist, um stereotyp zu reden, „in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt."

Die Volkslegende schreibt die Begründung der Stadt dem mythischen König Efrasiab zu. Der Legende gemäß war Efrasiab der Sohn des Turs, des ersten Turaner Herrschers. Diese Legende ist sozusagen durchaus existenzberechtigt. Noch gegenwärtig findet sich gerade bei der Einfahrt in Ssamarkand ein Haufen von Schutt und Trümmern, der bei den Eingeborenen als Kala-i-Efrasiab, d. h. die Veste des Efrasiab, bezeichnet wird. Es läßt sich vermuten, daß Ssamarkand seinem Alter nach keineswegs den einst so berühmten und gegenwärtig in Ruinen liegenden Städten nachsteht, wie z. B. Babylon, Ninive̕h, Persepolis, Memphis, Theben und andere mehr.

Die Ssogden (Sogdii), die das Gebiet des heutigen Serawschaner Thales inne hatten, werden bei Herodot und in den Edikten des Königs Darius erwähnt.

Die Hauptstadt der Ssogden — Maracanda, wird vermutlich zum ersten Mal bei den Historikern Alexanders des Großen erwähnt und beschrieben.

Quintus Curtius liefert in wenigen Worten eine recht genaue Schilderung von Ssogdiana und der Hauptstadt desselben, Maracanda. „Ssogdiana," sagt er, „ist zum größten Teil ein wüstes Land: die umfangreichen Wüsten nehmen ein Gebiet von ca. 800 Stadien im Durchmesser ein. Auf weiter Strecke wird das Land der Länge nach von einem Fluß durchströmt, der von den Eingeborenen Polytimetum genannt wird." [1]) An einem anderen Ort redet er davon, daß das Gebiet dem Laufe des Flusses entlang waldig ist und sich zur Errichtung von Hinterhalten eignet. [2])

Hier in diesen Wäldern war es, wo der aufrührerische

---

[1]) Quintus Curtius, Historiarum Alexandri Magni, lib. VII, cap. X. (Editio Hedicke, p. 159). Auch Arrian, Anabasis, Buch IV, Kap. 6, Strabo, Geographie, Buch XI, Kap. 2.

[2]) Q. Curtius, lib. VII, cap. VII, „silvestre iter aptum insidiis tegendis erat" (p. 154). Cf. Arrian, l. c.

Digitized by Google

Häuptling der Ssogden, Spitamenes, 2000 Mann Fußvolk und 300 macedonischer Reiter überfiel und bis auf den letzten Mann niedermachte.

Die Hauptstadt der Ssogden, Maracanda, hatte 70 Stadien im Umfang, die Citadelle der Stadt war durch keine besondere Mauer geschützt [1]), was vielleicht auch dazu beigetragen haben mag, daß Alexander der Große sich mit solcher Leichtigkeit der Stadt bemächtigen konnte.

Hier in Ssogdiana hielt sich der große griechische Eroberer eine längere Zeit auf. Von dieser Stadt aus zog er bald gegen die Scythen, bald gegen die Baktrier, die sich gegen ihn auflehnten; er machte auch Ausflüge zu seiner Belustigung, so z. B. in das Land Basarien (Bazaira), woselbst er in den Wäldern eigenhändig einen Löwen erlegte [2]). Letzterer Umstand ist von großer Wichtigkeit: er beweist, daß in früheren Zeiten in diesen Gebieten Löwen zu finden waren. Gegenwärtig aber giebt es nicht nur in Ssogdiana, d. h. im Serawschaner Thal, sondern auch im Thal Amu (des Oxus) keine Löwen [3]). Hier in diesem Thal und vielleicht sogar in den Mauern von Maracanda, tötete Alexander seinen besten Freund und Feldherrn Clitus.

Was die Ssogden für ein Volk waren, können wir bis zu einem gewissen Grade aus nachfolgender Erzählung des Quintus Curtius ersehen.

Nachdem der Aufstand des Spitamenes unterdrückt und dabei Maracanda und die Umgebung desselben von den Macedoniern durch Feuer und Schwert verwüstet worden war, brachte man 30 der edelsten und stärksten Gefangenen zum König.

---

[1]) Q. Curtius, lib. VII, cap. VI (p. 149). (Wir lesen nach zuverlässigster Conjectur (Zumpt): „LXX stadia murus urbis amplectitur, arx alio (!) cingitur muro." Somit war die Citadelle durch eine besondere Mauer geschützt. Anm. d. Uebers.)

[2]) Ibid., lib. VIII, cap. I (p. 165).

[3]) Uebrigens spricht Moorcroft in seiner Beschreibung des Thales am oberen Amu von Löwen im Amu-Thal: „In the desert plain about Kounduz between this and left bank of the Oxus, deer, foxes, wolves (hogs and lions are numerous; the latter resemble those in the vicinity of Hariana." Journey to Kaboul and Bokhara vol. II, p. 430. Ich brauche natürlich kaum zu erwähnen, daß die Behauptung Moorcrofts von dem Vorhandensein von Löwen im Amu-Thal sich gegenwärtig recht seltsam ausnimmt.

Digitized by Google

Als diese nun durch den Dolmetscher erfuhren, daß der König sie zum Tode verurteilt habe, begannen sie lustige Lieder zu singen und ihre Freude durch Tänze und andere Körperbewegungen kund zu geben. Erstaunt über den Mut, mit dem sie in den Tod gingen, ließ der König sie rufen und fragte sie über den Grund ihrer Freude, da sie doch den Tod schon vor Augen hätten. Sie antworteten hierauf, daß sie, wenn sie durch einen anderen in den Tod gesandt worden wären, traurig sein würden, daß sie aber froh wären, von der Hand eines so großen Königs, des Siegers über alle Völker, zu sterben [1]). Gerührt durch diese großartige Denkweise seiner Feinde, schenkte ihnen Alexander das Leben und gewann in ihnen die ergebensten Krieger für sein Heer.

Anders werden sie von Strabo beurteilt. Seinen Worten nach „unterschieden sich in alten Zeiten die Ssogdianer und Baktrianer in Sitten und Lebensart nicht viel von den Nomaden" [2]). Nach der Auflösung der Monarchie Alexanders des Großen spielte Ssogdiana nicht gerade die letzte Rolle unter den von den griechischen Heerführern gebildeten Staaten. Es gehörte zu gewissen Zeiten dem griechisch-baktrischen Reich an [3]), zu anderen Zeiten wiederum war es selbständig [4]).

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung drang hier die Lehre Christi ein.

Zu Beginn des VI. Jahrhunderts war Ssamarkand der Sitz des hiesigen Bischofs und sogar des Metropoliten [5]).

Zu dieser Zeit war Ssogdiana mit seiner Hauptstadt Ssamarkand ein einzelnes unabhängiges Reich. Es war für die umgebenden Staaten geradezu ein Beispiel, das nachgeahmt wurde, so zu sagen ein Ideal der Vollkommenheit. Wir lesen über dieses Reich bei dem großen Chinesen Sian-Tsjan (Hsüën-Tsang) der

---

[1]) Quintus Curtius, lib. VII, cap. X (p. 159).

[2]) Strabo, Geographie, Buch XI, Kap. 11. (Der Verfasser läßt ferner den Strabo von dem Brauch der Ssogdianer, die Greise und die Kranken den Hunden vorzuwerfen, erzählen. Der zitierte Bericht des Strabo, nach Onesicritus, bezieht sich jedoch auf die Baktrianer und nicht auf die Ssogdianer. Anm. des Uebers.)

[3]) Strabo, a. a. O.

[4]) Grigorjew, Das griechisch-baktrische Reich. Vorlesungen über die Geschichte des Orients (russisch).

[5]) Yule's Geography of the valley of the Oxus p. XXVIII.

Digitized by Google

Central-Asien in der ersten Hälfte des VII. Jahrhunderts bereiste, folgendes:

„Das Reich Sa-mo-kien (Ssamarkand) hat einen Umfang von 1600 bis 1700 Li. In der Richtung von Ost nach West erweitert es sich, in der Richtung von Süd nach Nord hingegen ist es verengt. Die Hauptstadt hat ca. 20 Li im Umfang. Das Land ist (gegen das Eindringen der Feinde) durch natürliche Hindernisse geschützt und besitzt eine zahlreiche Bevölkerung. Die kostbarsten Waren aus den fremden Ländern sind hier in reicher Anzahl vertreten. Der Boden ist fett und fruchtbar und liefert üppige Ernten. Die Wälder bieten eine prachtvolle Vegetation und Blumen und Früchte sind im Ueberfluß. Das Land liefert eine Menge ausgezeichneter Pferde. Die Einwohner unterscheiden sich von denjenigen der benachbarten Länder durch eine große Fertigkeit in Künsten und im Handwerk. Das Klima ist angenehm und gemäßigt; die Sitten der Einwohner zeichnen sich durch Energie und Kühnheit aus“ .... „In allem, was sich auf Moral und gute Sitte bezieht, suchen die benachbarten und entfernteren Völker ihnen nachzuahmen. Der König ist mutvoll und die benachbarten Reiche folgen seinen Befehlen. Er hat ein starkes Heer und eine zahlreiche Kavallerie.“ .... „Seine Soldaten sind mutig und furchtlos und begegnen freudig dem Tod. Auf dem Schlachtfeld vermag ihnen gegenüber kein Feind stand zu halten“ [1]).

Nach diesem Citat läßt es sich mit Leichtigkeit schließen, daß die Ssogden, oder gegenwärtig vielmehr die Ssamarkander, in moralischer Beziehung die gleichen geblieben waren, wie sie zu den Zeiten Alexanders des Großen nach dem Bericht des Quintus Curtius geschildert werden. Sian-Tsjan legt viel Nachdruck auf die Kühnheit und den Mut der Einwohner von Ssamarkand, welche ihm als die vornehmsten Eigenschaften ihres Charakters erscheinen. Aus den Berichten der späteren Reisenden ersieht man, daß diese Eigenschaften noch lange Zeit den Bewohnern des prachtvollen Serawschaner Thales eigen blieben.

Zu Beginn des VIII. Jahrhunderts brachen die Araber in das blühende Thal des Serawschans ein und bald befand sich ganz

---

[1]) St. Julien etc. Vol. I, p. 18.

Digitized by Google

Transoxanien unter der Herrschaft des Khalifen. Ssamarkand entging keineswegs dem allgemeinen Geschick, aber die Eroberung der Stadt kam den Siegern teuer zu stehen. Im Jahre 708 wurde die Stadt durch die Muselmänner zerstört. Das Christentum, das zur Zeit sich machtvoll in Transoxanien entwickelt hatte, war nun mit dem Auftreten der Mohamedaner heftigen Verfolgungen ausgesetzt.

Trotz aller Gewaltthaten, die von den fanatischen Jüngern Mahomeds ausgeübt wurden, hielt sich das Christentum hier doch noch mehrere Jahrhunderte lang standhaft. Uebrigens scheint hierzu bis zu gewissem Grade auch die vernünftige, tolerantvolle Regierung der Ssamaniden beigetragen zu haben. Ihre Epoche war die Zeit der höchsten Blüte für Ssamarkand. Die Stadt wurde durch schöne Bauten geschmückt, auf den großen Bazaren herrschten Luxus und Reichtum. Die muselmännischen Geographen und Reisenden des X., XI. und XII. Jahrhunderts singen einstimmig einen Lobhymnus zu Ehren der Stadt Ssamarkand. So findet sich beispielsweise bei einem der ältesten arabischen Geographen, bei Ibn-Haukal folgende Beschreibung der Stadt und des Landes:

„Ssamarkand ist die Hauptstadt von Ssogda; sie liegt am Norduser des Flusses Ssogda. Die Stadt hat eine Citadelle, Vorstädte und Befestigungen mit 4 Thoren: das östliche Thor wird das chinesische genannt; das westliche das Thor Nubechar oder das Quellenthor; das nördliche das bucharische Thor; das südliche das von Schachrisjabs“ [1]).

Der Verfasser bewundert die Bauten von Ssamarkand, die Paläste, Gärten und Landhäuser in hohem Grade.

„Ssamarkand,“ sagt er ferner, „ist der große Kreuzweg auf dem Wege nach Mawerrain-nehr. Vormals befand sich die Residenz des Landesregenten in dieser Stadt, bis sie von Ismail-Bin-Achmed nach Buchara verlegt wurde“ [2]).

Nachdem nun Ibn-Haukal in entsprechender Weise sich mit der Produktivität des Landes beschäftigt hat, verbreitet er sich mit besonderem Genuß über die Bevölkerung von Mawerrain-

[1]) Ebn-Haukal. Oriental geography, p. 252.

[2]) Ibid., p. 251.

nehr und speziell die von Ssogda, d. h. von Serawschan. Er schildert das moralische Bild der Ssamarkander seiner Epoche in folgenden Worten:

„Ehrenhaftigkeit und Freigebigkeit sind den Einwohnern so sehr eigen, daß es keinen einzigen Mensch giebt, der nicht den Brauch der Gastfreundschaft üben würde. Der Fremde, der sie von diesem Standpunkt aus betrachtet, dürfte wähnen, daß sämtliche Familien im Lande zu einer Familie, zu einem Hause gehören. Wenn ein Reisender zu ihnen kommt, so bemüht sich ein jeder von den Einwohnern, ihn zu sich einzuladen. Um die Möglichkeit zu gewinnen, dem Reisenden ihre Dienste anzubieten — es ist das der beste Beweis für ihren edlen Sinn — pflegt ein jeder Einwohner, wie arm er auch sein mag, einen Teil seiner Wohnung für die Aufnahme eines solchen Gastes abzuteilen. Bei der Ankunft des Reisenden entspinnt sich zwischen ihnen ein Streit darüber, wem die Ehre zu Teil werden soll, für den Fremden Sorge zu tragen und ihn in seinem Hause aufzunehmen. Auf diese Weise verbrauchen sie ihre Einkünfte zu Werken der Gastfreundschaft. Einst war ich in Ssogda und sah dort ein großes Gebäude, einen rechten Palast, dessen Thüren sperrweit offen standen und an den Mauern mit Nägeln angenagelt waren. Ich fragte nach der Ursache dieser Erscheinung und man antwortete mir, daß schon seit mehr als hundert Jahren die Thore offen seien und auch jetzt noch Tag und Nacht offen stehen: die Reisenden können zu jeder Tageszeit und in beliebiger Anzahl das Haus betreten — der Hausbesitzer wird sie mit dem Nötigen versorgen, wie die Menschen, so auch die Tiere; und er scheint sehr zufrieden und fröhlich zu sein, wenn die Gäste bei ihm einige Zeit verbringen. Nirgendswo in anderen Ländern habe ich Aehnliches gesehen. Hingegen pflegen ja die Herrscher und Reichen in anderen Ländern ihre Schätze für ihre eigenen Günstlinge oder zur Befriedigung grober, sinnlicher Bedürfnisse zu verwenden" [1]).

Um die Mitte des XII. Jahrhunderts war Ssamarkand noch immer die gleiche glänzende Stadt, wie zu den Zeiten des Ibn-Haukal, wenngleich auch die Verlegung der Residenz nach

---

[1]) Ebn-Haukal. Oriental geography, pp. 234—5.

Digitized by Google

Buchara nicht ohne ungünstigen Einfluß auf die Stadt bleiben konnte. Edrisi, der arabische Geograph dieser Epoche, beschreibt die Stadt in folgender Weise.

„Ssamarkand ist eine große und schöne Stadt, im Süden von dem Flusse Ssogda gelegen; es ist das die Hauptstadt der Provinz Ssogda. Die Straßen und die öffentlichen Plätze der Stadt sind sehr breit, die Bauten sehr hoch, ebenfalls die Bazare und Bäder. Die Stadt wird von einer Lehmmauer und einem Graben umgeben. Die Citadelle ist sehr stark befestigt und schön. In der Stadt giebt's eine Menge von Häusern und Palästen; nur wenige Häuser, selbst von den nicht gerade schönen, sind ohne Gärten, Weinberge und Springbrunnen" [1]).

Edrisi berichtet ferner, daß Ssamarkand zu seinen Zeiten trotz des Glanzes doch nur ein Schatten von dem war, was es früher war [2]). Bald darauf wurde die Stadt durch Tschingis-Chan erobert (1221 n. Chr.).

Trotz der schrecklichen Verwüstung, welche die Steppenbarbaren anrichteten, die, wie ein späteres persisches Sprichwort sagte: „Kamen, zerstörten, sengten, mordeten, raubten und gingen" [3]), — erholte sich Ssamarkand von der Zerstörung doch bald und zwar in dem Maße, daß Marco-Polo, der hier in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts gewesen war, über die Stadt folgendes berichten konnte: „Ssamarkand ist eine prachtvolle Stadt, geschmückt mit wundervollen Gärten. . . . . Die Stadt wird von einer Ebene umgeben, die die verschiedentlichsten Früchte hervorbringt. In dieser Stadt wohnen Christen und Sarazenen" [4]).

Die letzte Bemerkung ist von großer Wichtigkeit. Es befanden sich also in Ssamarkand zu jener Zeit so viele Christen, daß sie nicht unbemerkt bleiben konnten. Marco-Polo spricht von ihnen gerade so, wie von den Sarazenen, d. h. den Muselmännern.

---

[1]) Edrisi, Géographie, trad. p. A. Jaubert. Vol. II, pp. 197—98.

[2]) Ibid., p. 198.

[3]) „Amedend u kendend u suchtend u kuchtend u burdend u reftend." Vámbéry. Geschichte Bocharas. B. I, S. 142 (deutsche Ausgabe von 1872).

[4]) Marco Polo. (Transl. by Colonel Yule. London 1871. Vol. I, p. 170.)

Digitized by Google

Vor 125 Jahren, fährt Marco-Polo fort, war in Ssamarkand eine Kirche errichtet und dem heiligen Johannes dem Täufer gewidmet. Der Regent der Stadt, Chan Dschagatai, trat zum Christentum über [1]).

Immerhin aber konnte weder dieser anscheinend erfolgreiche Kampf des Christentums mit dem Mohamedanismus, noch auch die Unterstützung von Seiten der mongolischen Fürsten, das Christentum vor einer völligen und baldigen Ausrottung in Transoxanien retten.

Zur Zeit der inneren Zwiste und Uneinigkeiten, die unter den Tschingisiden ausbrachen, verwüstete Ssamarkand und sank immer tiefer. Jetzt war es nur durch seine Ruinen berühmt, die von seiner früheren Größe sprachen und vielleicht auch noch durch die Menge von muselmännischen Heiligen, die hier aufkamen.

Es begannen bereits muselmännische Scholastik und muselmännischer Pietismus tiefe Wurzeln zu schlagen in der geistigen und moralischen Weltanschauung der Nachkommen der alten Ssogden. Diese Schmarotzer-Pflanzen übermannten späterhin den schönen Stamm der altiranischen Kultur in der Weise und sogen an seinen Säften mit solcher Gier, daß schließlich nur ein bloßer Schatten zurückblieb.

Der berühmte Ibn-Batuta aus Tanger, der Ssamarkand in der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts besuchte, zitiert eine lange Liste von Heiligen und Heiligtümern, durch welche Ssamarkand schon damals in Central-Asien berühmt war. Der Reisende entwirft uns in lebhaften Farben ein Bild der Verwüstung von Ssamarkand, wobei er natürlich, wie das einem echten Jünger des Islams geziehmt, den Mohamedanismus wohl zu rühmen weiß. Ich bringe hier einen Passus aus seiner Beschreibung der Stadt:

„Nachdem ich mich von dem Sultan Termaschirin (in Buchara) verabschiedet hatte, begab ich mich nach Ssamarkand, welches eine der größten, schönsten und prachtvollsten Städte der Welt ist. Die Stadt ist an den Ufern des Flusses der Walker errichtet

---

[1]) Marco Polo. (Transl. by Colonel Yule. London 1871. Vol. I, p. 170.)

Digitized by Google

und von einem Netz von Bewässerungskanälen bedeckt, durch welche seine Gärten bewässert werden. Die Einwohner der Stadt versammeln sich täglich nach dem Gebet um 4 Uhr nachmittags am Ufer des Flusses, um sich zu belustigen und zu spazieren. Hier befinden sich Erhöhungen zum Sitzen und Buden, in denen Früchte und andere Nahrungsmittel verkauft werden. Hier am Ufer befanden sich in früheren Zeiten auch umfangreiche Paläste und Denkmäler, die für eine hohe Bildung der Einwohner der Stadt Ssamarkand reden. Die meisten von diesen Bauten sind gegenwärtig nichts viel mehr als Ruinen; auch ein bedeutender Teil der Stadt ist verwüstet. Die Stadt besitzt weder Mauern, noch Thore. Die Gärten befinden sich inmitten (?) der Stadt. Die Einwohner von Ssamarkand zeichnen sich durch einen edlen Charakter und durch Freundlichkeit den Fremden gegenüber aus; sie stehen durch ihre moralischen Eigenschaften viel höher als die Einwohner von Buchara" [1]).

Es ist zu bemerken, daß Buchara schon dazumal den Beinamen: „Buchara-i-Scherif," führte, d. h. heiliges Buchara. Die Scheinheiligkeit geht eben aller Orts und bei allen Religionen Hand in Hand mit dem Obskurantismus und einer Erniedrigung der moralischen Eigenschaften des Menschen.

Ibn-Batuta, wenngleich auch ein eifriger Muselman, war unparteiisch genug, um einem für die Bewohner des „heiligen Buchara", für die „Säulen des Mohamedanismus" ungünstig ausfallenden Vergleich mit den Bewohnern von Ssamarkand nicht auszuweichen.

Bald darauf erwachte Ssamarkand aus der Vergessenheit und dem Schlummer, in welchen es unter der Herrschaft der Tschingisiden in diesem Gebiete versunken war. Der lahme Eroberer Asiens, Tamerlan, hatte sich Ssamarkand zu seiner Hauptstadt erkoren. Von neuem ertönten die Straßen der Stadt vom Lärm einer zahlreichen, thätigen Bevölkerung, von neuem waren die Bazare und Märkte überfüllt mit Waren, die von allen Seiten der Welt hier eintrafen. Die öffentlichen Plätze wurden mit prachtvollen Gebäuden geschmückt und die central-asiatische, oder

---

[1]) Ibn Batoutah, Voyages trad. p. Défrémery et Sanguinetti. Vol. VIII, pp. 51—52.

Digitized by Google

besser allgemein-asiatische Architektur entfaltete sich in den prachtvollen Gärten vor der Stadt und in den Villas der königlichen Familie. Auf Kosten des Untergangs der Städte von nahezu Halbasien, auf Kosten der Blutströme, die durch den „Schechr-Ssebser" vergossen wurden in den Ländern vom Yaxartes bis zum Ganges und vom Pamir bis zum Bosporus, bereicherte sich Ssamarkand und erweiterte sich und wurde nahezu zur größten Stadt des damaligen Asien.

Clavigo, der Gesandte Heinrichs III., des Königs von Kastilien, der in Ssamarkand im Jahre 1404 gewesen war, beschreibt mit Genauigkeit die Wunder der Hauptstadt des Erschütterers von Asien. Auf Schritt und Tritt staunte er vor den unermeßlichen Reichtümern, die aus allen Ländern Asiens hier in Ssamarkand zusammengehäuft waren.

Die Epoche des Timur war aber für Ssamarkand nicht bloß die Zeit der Wiederkehr des äußeren Glanzes und der Macht; auch die geistigen Bedürfnisse des Volkes erwachten. Ein ganzer Schwarm von Poeten verherrlichte in Versen und in Prosa die Thaten des großen Herrschers. Den Poeten folgten auch die Gelehrten. Die berühmten Arbeiten des gekrönten Astronomen Ulug-Beg-Mirsa haben auch noch gegenwärtig ihre Bedeutung nicht verloren. — Allerdings war die Zeit der Timuriden eine Epoche des Glanzes, — leider aber war dieser Glanz nur von kurzer Dauer! Kaum ein Jahrhundert war seit der Zeit der Begründung dieser machtvollen Monarchie vergangen, als bereits die wilden Barbaren unter der Anführung des kühnen Reiters, des Chans Scheibani, vom Norden her in das blühende Thal des Serawschans einbrachen. Die prachtvollen Landhäuser, die Paläste, die erhabenen Moscheeen, die Medressen — alles erlag der Zerstörung und wiederum herrschten „die Greuel der Verwüstung" in der Stadt und schlugen hier ihre feste Behausung auf.

Fruchtlos waren die Versuche des edlen Baber-Mirsa, des letzten Sprossen des großen Timur, die ihm so teure Stadt zu schützen; fruchtlos strengte er alle seine Kräfte an, um den rauhen und schrecklichen Reitern, „die sich auf hölzerne Steigbügel stützten", Stand zu bieten. Die in ihrem Luxus verweichtlichten Bewohner der ewigen Stadt vermochten nicht dem Feind Stand zu halten....

Digitized by Google

Von nun an ging es mit Ssamarkand crescendo bergab, zum Niedergang. Selbst der hervorragende Scheibanide Abdullah-Chan vermochte nicht diesem Niedergang Einhalt zu thun. Die dünkelhaften und gleichzeitig außerordentlich unwissenden Herrscher von Buchara der nachfolgenden zwei Jahrhunderte trugen ihrerseits noch viel dazu bei, daß die Stadt ihre frühere Bedeutung und Macht völlig verlor. Es war das nunmehr nur eine Stadt zweiten Ranges in dem bucharischen Chanat, eine Stadt, die sogar ihre frühere Größe vergessen zu haben schien. Die Stadt schlief einen toten Schlaf, in engherzigen, religiösen Aeußerlichkeiten befangen.

Im Jahre 1868 wurden diese tötlichen Fesseln von den russischen Bajonetten gesprengt. — Die Stadt hat jetzt wiederum eine Möglichkeit gefunden, sich ihrer ruhmvollen Vergangenheit zu erinnern, diesen Ruhm wieder zurückzurufen und ihn in noch höherem Grade zu vermehren, indem sie der gesetzlichen Ordnung und der Leuchte der Wissenschaft des Westens folgt, die durch die Russen hierher gebracht worden sind.

Ich glaube hier noch die Beschreibung des Serawschaner Thales und der berühmtesten Bauten der Timuriden anführen zu dürfen, so wie sie in den Memoiren des Sultans Baber zu finden sind [1]).

„Es giebt nur wenig Orte auf der Welt, die mit Ssamarkand zu vergleichen wären," so beginnt Baber seine Beschreibung dieser Stadt, Ssamarkand liegt in der fünften klimatischen Zone [2]) und ist von Alexander begründet worden; die Türken und Mongolen nannten die Stadt Simerkent.... Ich habe nach den Mauern den Umfang der Stadt messen lassen; sie ist 10600 Schritte lang... Um die Stadt herum finden sich anmutige Wiesen" [3]).

„Der Fluß genügt trotz seiner bedeutenden Größe doch nur kaum dem Bedarf der Bevölkerung an Wasser, um die Felder

---

[1]) Mémoires de Baber, trad. p. Pavet de Courteille. Paris 1871.

[2]) Wie bekannt, wurde der bewohnte Erdkreis von den Arabern in 7 klimatische Zonen eingeteilt; die erste Zone begann unter dem 12. Grad n. Br., die letzte, die siebente, lag unter dem 50. Grad n. Br.

[3]) Baber, l. c. Vol. I, p. 96.

Digitized by Google

zu bewässern. Im Sommer gelangt das Wasser während 3 bis 4 Monaten nicht bis zur Stadt Buchara. Die Trauben, Melonen, Aepfel, Granatäpfel, kurzum sämtliche Früchte gedeihen hier prachtvoll und in außerordentlichen Mengen, ganz besonders schön sind die Aepfel und die „Ssagibi“ (eine Art Trauben). In Ssamarkand ist es sehr kalt [1]), wenngleich hier auch nicht so viel Schnee fällt wie in Kabul.“

„In den Vorstädten von Ssamarkand befinden sich viele Bauten und Gärten, die von Timur-Beg und von Ulug-Beg-Mirsa herrühren. Der erstere hat folgende Bauten errichtet:

1. Kök-Serai — ein umfangreicher Kiosk, prachtvoll, von sehr bedeutender Höhe ... 2. Eine steinerne Moschee (nahe bei dem Eisernen Thor, in der Citadelle der Stadt); sie wurde von Steinmetzen errichtet, die man aus Indostan hatte holen lassen. Die Inschrift, die sich an der Hauptfassade des Gebäudes befindet und einen ganzen Vers enthält — „und Ibrahim führte nun die Grundvesten aus“ — ist (aus Stein) ausgelegt in Buchstaben von einer Größe, daß man sie in der Entfernung von 1 bis 2 Kuruch [2]) lesen kann. Es ist das ein monumentales Gebäude. 3. In dem Garten „bag-i-dil-kuscha“ (der Garten, der das Gemüt erheitert) [3]) wurde ein prachtvoller Kiosk errichtet, in welchem sich die Bilder befinden, die den Feldzug des Timur nach Indien darstellen. Von diesem Kiosk bis zu dem Türkisen(?)-Thor [4]) führte eine Allee von Silberpappeln [5]).

---

[1]) Diese Behauptung des berühmten Sultans nimmt sich sehr sonderbar aus. Für ein Jahrzehnt seit der Einnahme des Gebietes durch die Russen war die mittlere Temperatur in Ssamarkand die folgende: mittlere Temperatur des Jahres + 15,4° C., des Winters + 3,3° C., des Frühjahrs + 16,4° C., des Sommers + 27,5° C., des Herbstes + 14,1° C. Der kälteste Monat, der Februar, hatte eine mittlere Temperatur von + 1,6° C.

[2]) Mémoires de Baber, trad. p. Pavet de Courteille. Paris 1871. Vol. I, p. 103.

[3]) Nach Vámbéry. Geschichte Bocharas rc. B. I, S. 225.

[4]) Vámbéry, nach Clavigo, sagt a. a. O.: „Den Garten verband eine lange schöne Allee mit der Stadt, namentlich mit dem Turkiß-Thor (Derwaze-i-Firuze), dessen breites, hohes, mit blau- und goldfarbigen Ziegeln geschmücktes Portal schon aus der Ferne glänzte.“ Vielleicht läßt sich hieraus die Bezeichnung Türkisen-Thor erklären. Anm. d. Uebers.

[5]) Baber, l. c. Vol. I, p. 98—99.

Digitized by Google

„Unter den von Ulug-Beg-Mirsa ausgeführten und im Innern der Stadtmauern befindlichen Bauten sind zu erwähnen:

1. Ein Medresse und ein Kloster. Die Kuppel des letztgenannten Gebäudes ist von kolossalem Umfang; man behauptet, daß auf der ganzen Welt nichts Aehnliches zu finden sei. 2. Unweit von dem Medresse und dem Kloster errichtete Ulug-Beg wunderbare Bäder, die die „Bäder des Mirsa" genannt wurden. Die Bassins sind mit verschiedenartigem Mosaik ausgelegt. In ganz Chorossan und in Ssamarkand giebt es keine ähnlichen Bäder.

„Südlich von dem Medresse wurden von dem gleichen Herrscher erbaut: 3. eine Kapelle, die den Namen „Meedschidi-Mukatta" (bunte Moschee) führt. Das Gebäude erhielt diese Benennung, weil die Mauern und Gewölbe mit Zeichnungen in chinesischem Geschmack bedeckt sind, die aus künstlerisch angepaßten verschiedenfarbigen Holzstücken bestehen."

„Das folgende berühmte von Ulug-Beg errichtete Gebäude ist 4. das Observatorium am Ufer des Flusses Köhik, für astronomische Beobachtungen bestimmt. In diesem Observatorium eben hat Ulug-Beg die „Körekenschen" Tabellen ausgearbeitet, die späterhin ihre Verbreitung in der ganzen Welt fanden."

Gegenwärtig haben sich von all' diesen Bauten nur noch folgende einigermaßen erhalten: die Moschee des Timur, das Medresse und Kloster des Ulug-Beg. Die übrigen Gebäude sind in Haufen von Trümmern und Schutt verwandelt, oder auch völlig vom Antlitz der Erde verschwunden.

Digitized by Google

2. Kapitel.

Von Ssamarkand bis zum Amu-Darja.

Abreise von Ssamarkand. — Ueber den Kara-Tjubinschen-Paß. — Wiederum Ali. — Schachrisjabs. — Zusammentreffen mit dem Emir von Buchara. — Er wird mein Patient. — Die Geschichte von Schachrisjabs. — Die Reise wird fortgesetzt. — Meine Korrespondenz mit dem aus Badachschan zurückkehrenden Oberst Matwejew. — Mein Brief an den Lojnab des Vilajets Tschaar. — Die Fähre am Amu und meine Ankunft in Masari-Scherif.

Ein paar Tage vor meiner Abreise von Ssamarkand hatte die russische Administration dieser Stadt Briefe an den Beg der Stadt Schaar, durch welche mich mein Weg führte, und an den Lojnab Chosch-Dil-Chan abgesandt. Diese Briefe benachrichtigten die beiden Regenten davon, daß ich durch ihre Gebiete nach Kabul reisen werde. Es war gegen 5 Uhr nachmittags, am 27. November, die Dämmerung hatte bereits merklich um sich gegriffen und der weißliche Nebel bemächtigte sich allmählich der Niederungen des Serawschaner Thales, als die lange Reihe der Lasttiere mit meinem Gepäck langsam durch das Abramowsche Boulevard zog. Die Zitadelle und die russische Stadt blieben hinter uns zurück; rechts von uns lagen das Gebäude und der schattige Garten, die dem Ssamarkander Gouverneur angehörten, links die blaue Kuppel des Grabes des Timur. Wir mußten etwa noch 5—6 Werst durch die krummen, mitunter sehr engen Straßen der Stadt der Eingeborenen reiten. Mehrmals fiel das Gepäck zu Boden, die Pferde bäumten sich, schlugen aus, scheuten vor den entgegenkommenden Arbas zurück. Kurzum die Lasttiere machten uns in der ersten Zeit viel zu schaffen.

Digitized by Google

Als wir nun, nachdem wir unzählige mal stecken geblieben und mit dem Gepäck zu thun gehabt hatten, schließlich die Stadtgrenze überschritten, stand der Vollmond bereits hoch über dem Horizont und beleuchtete mit seinem intensiven gelblichen Licht die weite flache Steppe. Unter dem frischen, leichten Windzug, der von den schneebedeckten Massen des die Steppe im Süden begrenzenden Ssamarkander Rückens kam, schritten Menschen und Tiere rüstig einher. Je weiter wir vorwärts kamen, desto deutlicher traten aus dem bläulichen Duft die sich vor uns mauerartig emportürmenden Berge hervor. Die weißen, schneebedeckten Gipfel glänzten hell in dem Mondlichte.

Bald darauf verstärkte sich der Wind. Es wurde kalt. Die Kosaken, die anfänglich bloß in ihrer üblichen Kleidung waren, mußten bald zu den unvermeidlichen grauen Soldatenmänteln greifen. Vor allem hatten die Reiter die eisernen Steigbügel [1]) zu spüren; der kalte Wind suchte sich einen Weg durch die weiten Aermel des Paletots und durch den Kragen des nicht fest anschließenden Rockes; noch etwas später und schon machte der Wind die Knie unangenehm prickeln, ungeachtet der schützenden Tschembaren (beim Turkestaner Militär übliche Lederhosen). Zum Nachtlager hatte ich das in etwa 30 Werst von Ssamarkand liegende Kara-Tjube [2]) bestimmt. Zehn Werst vor der Station sandte ich einen Dschigiten voraus mit dem Auftrag, für uns das Lager, den Thee, das Abendbrot und überhaupt alles Notwendige vorzubereiten. — Die ganze Zeit über führte uns der Weg durch eine offene Steppengegend. Endlich lenkte er in eine Schlucht ein; die Feuer von Kara-Tjube zeigten sich in der Ferne. Als ich in das Dorf eintrat, war schon alles zu unserem Empfang bereit in dem, wenn auch düsteren, so doch gastfreundlichen Karawanserai, der uns, den erfrorenen Reisenden, übrigens sehr freundlich und gemütlich erschien. Es war gegen 10 Uhr nachts; die Müdigkeit machte sich geltend und bald lagen wir alle im festen Schlaf.

---

[1]) Ich hatte mich mit einem paar hölzernen Steigbügeln, wie sie gewöhnlich von den Kirgisen gebraucht werden, versehen und zwar für den Fall, daß wir die schneebedeckten Päße des Hindu-Kusch zu passieren haben würden.

[2]) Kara-Tjube nach Schwarz 2920 Fuß über dem Meere; nach Samotschnikow unter 38° 58′ 26″ östl. Länge und 40° 5′ 17″ nördl. Breite.

Digitized by Google

Am folgenden Tag hatten wir eine recht lange und schwierige Strecke, vom Kara-Tjube bis zum Dorfe Koinar zurückzulegen, im ganzen gegen 30 Werst. Diese Strecke ist der des Ssamarkander Gebirgszuges an diesem Orte gleich. Der Weg führt über den Kara-Tjubinschen- oder den Tachta-Kara-Tscha-Paß. Wir zogen anfangs durch eine ausgedehnte Schlucht Katta-Ssai, an deren Seiten sich stellenweise winzige Felder mit Winterkorn befinden. Selten nur stießen wir auf Dörfer der Gebirgsbewohner; sie schmiegten sich an die senkrechten Wände der Schlucht oder nisteten auf den steilen Felsen. Die Haufen der Kleegarben, die auf den Dächern der Häuser aufgestapelt lagen, verliehen den Dörfern ein sehr freundliches und wohnliches Aussehen. Unten brauste und rauschte ein reißender, von den eisigen Fesseln des Winters noch nicht überwältigter Bach in smaragdgrünen Ufern.

Nun aber wurde der Weg steiler und steiniger. Bald stießen wir auf eisbedeckte Gehänge der Berge. Noch höher und die Felsen waren bereits mit einer Schneedecke bedeckt. Der Schnee war recht tief, aber das war noch ein geringes Uebel; viel schlimmer war es, daß der Weg uns über Stellen führte, auf denen die ausgetretenen eingefrorenen Bäche sich in einen ebenen, glatten Eisspiegel verwandelt hatten. Die Lasttiere glitten hier beständig aus, stolperten und konnten sich nur langsam und mit vieler Mühe fortbewegen. Es war noch gut, daß ich darauf gekommen war, die Pferde mit russischen Hufeisen beschlagen zu lassen. Dank den spitzen Stollen dieser Hufeisen gewann der Fuß des Pferdes mehr Halt und Sicherheit, als wenn er mit den platten Hufeisen der Eingeborenen ohne Stollen beschlagen gewesen wäre.

Ungeachtet dieses Vorzuges des russischen Hufeisens vor dem der Eingeborenen, verstehen sich die Central-Asiaten sehr ungern zu der russischen Art des Beschlagens. Im Gegenteil, es eignen sich die Russen gewöhnlich nach einiger Zeit die einheimische Art des Beschlagens an. Diese scheinbar so eigentümliche Erscheinung läßt sich in folgender Weise erklären: 1. das russische Beschlagen ist fast ausschließlich nur in Schmieden möglich, überhaupt aber nur mit erhitzten Hufeisen. Dieser Umstand ist für den Central-Asiaten beschwerlich, da man in den Steppen und Bergen

Digitized by Google

Central-Asiens selten eine Schmiede antrifft. Das Beschlagen mit den einheimischen platten und gewöhnlich sehr dünnen Hufeisen ist hingegen auf kaltem Wege herzustellen und unter jeglichen Umständen, sogar auf der Reise, ermöglicht; 2. beschädigen sich die einheimischen Pferde bei russischen Hufeisen sehr bald die Beine, wovon ich mich selber im Laufe der Reise zu überzeugen Gelegenheit hatte.

Wie dem auch sei, im vorliegenden Fall hatten mir die russischen Hufeisen einen guten Dienst geleistet.

Als wir den Paß erstiegen, gab's eine recht heftige „Purga" (Schneegestöber). Die wenigen Artscha an den Seiten des Weges waren mit Schnee bedeckt; ihre biegsamen Zweige neigten sich unter dieser Last fast zum Boden hinab.

Nun hatten wir den höchsten Punkt des Passes Tachta-Kara-Tscha [1]) erreicht. Hier türmen sich Granitfelsen und Platten in Unordnung über einander. Ein gesondert stehender Stein zieht unwillkürlich die Aufmerksamkeit des Reisenden auf sich. Er eignet sich vorzüglich für eine Legende. Allerdings erzählt nun auch die Volkssage, daß dieser Stein aus dem Thal heraufgebracht worden sei und zwar durch niemand anders als durch den bekannten Liebling der central-asiatischen Sagen und Mythen — den Ali. Da sind noch die Abdrücke der Finger des heiligen Khalifen, die sich in den Granit eingedrückt hatten. Ein frommer Muselman wird nie an diesem Stein vorbeigehen, ohne sein Gebet zu verrichten. Er kümmert sich nicht darum, daß die Legende mit den geologischen Verhältnissen nicht im Einklang steht. Im Thale giebt's keinen Granit; es findet sich vorwiegend Schiefer und Thon; der Stein des Ali aber ist eine genaue Kopie von den Steinen, die neben ihm auf dem Gipfel des Passes in Unzahl herumliegen. Aber auch das macht dem frommen Muselman keine Sorge, daß Ali niemals in dieser Gegend gewesen und daß zu seiner Zeit noch kein Pionier des Mohamedanismus in diese Berge und Thäler eingedrungen war.

Im Bewußtsein des Central-Asiaten ist der Funke des Zweifels noch nicht erwacht — er ist vielmehr erloschen — dieser oft so sehr oberflächliche Zweifel, an welchem unser Westen so

---

[1]) Absolute Höhe nach Schwarz 5180, nach Oberst Matwejew 5200 Fuß.

Digitized by Google

reich ist; — noch lange wird der Central-Asiate in der Schlichtheit seines Gemüthes fest daran glauben, daß der Stein von dem heiligen Helden aus dem Thal heraufgebracht worden sei. Er bedarf bloß des Anlasses, um sich noch ein übriges Mal seinen legendarischen Helden in Erinnerung zu rufen.

Auf dem Gipfel des Passes blieb ich einige Minuten stehen: die Lasttiere bedurften unbedingt einer Rast. Das Schneegestöber hatte sich plötzlich gelegt und die Sonne beleuchtete grell den zackigen Kamm der Felsen, die mit dem reinsten Schnee bedeckt waren.

Von hier aus eröffnet sich eine prachtvolle Aussicht auf das Schachrissjabser-Thal. Dasselbe erscheint vor den Blicken des Beobachters gleich wie eine Bucht des unendlichen Ozeans, der Turaner Niederung; vom Norden wird diese Bucht durch den Ssamarkander Gebirgsrücken, vom Süd-Osten durch den äußersten Ausläufer des Hissar-Rückens begrenzt. Der östliche Winkel derselben wird durch die massive Berggruppe des Hasret-Sultan abgeschlossen, die mit ihren schneebedeckten Gipfeln das umgebende Hügelmeer bedeutend überragt. Das ganze Thal war von dem Sonnenlicht überflutet. Da liegen wie auf einem Teller die Städte: Kitab und Schaar und dann östlicher Jakka-Bag; sie sind von einem breiten Gürtel dunkler Gärten umgeben. In einigen hundert Schritt abseits vom Gipfel des Passes giebt es einen Punkt, von welchem aus man mit einem Mal die beiden schönen Thäler übersehen kann; das Serawschaner und das Schachrissjabser. Welch ein großartiges und erhabenes Bild bietet sich hier den Augen dar!

Nachdem wir den Paß hinabgestiegen waren, ritten wir durch eine tiefe Schlucht, auf deren Sohle ein launenhafter Bach dahinfließt, der auf seinem Wege alle zufälligen Hindernisse und die sich stellenweise aus hinabgestürzten Felsmassen gebildeten Dämme überwindet. Plötzlich erschien auf einem der Hügel, die hier bereits recht abgerundet sind, ein Reiter. Der Reiter machte einige Schritte uns entgegen, blickte sich scharf nach allen Seiten um, gerade als ob er mit seiner aufgeworfenen Nase in der Luft schnüffelte, gab dann seinem Roß eine scharfe Wendung und jagte pfeilschnell zurück. Die flatternden Schöße des Chalats des Reiters verschwanden bald hinter dem Vorsprung des nächsten

Digitized by Google

Hügels. Es war mir anfänglich unbegreiflich, was diese Erscheinung zu bedeuten habe. Bald jedoch erklärte sich die Sache, indem sich auf dem Wege vor uns ein Häuflein buntbekleideter Bucharen zeigte.

Als die Bucharen meiner ansichtig wurden, setzten sie ihre Pferde in Galopp und kamen rasch auf mich zu. Im vollen Lauf sprangen einige der Reiter von ihren Pferden herab und einer, anscheinlich der hochgestellteste, von ihnen, eilte rasch auf mich zu, indem er mir Begrüßungen zurief und seine Hände ausstreckte, um die meinigen zu drücken. Es war das der Sohn des Begs von Kitab, der auf Befehl des Emirs von Buchara ausgesandt war, speziell um den „Doktor-Tjurja" zu empfangen. Er machte mich sofort selber mit seiner Mission bekannt und bemerkte dabei, daß in dem nächstliegenden Dorfe Koinar zu meinem Nachtlager schon alles bereit sei.

Am folgenden Tage legte ich bloß 15 Werst zurück — die Strecke, welche das Dorf Koinar von der Stadt Schaar trennt. Auf diesem Wege hat man die Furt eines recht wasserreichen Flüßchens Ak-Darja zu passieren, eines Nebenflusses des Koschka-Darja. Ein recht großes Dörfchen liegt an dem nördlichen Ufer des Flusses und trägt den sonderbaren Namen „Uruß-Kischlak" — ein russisches Dorf. Da es gegenwärtig in diesem Dorfe keinen einzigen russischen Bewohner giebt, so läßt es sich bloß vermuten, daß hier in früheren Zeiten vielleicht russische Gefangene gewohnt haben. Diese Vermutung findet einigermaßen ihre Bestätigung in den Nachrichten Jefremows [1]), der zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Gefangenschaft der Kirgisen geraten war und mehrere Jahre lang in den Ketten der bucharischen zu schmachten hatte.

Wie dem auch sei, gegenwärtig erwartete die gesamte bucharische Aristokratie bei den Lehmmauern gerade dieses „Uruß-Kischlaks" die Ankunft des „Uruß-Doktor" — des Hakim-Tjura Sklaverei in dem central-asiatischen Dialekt.

Als ich mich der Gruppe der geputzten und auf feurigen Rossen sitzenden Reiter genähert hatte, so wurden mir sofort

---

[1]) Jefremow, Philipp. „Wanderungen in der Kirgisensteppe, in Buchara, Chiwa, Persien, Tibet und Indien." 3. Aufl. Kasan 1811. (Russisch.)

Digitized by Google

von mehreren Seiten zugleich Begrüßungen zugerufen und mehrere Paar Hände von den Sätteln her zum Händedruck zugestreckt. Der Central-Asiate reicht nicht eine, sondern beide Hände, wenn es sich um ein Zeichen besonderer Ehre und Hochachtung handelt. Manchmal nimmt er die Hand des zu Begrüßenden und drückt sie an sein Herz; wenn es aber eine regierende Person zu begrüßen gilt — an die Stirn.

Ich ritt, indem ich von einer Seite den Schaadi-Beg „Udaitschi", von der anderen den Abdul-Halil-Beg hatte. Hier ritten auch Dur-Bin-Beg, Jachschi-Beg und andere mehr. Alles Persönlichkeiten, die dem Emir am nächsten standen.

Vor der Citadelle Kitab [1]) fanden wir die Garnison unter Gewehr und mit flatternden Fahnen aufgestellt. Als ich am Thor der Citadelle angelangt war, neigten sich die Fahnen, die Trommeln rasselten und die Musik begann zu spielen. In Erwiderung dieser mir von der bucharischen Administration erwiesenen Ehre, verließ ich mein Pferd und ging zu Fuß durch das Thor der Festung. Am Thor wurde ich von dem Beg der Stadt Kitab, dem Abdul-Hafar-Inak, empfangen. Es war das ein magerer kleiner Alter, etwa ein 60ger, schwächlich dem Aeußeren nach, aber mit Augen voll Leben und Feuer. Nach den üblichen Begrüßungen führte er mich in sein Empfangszimmer.

Im Inneren der Festung, welche übrigens unverdientermaßen einen so hochtönenden Namen führt, da ihre Wände eingestürzt und verfallen sind und auf erhaltenen Partieen des Walles kein einziges Geschütz zu sehen ist — auf einem ebenen, gepflasterten Hof, erhob sich neben einer großen Cisterne ein recht bedeutendes Gebäude. Es enthielt bloß ein einziges Zimmer, dessen Boden seiner ganzen Breite und Länge nach mit einem einzigen Teppich bedeckt war. Es gab hier keine Möbel; die Wände waren nackt, dafür aber strahlte die mit zwei kleinen Kuppeln geschmückte Decke von Malereien in central-asiatischem Geschmack.

Beim Dorstarchan plauderte der redselige Beg über eine Stunde mit mir über die verschiedensten Dinge. Er erzählte unter anderem, daß der Emir von Buchara schon lange in Schaar

[1]) Nach Schwarz 1800 Fuß über dem Meere.

Digitized by Google

wohne und wohl nicht so bald von hier nach Buchara zurückkehren werde.

Diese Mitteilung erschien mir recht auffallend: der Emir verbringt gewöhnlich den Winter in der Stadt Buchara und kommt bloß im Sommer nach Schachrisjabs. Was mochte denn den Emir zu dieser Abweichung von seinen Gewohnheiten gebracht haben? Es ließ sich natürlich vermuten, daß die in Gang gekommenen Beziehungen der russischen Regierung zu den Afghanen den Emir bewogen hatten, eine so lange Zeit in der „grünen Stadt“ zu verharren, woselbst er au courant in bezug auf die Ereignisse war und zeitig Nachrichten über die ihn so sehr interessierenden politischen Neuigkeiten erhalten konnte. Hierzu kam nun noch die Mitteilung des ehrwürdigen Alten, daß der Emir, der sich gerade in der nächsten Stadt Tschiraktschi befand, auf den in Schaar erhaltenen Bericht von der Ssamarkander Obrigkeit von meiner Durchreise durch bucharisches Gebiet, sofort nach Schaar zurückgekehrt sei und die Anordnung für den prunkvollen Empfang getroffen habe, der mir so unerwartet zu Teil wurde. Als ich aus Ssamarkand ausrückte, glaubte ich möglichst rasch und unbemerkt das bucharische Gebiet passieren zu können. Jetzt aber mußte ich offenbar jede unnütze Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit beiseite legen und dem Gebieter von Buchara einen Besuch abstatten.

Der schmächtige Beg von Kitab redete mir eifrig zu, unter seinem gastfreundlichen Dach zu übernachten. Bis nach Schaar war es jedoch bloß 8 Werst und ich machte mich darum nach kurzer Rast wiederum auf den Weg.

Der Weg von Kitab bis Schaar führt durchweg durch Gärten, die nur hie und da von Tabak- und Baumwollplantagen unterbrochen werden. Dieser große Garten war jedoch zu dieser Jahreszeit lange nicht mehr der, wie ich ihn im August dieses Jahres bei meiner Rückkehr aus Kabul gesehen hatte. Damals grünte er wie ein dunkler, undurchdringlicher Wald, gegenwärtig aber, wo er seines schönen Laubschmuckes beraubt war, erschien er mir finster und düster. Statt des leichten angenehmen Säuselns in seinen Zweigen ließ sich jetzt ein trauriges, dumpfes Geräusch, bei stärkeren Windstößen ein lautes Knarren und Sausen vernehmen, gerade als ob der Gartenhain, den vergangenen

Digitized by Google

Sommer beweinend, stöhnte. Auch die Felder standen nackt. Nur die Sonne war immer noch dieselbe und schaute einer sorgenden Mutter gleich, hell, lächelnd, freundlich hinab und erwärmte liebevoll die trauernde Erde. Die rötlich-goldenen Töne des Sonnenlichtes ruhten auch jetzt strahlend, wie im August, auf auf den Gipfeln der Bergmassen und wurden von ihrem schneeweißen Gewande wiedergespiegelt....

Meine Reise hatte das Aussehen eines Triumphzuges. Meiner Kavalkade folgte eine Menge Reiter, die mit einander in der Schönheit ihrer Rosse und in den grellen Farben ihrer Gewänder wetteiferten. Am Wege standen hie und da die Eingeborenen in Haufen und erfreuten sich an dem unentgeltlichen Schauspiel. Das Häuflein der Kosaken in „Papachen" (große Pelzmützen), mit den „Berdan"-Gewehren über der Schulter interessierte sie ganz besonders. Das waren also die schrecklichen „Uruß-Kosaken", die noch vor kurzem ihre tapferen, gleichzeitig aber auch großmütigen Feinde gewesen waren.

Auf unserem Wege hatten wir wiederum mehrfach die Nebenarme des Kaschka-Darja durch die Furt zu passieren.

Jetzt aber zeigte sich auch die Festung Schaar [1]) — die Wiege des Welteroberers Tamerlan.

Ich trete in das Thor ein, passiere mehrere Quartiere; rechts bleibt die Moschee, die wahrscheinlich vormals durch ihre Pracht berühmt gewesen ist, gegenwärtig aber an ihre frühere Größe nur noch durch die abgestürzten Kachelziegel und die verwitterte, kühn und hoch emporragende große Kuppel mahnt. An den Thürsimsen und auch um die Kuppel herum haben sich Ueberreste von arabischen Inschriften erhalten.

Nachdem ich einen gedeckten Bazar passiert hatte, kam ich endlich in meiner Wohnung an. Es war das dieselbe Wohnung, in der ich mit dem General Stolettow im Monat August gewesen war. Aber nicht alles war hier das gleiche geblieben. Damals gab es überall Blumen, jetzt waren sie nirgends zu finden. Die Bucharen sind schlechte Blumenzüchter, sie kultivieren

---

[1]) Nach Schwarz 1080 Fuß über dem Meere; astronomische Lage: 39° 3' 9" nördl. Br., 36° 29' 19" östl. Länge.

Digitized by Google

nur einjährige Pflanzen, die zur Zeit bereits alle ausgegangen waren.

Am 20. November, um 10 Uhr vormittags erwartete mich bereits der „Udaitschi“ mit dem Hofstaat am Thore meiner Wohnung. Ich sollte mich zur Audienz bei dem Gebieter von Buchara bereit machen. Der Gang durch die Stadt bis zur Citadelle, in welcher der Emir seine Wohnung hatte, geschah unter üblichen Ceremonien. Der „Udaitschi“ ritt voraus und zeigte den Weg; noch weiter voraus ritten drei Reiter mit vergoldeten Stäben in den Händen. Auf dem „Rigistan“ (der Platz vor dem Thor der Citadelle) war eine bedeutende Ehrenwache aufgestellt, die mir, als ich vorbeiritt, salutierte. Das erste, was mir in die Augen fiel, als ich das Thor der Citadelle passierte, waren die Ueberreste des ehemals so berühmten Palastes des Timur, des „Ak-Serai“. Einen Begriff von der früheren erhabenen Schönheit des Palastes konnte man sich nach den zwei teilweise eingestürzten Türmen machen, die auch jetzt noch ihre halbzerstörten Spitzen hoch in die Lüfte erheben.

Die glänzende Bekleidung dieser Türme aus glasierten Ziegeln war an vielen Orten abgestürzt; die schlanken Kolonnen, mit denen ihre Seitenansichten verziert waren, sind verwittert und das elegante Ornament, in streng arabischem Stil ausgeführt, befindet sich jetzt in einem sehr kläglichen Zustand. Von der gigantischen Kuppel, durch welche einst die Säulenhalle geschmückt war, ist nichts mehr zurückgeblieben [1]).

Zwischen den Türmen hat sich keine Spur mehr von einem Portal erhalten. Gegenwärtig verbindet eine kleine Lehmmauer die zwei ihrem Verfall entgegengehenden Kolosse; durch diese Mauer führt ein einfaches Thor.

Vor dem Thor blieb das ganze Gefolge und auch meine Kosakeneskorte stehen. Den Hof des Gebäudes betrat nur ich mit einem Dschigiten, dem Dolmetscher, und dem „Udaitschi“. Der Hof war groß, mit gebrannten Ziegeln glatt ausgepflastert und

[1]) Baber-Mirsa erzählt in seinen Memoiren über diese Kuppel folgendes: „Man sagt, es giebt in der ganzen Welt keine zweite Kuppel von solcher Höhe. Man vermutet, daß ihre Höhe sogar diejenige der Kuppel der Moschee des Chosroes übertrifft (im Süden von Bagdad)“. Baber, l. c., vol. I, p. 106.


Digitized by Google

wurde anscheinlich rein gehalten; im Hintergrund des Hofes befand sich ein großes, seiner Architektur nach ganz einfaches Gebäude. Zu diesem Gebäude nun lenkten wir unsere Schritte hin. Der „Udaitschi" ging voraus und warf nach allen Seiten hin unsichere, furchtsame Blicke, gerade als ob er irgend einen versteckten Hinterhalt entdecken wollte. Je näher er der Haustreppe kam, desto furchtsamer wurde er; er verneigte sich beständig in der Richtung nach vorwärts, an der Thür aber, da zitterte er förmlich. Er gab mir nun ein Zeichen, stehen zu bleiben, blickte durch die Thür hinein und prallte dann augenblicklich mit seinem ganzen Körper zurück. Er ersuchte mich in leisem Flüsterton, in das Haus einzutreten. Ich begab mich mit dem Dolmetscher in das Zimmer, der „Udaitschi" blieb vor der Thür zurück.

In der Mitte eines großen Zimmers auf einem einfachen Sessel saß der Emir von Buchara. Bei meiner Annäherung erhob er sich, machte aber keinen Schritt mir entgegen. Er reichte mir die Hand und ersuchte mich dann durch eine Handbewegung auf einem einfachen, unweit von seinem Sessel befindlichen Schemel Platz zu nehmen. Mein Dolmetscher ließ sich schweigend auf dem Teppich nieder.

Wir unterhielten uns mit dem Emir fast eine halbe Stunde in lebhafter Weise. Diesmal setzte mich der Emir durch seine Gesprächigkeit in Staunen. Er erteilte mir auf meine Fragen über den Zustand der Wege in den bucharischen Gebieten einen ausführlichen Bericht und fügte hinzu, daß auch die Wege in Afghanistan, in den Bergen des Hindukusch noch recht gut seien und daß der Schnee dort noch nicht hoch gefallen sei. Diese Berichte verdankte er unter anderem einer Handelskarawane, die soeben erst aus Afghanistan eingetroffen war. Ich sprach meine Befürchtung aus, ob die schöne Witterung, deren wir uns jetzt schon seit 2 Monaten erfreuten, auch ferner noch anhalten werde. Der Emir beruhigte mich, indem er sagte, daß das schöne Wetter nach Merkmalen erfahrener Leute noch längere Zeit anzuhalten verspreche. Zum Schluß der Audienz beklagte sich der Emir über seinen Gesundheitszustand und ersuchte mich um ärztlichen Rat und Hülfe. Ich entsprach diesem Anliegen selbstverständlich sehr gern. Der Emir litt an einem gastrischen Fieber;

Digitized by Google

ich sandte ihm bald nach der Audienz die nötigen Arzeneimittel zu.

Nach diese Arudienz stattete ich dem Beg von Schaar Alim-Beg, Perwanatschi, einen Besuch ab [1]). Es ist das ein gewandter, beleibter Mann von mittleren Jahren. Sehr auffallend war mir in seinem Hause die Bewirtung, der Dostarchan. Allerdings ließ ich mich gegenwärtig nicht mehr durch die Zahl und Verschiedenartigkeit der Speisen und Imbisse in Staunen setzen; ich war schon genügend mit der bucharischen Gastfreundschaft bekannt. Es war das etwas anderes, was mich hier frappierte und höchst angenehm meine nationale Eigenliebe berührte. Das Mahl war auf russische Manier serviert. Auf dem mit einem russischen Tischtuch bedeckten Tisch war ein Tischservice aufgestellt. Es war das fast ausschließlich russisches Fabrikat: Messer und Gabeln waren, wenn ich nicht irre, aus „Pawlowo" [2]); das Porzellan- und Halbporzellangeschirr war ebenfalls russisches Fabrikat. Erstaunlicher aber noch war der Umstand, daß die beim Frühstück anwesenden bucharischen Würdenträger sehr gut mit Messer und Gabel umzugehen verstanden. Es gewährte einen interessanten Anblick, diese eifrig mit Löffeln und Gabeln arbeitenden Vollblut-Usbegen zu beobachten, die vielleicht noch vor einem halben Jahr keine Idee davon hatten, daß man anders als mit den fünf Fingern essen könne. Wenn ich nicht irre, so ist es den Rechtgläubigen in dem religiösen muselmännischen „Domostroj" [3]), dem „Schariat", geboten, nicht anders als mit der Hand, d. h. mit den fünf Fingern zu essen. Nun aber waren es eben die Säulen der Frömmigkeit, welchen Buchara den Namen der „Heiligen" und „edlen" als Pflegerin der muselmännischen Bräuche

---

[1]) Der dritte Rang am Hofe des Emir von Buchara. Der 1. Rang der Kanzler, Kusch-Begi; der zweite — Divan-Begi; der vierte — Inak u. s. w. Es giebt jedenfalls nicht weniger Rangunterschiede als bei uns. Unabhängig von der Rangordnung existiert noch der Hofdienststaat.

[2]) Pawlowo — ein bekanntes Fabrikdorf im Gouv. Nischnij-Nowgorod. In Pawlowo und in den nächstliegenden Ortschaften konzentriert sich eine bedeutende Metallindustrie, deren Produkte im ganzen europäischen und asiatischen Rußland Verbreitung finden und selbst nach Afghanistan gelangen. Anm. d. Uebers.

[3]) Ein bekanntes russisches Werk didaktischen Inhalts aus dem XVI. Jahrhundert, handelt vornehmlich über die Regeln eines guten Haushaltes.

Anm. d. Uebers.

Digitized by Google

zu verdanken hatte, die Säulen, die ... schrecklich genug! — nach Art und Weise der „Kaffiren“ die Speise zu sich nahmen. Wie läßt sich diese auffallende Erscheinung erklären? Gewiß nur dadurch, daß die europäische Civilisation nun auch selbst in so entlegene Winkel Central-Asiens, wie Schaar, ihren Weg zu finden beginnt. Der Sommeraufenthalt des Turkestaner General-Gouverneurs in Ssamarkand und die Nähe des Hauptquartiers der Turkestaner Armee konnten nicht ohne Einfluß in dieser Beziehung auf unsere (gegenwärtig) so gutmütigen Nachbarn sein. Wie bekannt, hat sich im Sommer 1878 eine große bucharische Gesandtschaft mit dem Tjura-Dschan Akrem-Chan, dem Beg von Ghusar an der Spitze recht lange Zeit aufgehalten. Sie waren mehrere mal zu den offiziellen Mahlzeiten des General-Gouverneurs geladen und hatten folglich Gelegenheit mancherlei sozusagen aus der „Tisch-Praxis“ zu lernen. Schließlich waren die bucharischen Gebiete in diesem Jahre von verschiedenen russischen Expeditionen, Rekognoszierungsexkursionen, Gesandtschaften u. dergl. m. überschwemmt gewesen.

Als ich den Perwanatschi verließ, fand sich an der Haupttreppe ein schönes Roß, rabenschwarz, mit einem Türkisenzaum und einer Brokatdecke geschmückt. Es war das ein Geschenk des Emirs für den „Hakim-Tjura (d. h. Doktor).

Am Abend stellten sich bei mir einige Eingeborene mit verschiedenen Leiden ein. Meine Feldapotheke, die jetzt viel großartiger angelegt war, als während der ersten Reise, konnte dieselben vollständig befriedigen. Die Eingeborenen hatten sich bereits so sehr an mich gewöhnt, daß sie selbst mit venerischen Krankheiten zu mir kamen.

Am folgenden Tage, d. h. am 1. Dezember, machte ich mich wiederum auf den Weg, ungeachtet der Bitte des Begs von Schaar, einige Tage hier zu verweilen. Ich mußte mich beeilen, um die schöne Witterung zu benutzen. Es war so warm, daß es rein unglaublich schien, daß man schon im Dezember war.

Um 1 Uhr mittags stieg die Temperatur im Schatten auf + 15° C., um 7 Uhr morgens stand sie nie unter + 4° C.

Ich schlug die Richtung über Jar-Tjube, Kalta-Minar, Kara-Chowal ein; beim „Eisernen Thor“ mußte ich auf den Schirabader Weg hinauskommen. Bevor ich aber den Leser weiter,

Digitized by Google

auf jetzt bereits bekanntem Weg geleiten werde, möchte ich noch einige Worte über das Thal der „grünen Stadt, d. h. Schachrisjabs, einschalten.

Schachrisjabs, im Altertum Kesch, ist ein Name, der nicht bloß der Stadt allein, sondern dem ganzen Oberlauf des Kaschka-Darja zukommt. Im Norden wird dies Thal durch den, wenn auch nicht hohen, so doch außerordentlich steilen und mächtigen Ssamarkander Bergrücken begrenzt. Die südöstlichen Grenzen des Gebietes bilden die letzten, in westlicher Richtung streichenden Ausläufer des massiven Hissar-Rückens. Durch die Kreuzung der erwähnten Bergrücken wird ein Winkel von ca. 40° gebildet, an dessen Spitze der mit ewigem Schnee bedeckte Pik der Gruppe Hasret-Sultan liegt. Im Westen und teilweise auch im Süd-Westen wird unser Gebiet durch keine Berge begrenzt und geht allmählich in die aral-kaspische Niederung über. In administrativem Sinne wird der Schachrisjabser Bezirk von diesen Seiten durch die Begschaft Tschiraktschi im Westen und Gjusar (Husar) im Süd-Westen begrenzt. Auf diese Weise erhalten wir ein Gebiet von ca. 1400 Quadrat-Werst. Ungefähr in der Mitte dieses Gebietes strömt der recht wasserreiche Kaschka-Darja, der seine Hauptquellen im Hasret-Sultan besitzt.

In diesem Gebiet liegen drei Städte: Kitab, Schaar und Jakka-Bag. Außerdem findet sich hier noch eine Menge von Dörfern verstreut. Die Bevölkerung des Bezirks wird auf 30—35 000 Familien geschätzt. Die Gegend ist somit recht dicht bevölkert.

Unter der Bevölkerung wiegen der Zahl nach die Usbegen vor, namentlich die aus dem Stamme der Kenneges. Wie bekannt, war in früheren und zwar nicht mal sehr entfernten Zeiten dieser Stamm ein Zweig des gegenwärtig in Buchara herrschenden Stammes Mangit. Infolge der politischen Ereignisse am Schlusse des vorigen und in der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts trennte sich der Stamm Kenneges völlig von dem der Mangit und steht gegenwärtig in ausgesprochenem feindschaftlichen Verhältnis zu diesem. Der Stamm der Kenneges teilt sich in 5 Zweige: die Kairasaly, Tarakly, Atschamaily, Tschechut und Abachly. Sämtliche 5 Zweige wohnen gemischt in Städten und Dörfern und führen noch zum Teil ein Nomadenleben. Immerhin läßt es sich bemerken, daß im südlichen Teil haupt-

Digitized by Google

sächlich die Abachly wohnen, im Westen prävalieren die Tschechuts, im Norden die Tarakly. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau, selbst die nomadisierenden Usbegen, deren nicht viel über 3000 Familien gezählt werden, machen darin keine Ausnahme. Die letzteren bebauen kleine Strecken Land, wobei sie keine künstliche Bewässerung verwenden. Ein derartiger Ackerbau findet sich in den südlichen Partieen der Begschaft einigermaßen verbreitet.

Es werden hier gebaut: Weizen von sehr schöner Qualität; Reis, der in ganz Turkestan berühmt ist, Gerste, Hirse, Dschugara (Sorgo), Kunschut, Hanf, Tabak, Baumwollenstauden und Klee (Luzerne). Die Baumwolle ist nicht so schön, wie diejenige in Buchara, aber der Tabak gilt für den besten in ganz Turkestan; einen Vergleich mit diesem Tabak könnte höchstens nur der Tabak von Karschi bestehen.

Die Usbegen treiben den Gemüsebau und die Obstzucht. In den Gemüsegärten werden Arbusen (Wassermelonen), Melonen, Kürbisse, Mohrrüben, Zwiebeln u. dgl. m. gezogen. Die hiesigen Melonen sind sehr schmackhaft; leider kann nicht das Gleiche von den Arbusen gesagt werden. In den Obstgärten werden Obstbäume und Bauholz gepflegt. Von den Obstbäumen nennen wir: Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Granatäpfel, Mandeln, Wallnüsse, Weintrauben, Kirschen, Pflaumen u. a. m. Die hiesige Weinbeere ist ganz vortrefflich; es werden hier gegen 15 Sorten Weinbeeren gezählt; ich habe eine Sorte von merkwürdiger Größe zu sehen bekommen. Als Bauholz finden sich in den Gärten: Karagatschen, Pappeln, Weiden, Dschida. In den benachbarten Bergen wächst die Artscha.

Das Getreide und auch das Obst gedeihen hier in ausgezeichneter Weise. Vom Weizen wird das 15. Korn geerntet, vom Reis das 25.—30., die Dschugara giebt das 50—100., die Hirse das 200. Auch die Traubenlese ist hier eine außerodentlich reichliche, aber die Trauben werden bloß sozusagen per se benutzt, indem ja die Weinfabrikation fehlt. Dafür aber sind hier frische Weinbeeren das ganze Jahr durch zu beziehen. Die Seidenraupenzucht existiert hier, aber nur in sehr beschränktem Maß. Ueberhaupt ist diese Begschaft vornehmlich das Gebiet des Ackerbaues.

Digitized by Google

Außer den Usbegen finden sich hier noch andere Völkerschaften. Vor allem sind natürlich die Tadschiken, die Ureinwohner des Landes, zu erwähnen. Es sind ihrer viel weniger als der Usbegen. Die Tadschiken konzentrieren sich fast ausschließlich in den Städten und in den größeren Dorfschaften. Der Landbau ist ihnen gerade so fremd, wie dem Usbegen der Handel. Der Tadschik aber handelt stets, kauft und verkauft — kurzum er schachert. Selbst die Obstzucht wird von den Tadschiken vernachlässigt.

Juden giebt es nur wenige in der Begschaft. Sie rivalisieren mit den Tadschiken nicht nur im Handel, sondern auch in den Handwerken. Es findet sich hier eine kleine Anzahl von Iraniern, — eine traurige Erinnerung an das Sklavenwesen, das hier vor kurzem noch in Blüte stand. Sie sind Ackerbauer oder auch Handwerker. Sehr selten stößt man hier auf Araber, die noch überlebenden Repräsentanten des großen muselmännischen Heeres, das im VIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Turkestan einbrach. Mitunter findet man auf den Bazaren der Stadt Schaar typische Indier mit einem roten Mal an der Stirn; es sind das durchweg Geldwechsler. Zu erwähnen sind noch die Kirgisen, elende Ueberreste der einst so mächtigen „Urta-Jus“ (der mittleren Horde); sie nomadisieren in den südlichen Teilen des Bezirks.

Der Handel von Schachrisjabs liegt, wie schon erwähnt, hauptsächlich in Händen von Tadschiken und Juden. Wie zu erwarten, ist dieser Handel nichts weniger als entwickelt. Die Ausfuhr von Naturprodukten aus diesem Gebiet bezieht sich hauptsächlich auf Cerealien, Reis, Weizen; ferner kommt hierzu noch das Obst. Auch das Vieh ist ein Gegenstand der Ausfuhr. Für die Einfuhr kommen in betracht: Thee, Zucker, Tuch, bucharische und russische Kleidungsstoffe, Seide, Farben, Kupfer, Schwefel. Der Handel wird hauptsächlich mit Buchara und Ssamarkand gepflogen; die Handelsbeziehungen mit dem Amu-Thal sind noch wenig entwickelt.

Auch Edelmetalle werden nach Buchara gebracht. Noch unlängst aber schlug man in Schachrisjabs seine eigene Münze. Auch jetzt findet man sie noch im Handel unter dem Namen Schaarsche Kokan oder Tilla, aber natürlich wird sie weiter nicht mehr gemünzt.

Digitized by Google

Das Tierreich hat hier die gleichen Vertreter, wie auch im übrigen Turkestan. In den Bergen finden sich Bären, Wölfe, Füchse, Marder, Eber und Tiger.

Das Klima ist ein recht gemäßigtes. Trotzdem daß Schachrisjabs von dem Serawschaner Thal nur durch ein paar Stunden Weges getrennt wird, so ist der Unterschied in den klimatischen Verhältnissen der beiden Thäler doch ein sehr auffallender. Zweifellos läßt sich diese Erscheinung darauf zurückführen, daß Schachrisjabs vom Norden durch den Ssamarkander Gebirgszug geschützt wird, wodurch die nordischen, kalten Winde völlig abgehalten werden. Ferner liegt das Thal ein wenig tiefer als dasjenige des Serawschans. Vergleichen wir beispielsweise einige Punkte: Ssamarkand liegt 2150 Fuß hoch, Schaar hingegen nur 1800 Fuß, Katta-Kurgan 1370, Karschi hingegen 820 Fuß. Allerdings ist der Unterschied in der Höhenlage ein geringer, in Verbindung aber mit der Gebirgsbarriere übt dieser Umstand einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Gesamtcharakter des Klima aus. In Schachrisjabs giebt's kaum einen Winter. Die Regenzeit ist der Januar und Februar. Im Februar ist bereits die Blütezeit der Obstbäume. In dieser Zeit bedecken sich die Gärten von Schachrisjabs mit einem so üppigen Laub und die Dächer der Häuser mit so mannigfaltigen Blumen, daß eben hieraus der Name Schechri-ssebs, d. h. grünende, blühende Stadt entstanden ist [1]).

Im Laufe des Sommers giebt es zwei Ernten; der Klee (Luzerne) wird 5 bis 6 mal gemäht.

Trotz seines geringen Umfangs besitzt die Oase Schachrisjabs doch ihre eigene Geschichte und zwar eine Geschichte, die mitunter glänzend und von sehr hoher Bedeutung nahezu für die gesamte muselmännische Welt war.

Die Legende schreibt die Begründung der Stadt dem persischen König Darius Hystaspes zu [2]). Nach gewissen Angaben hat Alexander der Große Schachrisjabs bei seinen Zügen berührt.

---

[1]) Wir lesen über Schachrisjabs bei Baber, Mémoires. Vol. I, p. 106: „... Au printemps la campagne, la ville, tous les toits se parent de couleurs verdoyants, ce qui a fait donner à Kesh le surnom de Cheri-Sebz (la ville verte).

[2]) Mirkhond, „History of the early kings of Persia“, p. 333.


Digitized by Google

Die ersten und genauesten Nachrichten über dies Gebiet, die gegenwärtig bekannt sind, liefert uns wiederum der Chinese Sian-Tsjan, der uns schon früher vielfach mit seinen historischen Berichten gedient hat. Er bereiste diese Gegend, indem er von Ssamarkand aus zu dem „Eisernen Thor“ zog. „Kie-choang-na“ (Kesch), wie er Schachrisjabs nennt, erinnerte in allem an den Nachbarstaat Sa-mo-kien (Ssamarkand) [1]).

Zu Ende des VII. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung wurde Schachrisjabs von den Arabern erobert. Es wurde bald darauf zu einem zuverlässigen Stützpunkt für den Mohamedanismus. Aber nach ungefähr hundert Jahren nahm die Stadt in ihren Mauern den berühmten central-asiatischen Pseudopropheten Mokanna auf. Haschim-Bin-Hekim, wie man ihn nannte, bevor er zum Propheten wurde, kündete dem Mohamedanismus einen Krieg auf Leben und Tod an. In kurzer Zeit wuchs die Zahl seiner Proselyten bedeutend an. Allerorts wurde das von ihm verbreitete Sendschreiben über seinen höheren Beruf gelesen. „Im Namen des barmherzigen und allgnädigen Gottes,“ schrieb der neue Prophet. „Ich, Haschim, Sohn Hekims, Herr aller Herren. Gelobt sei Gott der Einzige, er, der früher in Adam, Noah, Ibrahim, Musa, Christus, Mohamed, Ebn-Muslim sich offenbarte. Nämlich ich, Mokanna, Herr der Macht, des Glanzes und der Wahrheit. Scharet Euch um mich und wisset, daß mein die Weltherrschaft, mein die Glorie und Allmacht. Außer mir giebt es keinen Gott. Der mit mir geht, kommt ins Paradies, der von mir flieht, fällt in die Hölle“ [2]).

In Buchara, Ssamarkand, Nachscheb (Karschi) zählte man bald zu Zehntausenden die Anhänger des neuen Gottes, der in einem wohlbefestigten Schloß auf dem Berge Ssam, bei Schachrisjabs saß. Die Bagdader Kalifen wurden sich darüber klar, daß die Verbreitung dieser neuen Sekte den Mohamedanismus, der hier durch Feuer und Schwert Boden gefaßt hatte, aus ganz Central-Asien zu verdrängen drohe. Der Chorossaner Statthalter des Khalifen, der thatkräftige Mu'az-Bin-Muslim griff darum

---

[1]) „Mémoires sur les contrées occidentales par Hiouen-Thsang etc.“ Vol. I, p. 22.

[2]) Vámbéry. Geschichte Bocharas &c. Vol. I, p. 47—48.

Digitized by Google

zu energischen Maßregeln, um den religiösen Aufstand zu bewältigen. Nachdem er in einigen Schlachten in offenem Felde die Ssefiddschamegianen, so wurden die Anhänger des Mokanna nach ihren weißen Gewändern genannt, geschlagen hatte, machte er sich bald an die Belagerung der Festung Ssam.

Zu der Zeit aber, wo die Anhänger des neuen Propheten ihr Blut für ihn vergossen, führte er selber, eingeschlossen in seinem Palast, ein mehr als anstößiges Leben. In seinem Harem befanden sich gegen 300 der schönsten Frauen, er aber war selber so häßlich, daß er stets sein Gesicht mit einem Schleier verhüllen mußte; hierauf bezieht sich denn auch sein Name Mokanna, der Verschleierte. In seinem Palast gab es keine männliche Bedienung. Tag und Nacht verbrachte er in wilden Orgien. Selbstverständlich mußte die Lebensweise des neuen Propheten mit der Zeit allgemein bekannt werden und das trug nicht wenig zur Verminderung seines Anhangs bei. Bei einem Sturm bemächtigte sich Mu'az-Bin-Muslim der äußeren Mauer der Festung Ssam. Nun schien Mokanna selber an seinen göttlichen Eigenschaften zu verzweifeln und machte seinem Leben mit einem doppelten Verbrechen ein Ende. Vor seinem Selbstmord, einer Selbstverbrennung [1]), vergiftete er alle seine Frauen. Die Legende erzählt, daß eine seiner Frauen dem Tode entging, indem sie den Gifttrank nicht zu sich nahm; sie soll dann später über die letzten Tage des Propheten berichtet haben. Mit dem Tode Mokannas war auch die neue Sekte vernichtet.

Daraufhin spielte Kesch nur eine geringe Rolle in dem politischen Leben Central-Asiens, unmittelbar bis zu der Zeit wenigstens, wo hier Tamerlan geboren wurde. Zu dieser Zeit ließ sich in Kesch das dschagataische Geschlecht der Berlas nieder. Von einem Zweige dieses Stammes, den Köreken nämlich, stammte Timur-Beg ab. Er wurde im Jahre 1333, den 5. Scha'ban, Dienstag abends in einer Vorstadt von Kesch geboren [2]). In der ersten Epoche des Ruhms und der Macht des Timur war Kesch seine Residenz. In dieser Zeit wurde die Stadt zu einem Bildungs-

[1]) Ein charakteristisches Symptom für eine gewisse Klasse von Geistesstörungen.

[2]) Vámbéry. Geschichte Bocharas ꝛc. Bd. I, S. 179.

Digitized by Google

centrum im muselmännischen Orient und erhielt den Beinamen „Kubbet ul ilm w'el edeb", die Kuppel der Wissenschaft und der Moral.

Die architektonischen Denkmäler dieser Epoche habe ich bis zu gewissem Grade schon oben besprochen. Späterhin aber, als Timur mehr als die Hälfte von Asien bezwungen hatte, trat Kesch vor der Bedeutung Ssamarkands zurück.

Nun folgt gewissermaßen eine Unterbrechung in der Geschichte der „grünen Stadt." Bis zur ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kam der Stadt kaum eine Bedeutung zu. Die Zwistigkeiten zwischen dieser Stadt und Buchara blieben gewöhnlich resultatlos. Rachim-Beg-Ataljk [1]) allein ließ die Schachrisjabser mehr oder weniger empfindlich seine Macht spüren. Schachrisjabs, das bisher noch einigermaßen selbständig war, wurde jetzt zu einer Provinz des bucharischen Chanats.

Die Zwistigkeiten zwischen Buchara und Kesch, die schließlich in eine offene Fehde ausarteten, hatten ihre Ursache in der Rivalität um das Wasser. Die Oase Karschi wird mit Wasser aus dem gleichen Kaschka-Darja versorgt, durch welchen auch das Schachrisjabser Thal bewässert wird. Die Schachrisjabser hatten es in der Hand, insofern es ihnen beliebte, der Oase Karschi alles Wasser zu entziehen; sie brauchten nur das Wasser auf ihre Felder fließen zu lassen; sie brachten diesen Kunstgriff späterhin auch in Anwendung, um sich der Stadt Karchi zu bemächtigen.

Nach dem Tode des Rachim-Beg erhob Schachrisjabs die Fahne des Aufstandes. Aber es erfreute sich nur eine kurze Zeit seiner Selbständigkeit. Schah Murad-Beg, der erste Emir des Chanats Buchara, bezwang die aufrührerische Stadt von neuem. Zu Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts, zur Zeit des Mir-Haider-Chan erhielt Daniar-Ataljk die Statthalterstelle in Schachrisjabs. Es wurde ihm für die dem bucharischen Emir erwiesenen Dienste Schachrisjabs sozusagen als Lehen überlassen. Ja er legte sich sogar den Titel „Vallami", d. h. Herrscher bei. Die Abgaben, die er an den Schatz des

---

[1]) Aminow. „Kurzer historischer Bericht über Schachrisjabs." Jahrbuch des Turkestaner Gebietes. Lief. II. (russisch).

Digitized by Google

Emir von Buchara zu entrichten hatte, beschränkte sich auf den „Milk“ [1]).

Unter der Regierung des Daniar-Vallami war Schachrisjabs nahe daran, ein Schauplatz von Ereignissen zu werden, die von größter Bedeutung für die central-asiatische Geschichte der Mohamedaner werden konnten.

Ein in Lumpen gehüllter Derwisch ließ sich in derselben Vorstadt nieder, woselbst der große Timur Gurgan geboren worden war [2]). Die Werke der Frömmigkeit und das heilige Leben, durch welche dieser Derwisch sich auszeichnete, führten ihm bald eine große Menge von Jüngern zu. Nach wenigen Jahren war er bereits in ganz Turkestan berühmt. Um seinen Segen zu erhalten, pilgerte man zu ihm aus Ssamarkand und selbst aus dem „heiligen“ Buchara; man zählte seine Jünger nach Tausenden. Mir-Haider, der Emir von Buchara, ahnte bald die Gefahr, die seinem Reiche in der Persönlichkeit des heiligen Bettlers drohte, denn dieser that bereits offen kund, daß er im Besitze der göttlichen Offenbarung sei. Nach einem recht unentschiedenen Treffen zwischen dem Haufen der Anhänger des heiligen Bettlers und einem Trupp bucharischer Soldaten, die gegen ihn ausgesandt waren, proklamierte der Pseudoprophet offen, daß er von der göttlichen Vorsehung zum Herrscher über alle Welt auserkoren worden sei. Er überschüttete seine Anhänger mit reichlichen Versprechungen. Von allen Seiten stießen bewaffnete Männer zu ihm, Bettler, Vagabunden u. dgl. m. Er wurde geradezu zu einem König der Bettler. Aber sein Bettlerkönigtum war von kurzer Dauer. Ein starkes Heer, das der Emir Haider gegen ihn ausgesandt hatte, versprengte den, wenn auch zahlreichen, so doch völlig ungeordneten Haufen seiner Anhänger. Der neue Prophet floh von dem Schlachtfelde und irrte lange Zeit in Verkleidung von einem Ort zum anderen, bis er schließlich von einem seiner Schüler an den Emir von Buchara für

---

[1]) Die Herrscher, die nur in bezug auf den „Milk“ verpflichtet waren, hatten lediglich nur die Abgaben für das durchgeleitete Wasser zu zahlen.

[2]) Diese Vorstadt heißt bei Mir-Abdoul-Kerim („Histoire de l'Asie Centrale“, p. 246) Mewlut-Chane.

Digitized by Google

hundert Tilla (1 Tilla = 4 Rub. 80 Kop.) verkauft wurde. Der verfehlte Prophet wurde aufgehängt [1]).

Bis zur Epoche, wo Nasrullah-Chan den Thron der Emire von Transoxanien bestieg, erfreute sich Schachrisjabs der Ruhe und prosperierte. Nasrullah eröffnete jedoch, bald nachdem er auf den Thron gelangt war, einen Feldzug gegen Schachrisjabs. Er konnte sich indessen der Stadt, die durch eine doppelte Reihe von Mauern geschützt und von 10 000 wackeren Kriegern verteidigt wurde, nicht bemächtigen und griff darum zu einer anderen Taktik der Kriegführung. Er entsandte jährlich im Sommer seine Reiterei nach Schachrisjabs, um dort auf den Feldern das Getreide zu vernichten. Diese Verwüstungen nun brachten die Stadt in Not und Elend und führten zu einer derartigen Teuerung der Nahrungsmittel, daß man für einen Batman Weizen 140 Tengi zahlte (der Batman von Schachrisjabs ist doppelt so groß wie der bucharische und enthält 16 Pud; Tenga = 20 Kop.), ein Pud Salz kostete 100 Tengi. Verzweiflung und Verzagtheit herrschte in Schachrisjabs. Die Landbevölkerung ging zum Emir über, im Jahre 1856 erstürmte er die Festung Kitab. Nach dem Fall von Kitab ergab sich Schaar freiwillig. Als Bege traten in beiden Städten Mangiten auf.

Nach dem Tode des Nasrullah (1860) fiel Schachrisjabs wiederum von Buchara ab. Es geschah das in folgender Weise. Der neue Emir von Buchara Sseid-Mosafar-ed-Din-Chan bestellte bei seiner Thronbesteigung den Sakir-Beg und Aschur-Beg als Bege von Schachrisjabs. Diese Männer waren ungeheuer habsüchtig; sie forderten dem Volke unerschwingbare und zudem noch unrechtmäßige Steuern und Abgaben ab. Die kurze Regierung der Bege war für die Bevölkerung außerordentlich schwer. Die Willkür dieser Männer in dem durch vorhergehende Kriege ohnehin entkräfteten Lande war grenzenlos.

Die Einwohner, die die Bege um Ermäßigung der Steuern anflehten, wurden als Aufrührer behandelt. Infolge dessen brachen in dem Lande Unruhen aus. Bald darauf verjagte man die alten Bege und wählte als neue die einflußreichsten Aeltesten: in Kitab den Dschura-Beg, das Haupt des Geschlechtes der

[1]) Mir-Abdoul-Kerim, „Histoire de l'Asie Centrale", p. 246—48.

Digitized by Google

Tarakly, in Schaar den Hakim-Beg, das Haupt des Geschlechtes der Atschamaily. Der Emir von Buchara unternahm sofort einen Kriegszug in das Land, hatte aber keinen Erfolg und schloß Frieden, wobei Schachrisjabs völlig frei blieb.

Im Jahre 1866 brach ein neuer Krieg zwischen Buchara und Schachrisjabs aus. Den Anlaß zu dem Zusammenstoß gab diesmal der Umstand, daß die Bege dem aufrührerischen Neffen des Emir, dem Sseid-Abdullah-Achit-Chan Unterkunft gewährt hatten. Auch diesmal konnte der Emir nichts ausrichten, da er noch mit den aufrührerischen Kytai-Kiptschaken zu kämpfen hatte.

Als die Russen im Jahre 1868 Ssamarkand eingenommen hatten, machten die Schachrisjabser wie bekannt den Versuch, durch einen plötzlichen Ueberfall die Stadt zurückzugewinnen. Das Häufchen unserer Krieger, die die Citadelle von Ssamarkand inne hatten, schlug jedoch alle Angriffe der kriegerischen Bergbewohner zurück.

Im Herbst des gleichen Jahres zog sich der aufrührerische älteste Sohn des Emirs, Katty-Tjurja, Abdullah-Melik-Chan nach Schachrisjabs zurück. Von neuem brach der Krieg zwischen Buchara und Schachrisjabs aus. Dieser Krieg nahm jedoch eine außerordentlich unglückliche Wendung für Buchara. Der Emir geriet in eine dermaßen kritische Lage, daß er seinen Feind von früher her, Rußland, um Hülfe ansprechen mußte. Rußland hat nie an einem Mangel an Großmut gelitten. Auch jetzt war es bereit, sein Blut für die uns völlig fremden Interessen der Bucharen zu vergießen. Die Schachrisjabser, die unter Katty-Tjurja bereits Jakka-Bag, Tschiraktschi, Dscham und selbst Karschi besetzt hatten, mußten nun bei dem Vordringen der Russen sich in ihre uneinnehmbare Stadt zurückziehen.

Nun waren aber auch die letzten Tage der aufrührerischen Freiheit von Schachrisjabs gekommen. Rußland war sein Schuldner von 1868, für die Belagerung von Ssamarkand her. Diese Schuld mußte abgetragen und die Südgrenze des Turkestaner Gebiets vor den ewigen Unruhen gesichert werden, deren Herd stets Schachrisjabs war.

Im Jahre 1870 rückte unter General Abramow ein Korps aus, um die „grüne Stadt" einzunehmen. Im ganzen Korps

Digitized by Google

waren kaum 2000 Mann zu zählen. Ein Teil der Truppen schlug den Umweg über Dscham ein, um den Ssamarkander Gebirgszug zu umgehen, der andere zog über den Kara-Tjubinschen-Paß. Am 7. August zogen die Truppen in Ssamarkand ein, am 14. war bereits die ganze Oase Schachrisjabs eingenommen. Kitab wurde in der Nacht vom 13. bis 14. August erstürmt. Das Treffen war heiß, was schon aus unseren Verlusten zu ersehen ist. Es waren 34 Todte, 116 Verwundete. Nur bei der Einnahme der Festung Ura-Tjube hatten unsere Truppen noch größere Verluste gehabt, nämlich 227 [1]) Mann an Toten und Verwundeten. Die Zahl der beim Sturm von Kitab Gefallenen war jedoch größer, als in allen anderen von uns zuvor gelieferten Schlachten in Central-Asien.

Am 15. August traf aus Tschiraktschi Tachtamysch-Bey mit 1500 Mann bucharischer Kavallerie ein, um von uns Schachrisjabs in Empfang zu nehmen. Die „grüne Stadt“, überströmt von dem Blute der großmütigen Urussen, wurde ihrem gesetzmäßigen Besitzer, dem Emir von Buchara, wiedergegeben.

Am 1. Dezember frühstückte ich bereits in dem Kischlak Tschim-Kurgan, ca. 16 Werst von Schaar und übernachtete in Jar-Tjube.

Der Weg von der Stadt Schaar bis zum Dorf Tschim-Kurgan führt ununterbrochen durch Felder, die gegenwärtig natürlich völlig nackt lagen. Es wird in dieser Gegend viel Reis gebaut. Die Bewässerungsvorrichtungen sind derart, daß das ganze Gebiet völlig unter Wasser gesetzt und dadurch unpassierbar gemacht werden kann. Unter diesen Bedingungen ist Schaar von dieser Seite völlig unzugänglich für die Artillerie und nicht minder auch für die Kavallerie. Zu beiden Seiten liegen inmitten der schwarzen und nackten Felder Dörfer und kleine Gehöfte. Sie haben den Anschein von bedeutender Wohlhabenheit. Auf den Dächern der Häuser und der Wirtschaftsgebäude sind Garben von Klee und Gerste aufgelagert.

Hinter dem Dorf Tschim-Kurgan gewinnt die Gegend einen freieren Charakter. Hier breitet sich die Steppe aus, leicht wellig,

[1]) Kostenko, „Das Turkestaner Gebiet“ 1880. Bd. III, S. 289 (russisch).

Digitized by Google

mitunter von nicht gerade tiefen Schluchten durchzogen. Jetzt zeigen sich auch Gruppen von Jurten und Julameiken. Die nomadisierenden Elemente der Bevölkerung gewinnen hier immer mehr Oberhand.

Ich ritt in Begleitung des mir von dem Beg von Schaar mitgegebenen Karaul-Beg, des unvermeidlichen „Mirsa-Baschi“ (Schreiber). Mein Begleiter war offenbar unbekannt in dieser Gegend, denn er führte mich nicht auf dem Wege, den wir einzuhalten hatten. Bald aber war jeder Weg verloren. Die ebene, flache Steppe, nur mit „Koljutschka“ bedeckt, schien hier in den verschiedentlichsten Richtungen von zufälligen Pfaden durchkreuzt zu sein. Lange suchten wir nach einem Weg; schließlich stießen wir auf einen Kirgisen, der sich in gutmütiger Weise erbot, uns bis zum nächsten Dorf zu geleiten.

Inzwischen hatten die Kosaken aus Langeweile ein wackeres Lied angestimmt, wie sie von unseren Turkestaner Helden bei Anlaß ihrer Siege und Feldzüge gedichtet werden.

Unter den Eindrücken der letzten Tage, vielleicht aber auch weil die Ortschaft ihnen die vergangenen Tage des kriegerischen Ruhmes ins Gedächtnis rief, sangen die Kosaken das Lied von dem letzten Feldzug des General Abramow gegen Schachrisjabs [1]).

Es war völlig dunkel und die uns umgebende Steppe hatte sich bereits in einen schwer durchdringlichen Abendnebel gehüllt, als wir in dem Dorf Jar-Tjube eintrafen. Hier war schon alles zur Aufnahme der teuren Gäste, der „Urussen“, bereit. Zwischen unzähligen Schüsseln mit verschiedenen Speisen dampfte der Pilaw. Unsere gutmütigen Wirte nötigten die unerwarteten Gäste, die noch vor kurzem ihre Feinde waren, energisch zum Zugreifen. Sic tempora mutantur!

Jar-Tjube (nach Schwarz 1510 Fuß über dem Meere) ist ein kleines Dorf mit einer gemischten Bevölkerung. Es war vormals eine Basis für die Operationen der bucharischen Emire gegen Schachrisjabs von Süden her. Das „Tepe“, d. h. die Befestigung ist gegenwärtig halbzerstört. Die einst recht hohen

---

[1]) Wir stehen von der Reproduktion des $2^1/_2$ Seiten langen Liedes ab, zumal ja der Hauptreiz desselben in der im Deutschen nicht gut wiederzugebenden Naivität und Kunstlosigkeit des Ausdrucks besteht. Anm. d. Uebers.

Digitized by Google

Mauern, die jetzt an vielen Stellen eingestürzt sind, nehmen einen Raum von 400—500 Quadrat-Ssaschenj ein. Der tiefe Graben, der die Mauern umgiebt, steht jetzt ohne Wasser und ist der Aufenthaltsort für verschiedene Reptilien und Insekten: für Phalangen, Skorpione u. dgl. m. Vor Zeiten gab es hier einen Beg, gegenwärtig aber, seit der Eroberung von Schachrisjabs, ist die Begschaft aufgehoben. Die Dorfschaften und auch die Felder der Umgebung erhalten ihr Wasser von dem Gebirgsstrom Langer-Bulack.

Am nächsten Morgen, den 2. Dezember, setzte ich meine Reise fort. In einigen 6—8 Werst vom Dorf führt der Weg durch eine weite Schlucht, deren Gehänge von beiden Seiten mit Feldern bedeckt sind. Im Anfang dieser Jar-Tjubinschen-Schlucht zweigt sich ein Pfad in Nordöstlicher Richtung ab, der zu der Stadt Jakka-Bag führt. Unser Weg führte uns fernerhin bald durch felsige Schluchten, bald über Kämme von kleineren Gebirgsrücken bis zum Dorf Kalta-Minar. Dieses Dorf (nach Schwarz 2230 Fuß über dem Meere) liegt am Ufer des Flüßchens Katta-Ura-Darja, in einem nicht tiefen, aber recht weiten Thal. Hier hielten wir Rast und ließen die Reit- und Lastpferde ein wenig verschnaufen. Ich übernachtete in dem Dorf Kara-Chowal (nach Schwarz 3080 Fuß über dem Meere) und hatte auf diese Weise eine Tagereise von 60 Werst zurückgelegt.

Kaum daß ich ein wenig an dem kleinen Feuer gesessen hatte, welches in dem mir zur Nachtruhe angewiesenen Zimmer angefacht worden war, kaum daß meine erfrorenen Glieder die angenehme Nachbarschaft des lustigen Feuers zu empfinden begannen, als ich schon zu meinem Feldschreibzeug greifen mußte. Der örtliche Dorfälteste, der „Aksakal“ hatte mir die wichtige Mitteilung gemacht, daß „gestern am Morgen auf dem Gjusar (Husar) Wege einige Russen gesehen worden wären. Sie hatten in Tscheschma-i-Hafisan übernachtet, in einem Dörfchen, das ca. 15 Werst von Kara-Chowal in Südwestlicher Richtung liegt. Sie hatten sich daraufhin nach Kusch-Lusch begeben und wollten in Gjusar übernachten.“ Der Aksakal fügte noch hinzu, daß das angeblich der russische „Eltschi“ wäre, der Gesandte, der aus Kabul käme.

Selbstverständlich war mir diese Nachricht sehr nahe gegangen,

Digitized by Google

Wer mochten diese Russen sein? dieser Eltschi? Der Aksakal hatte mir erzählt, daß unter diesen Russen 4 „Tjurji“, d. h. Herren, wären, zwei Dolmetscher, 10 Mann Kosaken und viele eingeborene Diener. Am nächsten lag die Voraussetzung, daß das unsere aus Kabul zurückkehrende Gesandtschaft sei. „Anderseits aber,“ sagte ich mir, „sind ja in der Gesandtschaft 5 Tjurji und schließlich hat sie nicht die Bewilligung, Kabul zu verlassen. Offenbar war das nicht die Gesandtschaft.“ Das Wort „Eltschi“, das setzte mich allerdings in Verlegenheit. Wäre dies Wort nicht vorhanden gewesen, so hätte ich ja mit relativer Sicherheit voraussetzen können, daß das nur der Oberst Matwejew sein könnte, der jetzt von seiner gelehrten Expedition nach Kuljab und Badachschan zurückkehrte.

Nun aber konnte meinen Berechnungen nach Oberst Matwejew wohl kaum schon jetzt nach Taschkent zurückkehren. Er hatte Taschkent am 21. September mit der festen Absicht verlassen, durchaus in Kaffiristan einzudringen, den Hindukusch zu passieren und sich in Kabul mit unserer Gesandtschaft zu vereinigen. Um das Programm durchzuführen, war aber viel mehr Zeit erforderlich, als seit seiner Abreise verflossen war.

Es war klar, daß ich mich in meiner Lage nicht mit derartigen Gedanken und Kombinationen begnügen durfte. Ich ließ darum bei den Dschigiten des Dorfes Kara-Chowal anfragen, ob jemand bereit sei, einen Brief an die in Gjusar befindlichen Russen zu befördern und mir die Antwort zu bringen. Ein Kirgise wollte mir die Antwort um 11 Uhr morgens am nächsten Tage zustellen; momentan war es schon 8 Uhr abends und von Kara-Chowal bis Gjusar mochten es nicht weniger als 60 Werst sein.

Sobald ich am anderen Morgen erwacht war, trat in mein kaltes [1]) Gemach der Aksakal ein. Er hielt in den Händen ein Papier. Es war das ein Brief des Aksakals von Tscheschma-i-

[1]) Die Häuser der Eingeborenen werden gewöhnlich nicht durch Oefen geheizt, sondern durch Scheiterhaufen, welche sich inmitten des Zimmers, in einer Vertiefung befinden; es werden in den Zimmern auch Kohlenbecken mit glühenden Kohlen gehalten, sogen. „Mangals“. Natürlich wird diese Beheizung für die Nacht sistiert; die Temperatur wird dadurch stark herabgesetzt und ist des Morgens gewöhnlich der Außenluft gleich.

Digitized by Google

Hafisan an den hiesigen Aksakal. Dieser Brief nun war eine Antwort auf die Anfrage des hiesigen Aksakals, mit welcher er sich noch gestern ohne mein Wissen durch einen Expressen nach Tscheschma-i-Hafisan gewandt hatte. Auch in dieser Handlung sprach sich die übliche liebenswürdige Zuvorkommenheit und Dienstfertigkeit der bucharischen Administration den russischen Reisenden gegenüber aus.

In dem Brief des Aksakal von Tscheschma-i-Hafisan waren alle diejenigen Russen benannt, die tags zuvor das Dorf passiert hatten, und nach denen ich mich erkundigt hatte. Es war das wirklich die in ihrer Rückkehr begriffene Expedition des Oberst Matwejew. Der Astronom Schwarz war im Brief als „Doktor" bezeichnet worden. Die Expedition verfügte über 32 Lastpferde.

Es war bereits gegen 12 Uhr mittags, als ich, ohne die Rückkehr des Dschigiten abzuwarten, das Dorf verließ und weiterzog. Ich passierte einen kleinen Fluß Kitschi-Uru-Darja, dessen Ufer, trotzdem daß die Temperatur im Schatten auf 9 ° C. stand, von einem breiten Eisstreif eingefaßt waren. Daraufhin erstieg ich auf einem schmalen und steilen Pfad den niedrigen Bergrücken Asis. Das Wasser im Flüßchen des Dorfes enthielt eine so reichliche Menge von Chlorsalzen, daß es mir unmöglich wurde, eine Lösung von salpetersaurem Silber zu bereiten. Sobald das Silber sich löste, so gewann das Wasser eine außerordentlich trübe Färbung, ja es zeigte sich selbst ein flockiger Bodensatz. Die Lösung war aber sehr nötig. Zwei Kosaken litten an akuter Angina; ich brauchte die Lösung zur Bepinselung. Gegen 6 Uhr abends trafen wir auf der Station Schur-Ab ein. Der Weg führte uns durch ein außerordentlich wüstes Gebiet; nur selten stießen wir hier auf Schafherden oder auf kleine Trupps von Kamelen.

Früh morgens am nächsten Tage langte mein Bote mit der ersehnten Antwort in Schur-Ab an. Oberst Matwejew hatte die Liebenswürdigkeit, mir einen großen Bericht zuzusenden. Er erzählte mir, daß er in Kabul gar nicht gewesen sei und das afghanische Turkestan nur flüchtig passiert habe. Er konnte mir in folge dessen auf meine Anfragen über den Zustand der Hindukuscher Wege und die neuesten politischen Ereignissen in Afghanistan nicht Bestimmtes mitteilen. Er bemerkte aber, daß die afghanische

Digitized by Google

Administration nach wie vor den Russen gegenüber freundschaftlich auftrete, wenngleich auch ein jeder Russe noch immer mit einer dreifachen Kette von Wachen umgeben werde, angeblich um seiner Sicherheit wegen, eigentlich aber, um von den Eingeborenen fern gehalten zu werden, deren Haß gegen die afghanische Regierung für niemand, um so weniger aber für die afghanische Administration selber ein Geheimnis sei. Im ferneren machte der Oberst mir einige Mitteilungen über die Wege durch das bucharische Gebiet, wenngleich dieser Weg mir schon von meiner ersten Reise nach Afghanistan bekannt war. Mit besonderem Nachdruck wies der Oberst z. B. auf die Schwierigkeiten der Passage durch die Schlucht Schur-Ab hin; er wußte aber wohl nicht, daß die Schlucht im Norden durch einen kleinen Paß zu umgehen sei. Es ist von größter Wichtigkeit, daß man mit der Möglichkeit, diese Schlucht zu umgehen, bekannt ist, namentlich gilt das für die Winterzeit, wo der durch die Schlucht strömende Bach die Sohle der Schlucht mit einer glatten Eisfläche bedeckt; in folge dessen wird hier die Passage für die Lasttiere außerordentlich unbequem. Zum Schlusse seines Briefes wünschte mir der Oberst eine glückliche Reise.

Ich belohnte dem Kirgisen seine Dienste durch einen Chalat, dies außerordentlich ehrenvolle Geschenk in Augen des Eingeborenen von Central-Asien. Zu alledem gab ich ihm noch eine gehörige Summe von bucharischen Tengi.

Die Temperatur an diesem Tage betrug — 8° C.

In Schirabad traf ich am 5. Dezember ein. Oberst Matwejew hatte mir in seinem Brief den Rat erteilt, von hier aus den Lojnab von Afghanisch-Turkestan brieflich von meiner Reise zu benachrichtigen, um am Ufer des Amu nicht auf die Ankunft einer afghanischen Eskorte warten zu müssen. Ich folgte seinem klugen Rat . . . . . wenn aber der Leser wüßte, welche Anstrengungen mich dieser Brief gekostet hat! Ich habe bereits oben erwähnt, daß für das mir so karg zugemessene Geld kein ordentlicher Dolmetscher zu finden war. Der Dschigit, der bei mir als Dolmetscher fungierte, war des Schreibens unkundig. Um den Brief zu stande zu bringen, mußte ich zu folgendem Mittel greifen: ich sagte den Inhalt des Briefes meinem Dolmetscher her, dieser nun mußte ihn dem Mirsa, der mich von Schaar

Digitized by Google

aus begleitete, mitteilen, und letzterer ihn nach dem Diktat des Dolmetschers niederschreiben. Sobald wir uns nun an die Sache gemacht hatten, wurde es mir klar, daß wir den Brief wohl kaum je zu stande bringen werden. Die Niederschreibung der Phrase „Aus Ssamarkand hat man dem Lojnab-Saib über mich geschrieben ...." kostete meine beiden „Sekretäre" nahezu eine halbe Stunde Zeit. Der Dolmetscher brauchte nur den Satz zu beginnen: „es Ssamarkand newischte schud' ....", als er auch schon von dem Mirsa unterbrochen wurde und dann begann ein heißer Streit zwischen den beiden Briefschreibern, wobei ein jeder nur die ersten Worte der Phrase: „es Ssamarkand" wiederholte und nicht weiter kam. Ich weiß nicht, wie der Brief schließlich doch zu stande kam, indessen wurde er noch am selben Tage, am Abend abgefertigt. Es besorgte ihn mein Karawan-Baschi, Nassir-Chan.

Hier in Schirabad war nichts davon zu spüren, daß draußen Winter war. Um 1 Uhr mittags zeigte die Temperatur im Schatten 20° C., um 5 Uhr am Morgen 4° C. Das Laub der Bäume war allerdings gelb, aber noch nicht abgefallen.

Ich machte dem Beg der Stadt einen Besuch, den er mir noch selbigen Tages erwiderte. Der Beg der Stadt war gegenwärtig nicht mehr Abdurrachman, mein ehemaliger Patient, sondern ein neuer, Abdul-Schalil-Bij. Während des Besuches unterließ er nicht, mit seiner Bekanntschaft mit den Bräuchen der Russen zu prahlen.

Am folgenden Tage hielten wir Nachtrast in dem Dörfchen Angor. Von hier aus bis zum Ufer des Amu, d. h. bis zur Fähre Patta-Kissar oder Patta-Gjusar [1]), ist's gerade soweit, wie bis Schirabad, nämlich 25 Werst. Bis zum Ufer des Amu geht's immer durch eine sandige Steppengegend. Der eigentliche Sand beginnt übrigens erst in etwa 15 Werst vom Ufer. Immerhin ist der Sand hier nicht tief. Die Sandhügel sind sehr niedrig und mit spärlichem Ssaksaul bedeckt. In 5 bis 6 Werst von der Fähre Patta-Gjusar befinden sich umfangreiche Ruinen.

[1]) Vielleicht sind beide Benennungen nicht unrichtig. Die erstere bedeutet: niedergehauene Patta (Pappelart am Amu-Ufer); die zweite — Fähre mit Billeten.


Digitized by Google

Eine bedeutende Strecke Landes ist hier mit Trümmern von gebrannten Ziegeln bedeckt. An einer Stelle hat sich noch ein 5 bis 7 Ssaschenj hoher Turm erhalten, ebenfalls aus gebrannten Ziegeln. Um den Turm herum ziehen sich Inschriften in Reihen übereinander. Es sind das kufische Schriftzüge, wobei ein jeder Buchstabe aus einem oder mehreren Ziegeln besteht. Der obere Teil des Turmes ist zerstört. Unweit von diesem Turm liegen die Ruinen einiger außerordentlich umfangreicher Lehmgebäude. Eine Menge von Ziegelüberresten zeigen eine glasierte Fläche. Die Ruinen führen den Namen Chaibar. Zu bemerken ist es, daß sich unweit von dem Dorf Angor ebenfalls Ruinen befinden, die sich durch einige halbzerstörte, recht hohe Türme auszeichnen.

Im Dorfe Patta-Kissar erfuhr ich, daß ich keineswegs auf die afghanische Eskorte zu warten haben werde. Ich wurde von ihr bereits auf der afghanischen Seite des Stromes erwartet.

Am 8. Dezember setzten wir früh morgens in zwei Fährbooten auf das andere Ufer des Amu hinüber. Trotzdem, daß die Ufer des Flusses mit einer Eiskruste bedeckt waren und die Temperatur auf — 8° C. hinwies, wateten die Bootsleute doch mit nackten Beinen und bis zu den Knieen im Wasser um ihre Boote herum.

An dem anderen Ufer kam mir ein afghanischer Offizier mit einer kleinen Eskorte entgegen. Er hatte hier auf mich 5 Tage lang gewartet. Es war das die gleiche Eskorte, die den Oberst Matwejew auf seiner Reise in Badachschan und in Afghanisch-Turkestan begleitet hatte.

Am 9. Dezember befand ich mich wiederum in Masari-Scherif, in der „heiligen Grabstätte des Ali“.

Digitized by Google

3. Kapitel.

In Masari-Scherif.

Meine Ankunft in dieser Stadt. — Die ersten Nachrichten vom anglo-afghanischen Kriegsschauplatz. — Anzeichen von Unruhen in Afghanistan. — Das Gerücht, daß der Emir Schir-Ali-Chan von Kabul nach Afghanisch-Turkestan überzusiedeln gedenke. — Mein Besuch beim Lojnab. — Ankunft der Familie des Emirs in Masari-Scherif. — Die Musik der Afghanen. — Meteorologische Beobachtungen. — Ein Schreiben des Emirs. — Seine Ankunft in Tasch-Kurgan. — Ich reise unserer Gesandtschaft entgegen.

In etwa einer Werst vor der Stadt kam mir noch eine zweite kleine afghanische Reitereskorte entgegen. Der afghanische Offizier meiner Eskorte, Ssary-Dschan, plauderte ein wenig mit dem Chef der neuen Eskorte in der rauhen und, wenn man sich so ausdrücken darf, herben Puschtu-Sprache und lenkte dann vom geraden Wege seitwärts ab. Ich fragte sofort meinen Führer, warum wir die Richtung verändert haben.

„In dscha rach chub est," (es ist hier bequemer zu reiten), antwortete er mir ausweichend.

Ich bemerkte hierauf meinem krummnasigen Begleiter, daß ich die hiesigen Wege ausgezeichnet kenne und daß wir, wenn wir gerade vorwärts geritten wären, Zeit und Weg erspart hätten.

„Dann müssen Sie aber auch wissen," entgegnete Ssary-Dschan, „daß der gerade Weg von hier zu ihrer Wohnung durch den Bazar führt. Gerade das ist's, was diesen Weg unbequem macht."

Digitized by Google

Da ich nun mein Befremden über eine derartige Erklärung aussprach, so fuhr er in seiner Rede folgendermaßen fort:

„Sie wissen nicht, wie viel böse Leute es in Afghanistan giebt. Auf dem Bazar findet sich stets alles mögliche Volk zusammen. Da kann man am ehesten auf böse Leute stoßen, die nicht davor scheuen werden, Ihnen eine Beleidigung anzuthun."

„Ja, ich bin aber doch ein Russe," sagte ich. „Die Afghanen wissen ja, daß die Russen ihre Freunde sind. Sie aber reden da von einer Beleidigung, welcher ich mich aussetzen könnte?"

„Hören Sie nur, Doktor-Saib," rief der Afghane, „ich bin mit meinem Leben vor dem Emir-Saib verantwortlich für Ihre Sicherheit und Ihr Wohl. Wenn Ihnen, so lange ich Sie begleite und schütze, etwas Schlimmes zustoßen sollte, so bin ich ein verlorener Mann. Glauben Sie mir nur, sobald Sie sich an den belebten Punkten der Stadt zeigen, so werden die dummen Leute, — sie haben ja nie etwas gesehen und wissen nichts, — sofort zu schreien beginnen: „da sind die Kaffiren!" Die anderen aber, die davon wissen, daß das „Urussen" sind, werden dann rufen: „Uruß-Kaffir! Uruß-Kaffir!" Das Volk ist dumm; wer weiß, was dann geschieht! Ich aber riskiere bei der Sache, meinen Kopf zu verlieren!"

Es war meinem Begleiter offenbar viel um Erhaltung seines Kopfes zu thun; tapfer konnte man ihn auch nicht nennen. Ich belästigte ihn darum nicht weiter. Immerhin bemerkte ich noch, daß ich bereits Gelegenheit hatte, durch den Bazar dieser Stadt zu reiten und keinerlei feindliche Rufe gehört und keinerlei drohende Blicke gesehen habe, die gegen uns Russen gerichtet gewesen wären. Aber den Umweg mußte ich doch machen.

Nach einem halbstündigen Ritt durch die nackten Felder gelangten wir zur westlichen Grenze der Stadt und ritten nun dem mir bekannten Balcher Wege entlang. Bald stellten sich auch die einförmigen Lehmmauern ein, die die momentan völlig leeren Straßen einfaßten. Kein Mensch war zu sehen. Selbst bei dem halbzerstörten Lehm-„Masar", der Grabstätte eines unbedeutenden muselmännischen Heiligen, fehlte die übliche Erscheinung, der Derwisch. Einsam ragte hier die Stange mit dem schmutzigen Lappen an der Spitze und mahnte die „Rechtgläubigen" daran, daß sie, wenn sie an diesem Ort vorbeiziehen, das übliche

Digitized by Google

Gebet nicht unterlassen mögen. Die Stadt schien ausgestorben zu sein. Indessen kommandierte der afghanische Offizier: „Gewehr auf!“ und meine Beschützer schlossen mich nun mit gezogenen Klingen in einen Kreis ein. Bloß im Centrum der Stadt, unweit von der Residenz des Lojnabs, stießen wir auf 2 bis 3 Usbegen, die höchst friedlich auf den krummen Rücken ihrer schlappöhrigen Esel saßen. Sobald die Leute aber meiner drohenden Umgebung ansichtig wurden, suchten sie sich sofort in das nächste enge Seitengäßchen zurückzuziehen.

Wir zogen nun an der Westseite der Residenz des Lojnabs und der sich an die Residenz anschließenden Kasernen der Herater Kavalleristen vorbei und gelangten zu der mir genügend bekannten Sommerwohnung der Gesandtschaft. Hier war alles beim Alten geblieben: da waren die Lehmgebäude an den beiden Seiten des inneren Hofes, hier die kleine Terrasse, der einstige Sammelpunkt für die Mitglieder der Gesandtschaft, hier die Reihe der riesigen weitverzweigten Tschinaren und rund herum die hohen Lehmmauern .... ja, selbst die beiden Elstern, die da so sorglos auf dem Wipfel eines der Riesenbäume schnatterten, schienen mir alte Bekannte, Gäste vom Sommer her zu sein.

Die wohlbekannten Verhältnisse, in denen ich mich jetzt befand, erinnerten mich an die vergangenen Tage. Wie belebt war damals der Hof; oft ging's hier lustig her, trotzdem daß wir in freiwilliger Haft zwischen unseren vier Mauern saßen; oft ertönte hier ein Gesang .... Jetzt schien das Haus geradezu eine Wüste zu sein. Die düstere Schweigsamkeit meines Begleiters; die nackten Tschinaren, die ihre kahlen Zweige vor den Fenstern ausstreckten; der scharfe Wind, der zwischen diesen kraftlos herabgesunkenen Zweigen pfiff; schließlich das immer zunehmende Abenddunkel — alles das machte einen höchst deprimierenden Eindruck auf mich. Die Gebäude schienen traurig und düster zu sein, gerade als ob eine schwere Wolke über ihnen lastete.

Ja, eine drohende Wolke zog sich jetzt über Afghanistan zusammen. Ich hatte noch keine genauen Nachrichten über die neuesten politischen Ereignisse im Lande, aber ich konnte mir die Sache bereits ein wenig zurechtlegen. Der Krieg zwischen Afghanistan und England war unvermeidlich. Wer den Sieg davontragen werde, war leicht zu sagen. Den Afghanen fehlte es an

Digitized by Google

Militär und an ordentlicher Ausrüstung. Allerdings glaubte der Emir-Schir-Ali auf den Beistand von Rußland rechnen zu dürfen. General Stolettow hatte ihm bei seiner Abreise aus Kabul das Versprechen gegeben, mit einer Armee von 30000 Mann zurückzukehren. Schir-Ali-Chan hatte wohl kaum Anlaß, an den Worten des Generals Stolettow zu zweifeln .... es war das ja der bevollmächtigte Gesandte des großen Reiches, der Gesandte, über welchen General Kaufmann in seinem Empfehlungsbrief an Schir-Ali-Chan sich in dem Sinne ausgesprochen hatte, daß der Emir sich auf den General Stolettow gerade so gut verlassen könne, wie auf ihn, den General Kaufmann, selber. Wie konnte er nun an den Worten des Generals Stolettow zweifeln? Der Emir hatte ihm Glauben geschenkt und auf sein Anraten der englischen Gesandtschaft einen energischen Absagebrief zugesandt. Wäre unsere Gesandtschaft nicht in Kabul gewesen, und wären diese Zusicherungen und Ratschläge nicht gegeben worden, wer weiß, ob der Emir seinen Beziehungen zu den Engländern eine so schroffe Wendung gegeben hätte.

Indem ich nun diesen traurigen Gedanken nachhing, trat mein Karawan-Baschi zu mir ein. Er erzählte mir, daß er schon vor zwei Tagen in Masari-Scherif eingetroffen sei, den bewußten Brief von mir dem Lojnab eingehändigt und bis jetzt in Erwartung meiner Ankunft bei dem Ssercheng Mahmet-Chan, einem Awscharen, gewohnt habe; er hatte mancherlei Bekannte, hatte sich auf den Bazaren umhergetrieben und ..... folgendes in Erfahrung gebracht.

„In Kabul stehe es schlecht. Vor kurzem sei es zwischen den Engländern und den Afghanen zu einer Schlacht gekommen, weit hinter Dschelalabad. Ueber 700 Afghanen sollen gefallen sein. Der Emir Schir-Ali-Chan läßt seine Familie von Kabul nach Masari-Scherif übersiedeln."

Diese Nachrichten bestätigten in unerwarteter Weise meine Vermutungen. Somit war der anglo-afghanische Zwist bis zu einer blutigen Entscheidung herangereift. Der General Kaufmann hatte recht, als er mir bei einer Abschiedsaudienz sagte: „daß ich bei meiner Ankunft in Kabul den anglo-afghanischen Krieg schon in vollem Gange finden werde." Ich war noch weit von Kabul, aber von den feindlichen Seiten war schon Blut vergossen worden.

Digitized by Google

Die Lage der Gesandtschaft war zweifellos eine bedenkliche. Wenn nun Rußland den militärischen Beistand endgültig versagt und die Afghanen, was ja mehr als wahrscheinlich war, eine vollständige Niederlage davontrügen, würde dann die Gesandtschaft nicht die Verantwortung zu tragen haben für Versündigungen des Generals Stolettow. Diese Versündigungen waren aber um so weniger entschuldbar, als der General keinerlei Anlaß hatte, dem Emir positive Zusicherungen in bezug auf militärischen Beistand zu machen. Im Gegenteil, die Nachricht von den Beschlüssen des Berliner Kongresses und die entsprechenden Instruktionen vom General Kaufmann waren ja von der Gesandtschaft gerade zur rechten Zeit erhalten worden; am Tage vor der Ankunft in Kabul, d. h. am 28. Juli. General Stolettow war gegenwärtig nicht mehr in Kabul, aber die in Kabul zurückgebliebenen Mitglieder der Gesandtschaft hatten für seine Worte und Zusicherungen einzustehen. Gerade diese Verantwortlichkeit für fremde Sünden war es, was die Lage der Gesandtschaft so gefährlich machte.

Die Nachrichten genügten mir vor der Hand. Ich wollte mich jedoch von der Richtigkeit dieser Mitteilungen überzeugen und knüpfte darum beim Nachtessen eine entsprechende Unterhaltung mit meinem Begleiter, dem Ssary-Dschan an. Indessen hatte ich wenig Erfolg. Mahmet-Schah schützte vor, daß er mit den neuesten politischen Ereignissen völlig unbekannt sei. Er wollte offenbar nichts von den Mißerfolgen erzählen, welche seine Brüder auf dem Felde der Ehre davongetragen hatten. Dafür aber sprach er ausführlich von der Reise des Oberst Matwejew, und erzählte, wie sie bis zu den Knieen im Schnee in den Bergen von Faisabad herumwateten, um die Kaffiren aufzustöbern und wie sie schließlich ohne ihrer Absicht genügt zu haben, zurückkehrten, und der gelehrte Oberst notgedrungen seinen Wissensdurst an den gefangenen Kaffiren befriedigen mußte, die vor wenigen Wochen aus den Schneegebirgen nach Faisabad gekommen waren.

Genauere Nachrichten über die politischen Neuigkeiten hoffte ich bei dem Lojnab Choch-Dil-Chan einholen zu können, indem ich ihm am folgenden Tage, d. h. am 10. Dezember, einen Besuch abzustatten gedachte.

Digitized by Google

Am folgenden Tage gelang es mir jedoch nicht, den Lojnab zu sehen, da er noch in der Nacht plötzlich nach Tasch-Kurgan abgereist war. Der Offizier, der meine Wache befehligte, Mahmet-Chan, erklärte mir die plötzliche Abreise dadurch, daß im Bezirk Chulum Unruhen ausgebrochen seien und Räuberbanden sich gezeigt hätten, die die Verbindung zwischen Afghanisch-Turkestan und Kabul zu unterbrechen drohten. Es wurde mir mitgeteilt, daß der Lojnab in Tasch-Kurgan einige Tage verbleiben werde.

Diese Nachricht betrübte mich sehr. Da hörte doch alles auf!

Jede Minute war mir teuer, ich eilte sehr, um das schöne Wetter zu benutzen, und nun mußte ich mehrere Tage völlig nutzlos verlieren und auf ein und demselben Fleck sitzen bleiben. Vor der Rückkehr des Lojnabs war an eine Abreise von Masari-Scherif nach Kabul nicht zu denken, d. h. das Denken war wohl möglich, aber diesen Gedanken auszuführen, das ging absolut nicht. Der Lojnab hatte bei seiner Abreise den Befehl erteilt, daß man mich vor seiner Rückkunft nicht aus der Stadt hinauslassen möge. Diese sinnlose Anordnung hatte mich außerordentlich aufgebracht. Als ich aber die Absicht aussprach, ohne Erlaubnis des Lojnabs die Stadt zu verlassen, da erklärte mir der Offizier meiner Wache ganz energisch, daß er mich keinen Schritt aus meiner Wohnung machen lassen werde. Er suchte seine Worte allerdings zu entschuldigen, indem er darauf hinwies, daß sein Auftreten mir gegenüber vielleicht auch ungebührend, jedenfalls aber durch seine Dienstpflicht bedingt sei. Hierauf hatte ich natürlich nichts zu erwidern; seine Gründe waren vollkommen stichhaltig. Zweifellos hätte auch jeder russische Beamte an seiner Stelle dasselbe gethan. Immerhin war mir dieser ehrenvolle Arrest höchst fatal.

An diesem Tage stattete mir ein alter Bekannter einen Besuch ab. Es war das der Ditten Mossin-Chan. Es lag ihm viel daran, zu erfahren, wann General Stolettow wieder nach Kabul zurückkehren werde; er fragte mich auch darüber aus, wie es den Mitgliedern der afghanischen Gesandtschaft in Taschkent gehe und schloß mit der Bemerkung, daß der „Doktor-Saib wohl ein großer Mann geworden sei."

„Als Sie das erste Mal hier waren mit dem General

Digitized by Google

Stolettow," sagte er, „da stand unter Ihnen nur ein Mann (der Offiziersbursche). Gegenwärtig haben Sie 10 Kosaken, den Feldscheer und viel einheimische Diener. Sie haben wohl einen bedeutenden Rang, oder einen hohen Orden erhalten?"

Als ich nun die Frage Mossin-Chans verneinte und angesichts einer so naiven Voraussetzung mich des Lachens nicht erwehren konnte, da schaute er mich mit offenbarer Verwirrung, ja wie es schien, sogar mit Zweifel an.

Indem er sich aus meinem Zimmer entfernte, ließ er wie im Vorbeigehen die Bemerkung fallen, daß der Lojnab nach Tasch-Kurgan gezogen sei, um die Familie des Schir-Ali-Chan zu empfangen.

Mein „Nan-Dar", der „Brotversorger", Jar-Mahmet-Chan, ein von Gesundheit und Jugend strotzender Afghane, den mir der Lojnab zugewiesen hatte, besaß eine besondere Vorliebe für mich. Unter dem Siegel der Verschwiegenheit teilte er mir mit, daß es um die Sache der Afghanen schlecht stehe, daß die Afghanen von den Engländern eine starke Niederlage in der letzten Schlacht erlitten hätten, daß der Emir Schir-Ali-Chan allem Anschein nach die Absicht hege, aus Kabul nach Masari-Scherif zu kommen, daß in Kohistan ein Aufstand ausgebrochen und der Weg nach Bamjan nicht ungefährlich sei.

„Uebrigens," bemerkte er noch zum Schluß, „werden Sie ja das alles viel ausführlicher von dem Lojnab-Saib selber erfahren können."

Ich sah nun der Rückkehr des Lojnabs mit einer dem Leser gewiß begreiflichen Ungeduld entgegen.

Inzwischen gestalteten sich die Berichte, die mir mein „Brotversorger" zubrachte und der allwissende Nassir-Chan bestätigte und vervollständigte, immer schlimmer und immer drohender. Es wurde bekannt, daß die Engländer, nachdem sie sich der Festung Ali-Metschet bemächtigt hatten, den Chaiber-Paß forcierten, Dakka und Lalspur eingenommen hatten und nahezu schon vor Dschelalabad standen. Von einer anderen Seite war das Südkorps der englischen Armee fast bis Kandahar vorgerückt. Ja es wurde sogar erzählt, daß Kandahar von den Engländern besetzt worden sei. Alle diese Nachrichten waren derart, daß sie mancherlei für das weitere Geschick des Häufchens der russischen Männer, die

Digitized by Google

in dem fatalen Kabul saßen, befürchten ließen. Ich vermutete, daß es in Kabul zu einem Aufstand gekommen sei, was sich denn späterhin auch bestätigte. Dieser Umstand aber konnte die Lage der Gesandtschaft nur verschlimmern. Wie lächerlich war es, daß ich gerade jetzt zur Gesandtschaft nach Kabul reiste, jetzt, wo sich Kabul vielleicht schon in Händen der Engländer befand oder wenigstens nahe daran war und wo das Reich der Afghanen am Rande des Unterganges stand. Ich erschien mir gleichsam wie ein fahrenden Ritter, der die russische Gesandtschaft aufsuchte.

In hohem Grade bemerkenswert war für mich die Rolle, die der central-asiatische Bazar im politischen Leben des Volkes spielt. Auf dem Bazar sind die neuesten Nachrichten zu finden; auf dem Bazar werden mit einer für Central-Asien staunenswerten Freimütigkeit alle diese Nachrichten und auch die Maßregeln der Regierung besprochen. Von hier aus, wie von einem Centrum, verbreiten sich all' die Neuigkeiten mit einer für den Europäer unbegreiflichen Schnelligkeit in die nächsten Dörfer, Städte u. s. w. Der central-asiatische Bazar vertritt in dem Lande die Rolle unserer täglichen Presse. Am auffallendsten ist aber der Umstand, daß die auf diese Weise zur Verbreitung gelangenden Nachrichten zumeist richtig sind und nicht nur Entstellungen, sondern auch einfachen Uebertreibungen wenig ausgesetzt erscheinen.

Ich habe mehrfach Gelegenheit gehabt, die Bazar-Gerüchte zu prüfen und habe mich stets von ihrer Richtigkeit überzeugt. Im vorliegenden Fall erschien die Genauigkeit und die schnelle Verbreitung der Nachrichten um so bemerkenswerter, als ja die afghanische Administration das eigentliche Sachverhältnis vor der lokalen unterworfenen Bevölkerung, den Usbegen und Tadschiken sorgsam zu verheimlichen suchte.

Der Lojnab traf in Masari-Scherif erst am 12. Dezember ein. Ich war der Ueberzeugung, daß er mich am gleichen Tage zu sich einladen werde, hatte mich aber geirrt. Auch der folgende Tag brachte mir nichts Besseres. Der Lojnab konnte mich angeblich einer Erkrankung wegen nicht empfangen. Die Beamten aber teilten mir mit, daß ich noch mehrere Tage in der Stadt zu bleiben haben werde.

„Die Sache ist die," sagten die Männer, „daß der Lojnab-

Digitized by Google

Saib über Ihre Ankunft hierher nach Kabul berichtet hat. Bis nun die entsprechende Antwort auf seine Meldung eintrifft, resp. die Erlaubnis des Emirs zur Weiterreise, so werden Sie in der Stadt bleiben müssen."

Selbstverständlich legte ich gegen derartige Motive Protest ein und suchte zu beweisen, wie grundlos man mich in Masari-Scherif zurückhalte. Auf meine Vorstellungen erwiderten die Beamten, daß sie mit mir darüber nicht diskutieren können und daß auf alle meine Anfragen lediglich nur der Lojnab-Saib selber Antwort zu geben habe. Es blieb mir nichts mehr übrig, als von dem Lojnab selber Aufklärung über sein Verfahren zu erlangen. Inzwischen war der 12. und 13. Dezember verflossen. Der Lojnab zeigte sich weder bei mir, noch ließ er mich zu sich berufen. Nun ließ ich ihn durch den Offizier der Wache wissen, daß ich's für nötig erachte, den General-Gouverneur von Turkestan davon in Kenntnis zu setzen, daß man mich in Masari-Scherif zurückhalte. Gleichzeitig wies ich endgültig die mir von dem Lojnab täglich zukommenden Nahrungsmittel zurück.

Es war das ein sehr energischer Zug, den ich gemacht hatte. Die Zurückweisung der Gastfreundschaft ist für den central-asiatischen Muselman gleichbedeutend mit völliger Kündigung der Freundschaft. Wie zu erwarten war, erkannte der Lojnab die Bedeutung dieses Schrittes. Am 14. Dezember lud er mich zu sich ein.

Die Audienz vollzog sich unter den üblichen, recht pompösen und dem Leser bereits bekannten Umständen. Der Lojnab empfing mich an der Spitze seiner Beamten. Er trug einen mit Brokat gedeckten Pelz, der den Schnitt eines Chalats hatte. Die goldenen Blumen des Brokats waren auf blauem Grund gestickt. Sein Haupt bedeckte der nationale „Kjulach", die kegelförmige Mütze aus feinem Lammfell. Er saß in einem Sammetsessel. Hinter ihm standen ein paar von seinen nächsten Beamten. Vor der Terrasse, auf welcher die Audienz stattfand, war eine halbe Kompagnie afghanischer Gardesoldaten aufgestellt. Meine 10 Mann Kosaken standen in ihren „Papachen" (große Pelzmützen) und blauen Uniformen in einer Reihe aufgestellt und zwar so, daß ihre Linie mit der Linie der Gardesoldaten des Lojnabs einen rechten

Digitized by Google

Winkel bildete. Welch' ein Kontrast ihren afghanischen Genossen gegenüber!

Meine Unterredung mit dem Lojnab wurde selbstverständlich mit den rein offiziellen Phrasen und Erkundigungen nach der Gesundheit des Emirs, des Lojnabs selber, der Wohlfahrt des Staates u. dgl. m. eröffnet. Ich verlor aber nicht viel Zeit mit diesen Sachen und ging rasch zu dem Zweck meines Besuches über. Ich äußerte dem Lojnab meinen entschiedenen Wunsch, sobald als möglich nach Kabul zu gelangen.

„Ich bin mit Ihnen durchaus einverstanden, Doktor-Saib," antwortete der Lojnab, „Sie müssen mit Ihrer Reise nach Kabul eilen. Zu dieser Jahreszeit kann es leicht passieren, daß die Verbindung mit Kabul bald durch Schneefall unterbrochen sein wird. Momentan giebt es noch kaum Schnee auf dem Wege. Immerhin aber werden Sie noch einige Tage in Masari-Scherif verweilen müssen. Wir müssen die Antwort des Emir-Saib auf meine Anzeige abwarten. Sobald die bejahende Antwort eintrifft, so werde ich Sie keinen Moment weiter warten lassen.

Das war nun wieder das alte Lied. Ich protestierte energisch dagegen, daß ich zurückgehalten wurde.

„Es ist Ihnen gewiß bekannt, Lojnab-Saib," entgegnete ich, „daß ich auf die persönliche Einladung des Emir-Saibs hin die Reise unternommen habe. Er hat mich berufen, — darum reise ich. Offenbar brauche ich doch keine weitere Erlaubnis, um nach Kabul zu kommen. In der Einladung, die mir der Emir nach Taschkent zugesandt hat, liegt doch natürlich auch die Erlaubnis, durch das afghanische Gebiet reisen zu dürfen. Schließlich weiß doch der Lojnab-Saib, daß ich ein Mitglied der russischen Gesandtschaft bin, die sich gegenwärtig in Kabul befindet. Das allein genügt schon, damit ich ungehindert nach Kabul gelassen werde."

Ich wies daraufhin dem Lojnab meinen „Reisepaß" vor.

Er las das Dokument mit Aufmerksamkeit durch, gab es mir langsam zurück, schaute mich nachdenklich an und begann mich wiederum zu bereden, daß ich mit meiner Abreise warten möge.

„Sie haben Recht," meinte er, „aber hören Sie nur, was ich sagen werde: Ueber jeden Ausländer, der das afghanische Land in meinem Bezirk betritt, mache ich vorerst bei dem Emir

Digitized by Google

Anzeige und warte dann auf entsprechende Befehle. Persönlich kann ich die Durchreise durch das Land keinem gestatten. Geben wir zu, daß Sie ein Mitglied der russischen Gesandtschaft sind, daß Sie einer Aufforderung des Emirs zu Folge reisen, daß ich Sie schließlich persönlich kenne, immerhin kann ich Sie ohne Erlaubnis des Emir-Saib nicht nach Kabul lassen. Da riskiere ich, meinen Kopf zu verlieren."

Er schwieg, schien seine Gedanken zu sammeln und fuhr dann nachdenklich weiter fort:

„Ja auch die Zeiten haben sich verändert, seitdem der Emir-Saib Ihnen geschrieben hat. Der Weg ist gegenwärtig nicht mehr gefahrlos. Es haben sich Räuberbanden gezeigt; es sind verschiedene Unruhen ausgebrochen. — Nein, Sie müssen warten; ich bitte Sie, etwa 5 bis 6 Tage noch in Masari-Scherif zurückzubleiben."

Als der Lojnab die Räuber erwähnte, wies ich nicht ohne gewisse Zuversicht auf meine braven Kosaken hin, hochgewachsene und kräftige, auserlesene Burschen, und bemerkte, daß ich mit meinen 10 Recken es mit jeder beliebigen Räuberbande aufnehmen werde.

„Die Sache ist ja die," fuhr ich fort, „daß die Unruhen — ich weiß das ja ganz genau — fern von meinem Wege ausgebrochen sind, hauptsächlich jenseits des Hindukusch, hinter Kabul, hier aber ist alles ruhig."

„Ich bin kein Lügner!" rief der Lojnab mit Eifer und nicht ohne Selbstbewußtsein, „Sie können sich durchaus auf meine Worte verlassen."

„Natürlich schenke ich Ihnen Glauben," entgegnete ich, „bedenken Sie aber, was das für mich bedeutet, hier noch 5 bis 6 Tage sitzen zu müssen. Schließlich aber mache ich Sie darauf aufmerksam, daß ich mich verpflichtet fühle, darüber, daß man mich in Masari-Scherif zurückhält, an den Turkestaner General-Gouverneur Bericht zu erstatten."

„Schreiben Sie nicht, ich bitte Sie — schreiben Sie nicht, bevor die Antwort des Emir-Saibs eintrifft. Vielleicht schreibt er Ihnen etwas derartiges, daß Sie von einer Reise nach Kabul gänzlich abstehen werden. Vertrauen Sie mir, ich bin doch Ihr alter und guter Bekannter. Ich kann Ihnen nur Gutes anraten.

Digitized by Google

Zürnen Sie mir nicht. Mit Freuden würde ich alles für Sie thun, was Ihnen beliebt, zu meinem Bedauern aber kann ich Sie nicht nach Kabul ziehen lassen."

„Ich vermag nicht, Ihnen nicht zu zürnen," antwortete ich, „ich müßte lügen, wenn ich ein vergnügtes Gesicht machen wollte; die Russen sind ja aber auch keine Lügner."

Ich erhob mich, um von dem Lojnab Abschied zu nehmen und mich nach Hause zu entfernen.

Auch der Lojnab hatte sich erhoben, er reichte mir die Hand und lächelte dabei so freundlich, daß sich auf meiner Stirn die Falten unwillkürlich glätteten. Jetzt erst fiel es mir ein, daß ich Grüße an ihn auszurichten hatte von der in Taschkent weilenden afghanischen Gesandtschaft.

„Sehen Sie, da haben wir ein Beispiel," sagte der Lojnab, „Sie wollen hier keine 5 bis 6 Tage warten, unsere Gesandtschaft aber wartet in Taschkent schon mehrere Monate."

„Aber Lojnab-Saib, Sie vergessen, daß ja auch unsere Gesandtschaft bereits mehrere Monate in Kabul weilt," entgegnete ich. „Das ist nun richtig: ihre Gesandtschaft wohnt bei uns, in Taschkent, die unsrige bei Ihnen in Kabul. Was mich anbetrifft, so ist das ja ein ganz anderer Fall."

„Und General Stolettow und Oberst Grodekow? — sie haben alle auf die Bewilligung des Emirs gewartet," behauptete der Lojnab.

„Sie wissen, daß das spezifische Fälle waren, die mich durchaus nichts angehen," entgegnete ich, „General Stolettow reiste zum ersten Mal nach Kabul: die Bewilligung des Emirs zur Durchreise war allerdings erforderlich. Was sich auf Oberst Grodekow bezieht, so brauchte er, meiner Meinung nach, hier nicht so lange zu warten."

Der Lojnab wollte noch etwas entgegnen, ich hielt es aber für unnütz, diese fruchtlosen Debatten zu verlängern und verabschiedete mich trocken und offiziell.

Vom nächsten Tage an empfing ich wiederum Nahrungsmittel vom Lojnab. Meine afghanische Dienerschaft lebte merklich auf.

„Wenn ich nur dazu bestimmt werde, den Doktor-Saib nach Kabul zu begleiten!" rief Ssary-Dschan. „Ich werde schon

Digitized by Google

dafür sorgen, daß der Doktor-Saib eine bequeme Reise hat. Sie aber würden mir dann den kleinen Fuchspelz schenken, den Sie des Morgens tragen . . . . ."

Ich muß bemerken, daß dieser Afghane mir von Tag zu Tag immer fataler wurde. Es war das der erste Afghane von außerordentlich unangenehmen Charaktereigenschaften, auf den ich gestoßen war. Augendienerei und grobe Schmeichelei paarten sich bei ihm mit Habsucht und zudringlicher Bettelei. Ich erfuhr bald, daß er meine Pferde regelmäßig zu bestehlen pflegte, indem er einen Teil der von dem Lojnab gelieferten Fourage zurückbehielt.

Er war mir ungeheuer lästig durch sein stetiges: „men nukéri schumá, men adámi schumá" (ich bin Ihr Diener, der ergebenste Diener).

Seiner, wie der Schnabel eines Raubvogels, gekrümmten Nase entsprachen in höchst fataler Weise seine grünen Augen. Sein Gesichtsausdruck war giftig. Er stöberte mehrfach in meinen persischen Büchern herum und lobte sie, wenngleich er anscheinend in dieser Hinsicht nicht viel bewandert war. Er saß oft stundenlang auf der Schwelle meines Zimmers und wurde mir dadurch so langweilig, daß ich ihn schließlich ganz ungeniert fortzuschicken pflegte. Zu Mittag, zum Abendessen, zum Morgen- und Abendthee pflegte er sich stets einzustellen und wartete geduldig auf einen Brocken von meinem Tisch. Mitunter glaubte er mir dadurch einen Dienst zu erweisen, daß er in meinem Zimmer den Kamin einheizte, er führte mir Pferde zu, mit dem Angebot, sie zu kaufen, er ließ Kaufleute mit Teppichen kommen u. dgl. m. Dabei unterließ er nicht, bei jeglicher Gelegenheit zu bemerken, daß er 400 Mann Reiter befehlige.

In den ersten Tagen meines Sitzens in Masari-Scherif hatte ich keine Langeweile. Ich hatte meine Bücher, ich hatte die Korrespondenz zu besorgen, ich empfing die kranken Eingeborenen, ich stellte meteorologische Beobachtungen an und zwar gewöhnlich auf derjenigen Terrasse, auf welcher sich die Gesandtschaft im Sommer zu versammeln pflegte. Wie oft habe ich hier die beiden russischen Inschriften gelesen, die in der Rinde von zwei Tschinaren eingeritzt waren . . . . Gelegentlich über diese Inschriften: Die eine lautete: „N. Grodekow vom 7. bis

Digitized by Google

19. Oktober 1878." Auf der mattgrünen, sammetartigen Rinde des benachbarten jungen Tschinaren befand sich eine andere kurze Inschrift: „P. M. 18 23/XI 78." Hier hatte sich vermutlich Oberst Matwejew eingezeichnet. Beide Inschriften waren leicht mit Lehm verschmiert. Ich war nahe daran, dem Beispiel meiner Vorgänger zu folgen und auch meinen Namen neben den bereits vorhandenen einzuritzen, indessen that es mir leid, die zarte Rinde der prachtvollen Tschinaren zu zerkratzen. Wozu diese Reklame? dachte ich mir. Ist das nicht ein etwas knabenhaftes Vergnügen.

Am 18. Dezember hatte ich eine kleine Zerstreuung. An diesem Tage traf die Familie des Emirs in Masari-Scherif ein. Es folgte ihr eine großartige Gepäckkarawane von nicht weniger als 3 000 Lasttieren und 10 Elefanten. Der ungeheuere Zug befand sich unter der Bedeckung eines bedeutenden Militärkorps. Die Leitung der Karawane und den Oberbefehl über die Bedeckung hatte der Minister des Hofes, der Sserdar-Abdullah-Chan, derselbe Sserdar, welcher die russische Gesandtschaft in Koti-Aschru im Monat Juli empfangen hatte. Seltsam war das Geschick dieses seinen seelischen und körperlichen Eigenschaften nach gleich schönen Mannes. Vor 40 Jahren irrte er mit dem Vater des gegenwärtigen Emirs in den wilden Gebirgen von Kohistan umher, indem sie sich vor der Verfolgung der zahlreichen englischen Truppen zu retten suchten, die ganz Kabulistan überschwemmt hatten. Der Emir, Dost-Mahomed-Chan, sah sich schließlich genötigt, die felsigen Festen von Kohistan zu verlassen und mit Abdullah-Chan in das Thal des Amu hinabzusteigen. Und das gleiche Thal sollte jetzt für den Sserdar und für die Familie des Sohnes von Dost-Mahomed-Chan als Zufluchtsort dienen vor den gleichen mit Feuer und Schwert einherziehenden alten Feinden des Landes, den Engländern. Bei dem Gedanken an diesen Mann konnte ich mich noch einer anderen Erinnerung nicht erwehren: dazumal hatte der Sserdar Witkewitsch zu empfangen gehabt; gegenwärtig, d. h. vor wenigen Monaten, den General Stolettow.

Die Familie des Emirs betrat die Stadt mit vielem Pomp. Von den alten Mauern des Lehmforts, das die Stadt von Nordost verteidigte, wurde mit 71 Kanonenschüssen salutiert. Die Elefanten und ein großer Teil der Karawane hielten auf dem

Digitized by Google

freien Platz, der meine Wohnung von der Residenz des Lojnabs trennte.

An diesem Tage trafen auch frische politische Nachrichten ein: Der Emir hatte Kabul verlassen, er befand sich gegenwärtig auf dem Wege nach Masari-Scherif, kaum einige Tagereisen von der Stadt. In Kabul blieb als Regent, statt des Emirs, Jakub-Chan zurück, der von seinem Vater erst vor kurzem in Freiheit gesetzt war. Die Engländer hatten den gesamten Chaiber-Paß in Händen und standen gegenwärtig unweit von Dschelalabad.

Die Glaubwürdigkeit dieser Nachrichten unterlag keinem Zweifel. Somit sollte meine Weiterreise über den Hindu-Kusch nicht zu stande kommen. Der Emir kam selber — ich brauchte nicht nach Kabul zu ziehen. Der Lojnab hatte Recht, als er sagte: „vielleicht schreibt er Ihnen etwas derartiges, daß Sie von der Reise nach Kabul gänzlich abstehen werden."

Am 20. Dezember erhielt ich mehrere Briefe von unserer Gesandtschaft.

General Rasgonow schrieb unter anderem, daß er meinen Brief am 16. Dezember in Ruï erhalten habe. Sein Schreiben war mit Ssajad bezeichnet, woselbst sich gegenwärtig der Emir aufhielt. Der General schilderte die Ereignisse auf dem anglo-afghanischen Kriegsschauplatz und erzählte, daß die Gesandtschaft mit dem Emir am 1. Dezember Kabul verlassen habe. Als Regenten des Landes hatte der Emir seinen Sohn Mahomed-Jakub-Chan eingesetzt. Er selber begab sich nach Afghanisch-Turkestan, hatte aber die Absicht nach Taschkent, ja vielleicht sogar nach Petersburg zu reisen.

Ein paar Stunden, nachdem ich die Briefe erhalten hatte, erschien der Mirsa des Lojnabs und überreichte mir einen in persischer Sprache verfaßten Brief. Es war das die Antwort des Emirs:

„Station Duab. Monat Moharrem, der Erste, 1296."

„Gegenwärtig haben mich die Engländer durch ihr feindliches Vorrücken genötigt, Kabul zu verlassen. Ich begebe mich jetzt nach Taschkent. Ich werde mir dort genügend Truppen holen, nach Kabul zurückkehren und meine Feinde, die Engländer, aus Afghanistan verjagen. Da mich nun meine Reise nach

Digitized by Google

Masari-Scherif führt, so ersuche ich den Doktor-Saib, meine Ankunft in dieser Stadt abwarten zu wollen."

Den folgenden Tag füllte ich mit Briefschreiben aus. Von einer sofortigen Abreise war ja gegenwärtig keine Rede mehr.

Viel Zerstreuung bot mir in diesen Tagen die Musik der Afghanen.

Wenn ich auf den oberen Terrassen der mir zugewiesenen Wohnung spazierte, so fand ich öfters Gelegenheit, das Spiel eines hiesigen Virtuosen und den Gesang der Afghanen zu genießen. Meine Wohnung war nämlich von einigen Wachtposten umstellt. Die rauhen Söhne des Mars, — der in Central-Asien gerade so schrecklich wie in Central-Europa ist und dem die blutigen heidnischen Opfer nach wie dargebracht werden, trotzdem daß die central-asiatischen Muselmänner so stolz auf die Reinheit ihres „wahren" Glaubens an den „nicht gezeugten und nicht zeugenden" Gott und auch die christlichen Central-Europäer, die Germanen, nicht minder stolz auf ihr Kulturträgertum sind, — die Söhne des Mars erwiesen sich auch hier als Jünger Apollos und seiner Musenschar. Wie oft schwang sich hier unter den melancholischen Klängen der „Dutara" oder seltener auch der „Tschaar-Tary", ein Liebeslied irgend eines hochgewachsenen stämmigen Afghanen zu dem ewig blauen südlichen Himmel empor. Um den Sänger versammelte sich dann gewöhnlich ein Kreis von Soldaten, seine Waffenbrüder, die den Sänger mit lauten Bezeugungen ihres Beifalls belohnten. Anfänglich genierten sich die Sänger vor meinem hinter der Barriere der Terrasse hervorschauenden Gesicht ganz außerordentlich. Späterhin aber gewöhnten sie sich an mich. Ganz besonders gefiel mir der Gesang „Herati".

Mehrere Tage erfreute ich mich an einer Flöte, deren sanfte, gedehnte Töne bald in der Ferne zu ersterben schienen, bald wiederum sich verstärkten, als ob sie allmählich näher kämen. Mitunter ließen sich leise Triller vernehmen. Ich erkundigte mich nach dem Künstler und lud ihn ein, mich zu besuchen.

Nach wenigen Minuten wurde mir ein älterer Afghane zugeführt, ein Soldat aus meiner Wache, der nahezu eine Ssaschenj lang war. Beim Anblick dieses rauhen, breitschulterigen,

Digitized by Google

muskulösen Giganten, dessen gebräuntes Gesicht wie vom Pulverdampf geschwärzt schien, fiel es einem schwer, sich sagen zu müssen, daß das ein Liebling der anmutigen Muse sei, welche dem Orpheus einst die Wunderkraft verliehen hatte, wilde Tiere zu zähmen und Felsen in Bewegung zu setzen. Wohl aber leuchtete in den tiefen, dunklen Augen dieses Mannes ein sanftes Feuer, welches genügend für die Weichheit seines Gemütes redete.

Der Mann hielt in seinen Händen eine kleine, etwa fußlange Flöte aus Metall. Sie hatte ca. zwei Oktaven. Die Töne des unteren Registers waren sehr zart und melodisch; diejenigen des oberen Registers erinnerten ein wenig an die Töne einer Okarina. Es war das ein billiges englisches Produkt und kostete hier 2 Rupien. Der einheimische Künstler trug mir eine Melodie vor, die hier im Zimmer sich lange nicht so effektvoll ausmachte, wie unter freiem Himmel und aus gewisser Entfernung. Ich forderte den Künstler auf, mir einige Exemplare der hier zu Lande gebräuchlichen Musik-Instrumente zu bringen, indem ich sie kaufen wollte. Der Afghane versprach mir, meinem Wunsch nachzukommen, wies aber meinen Vorschlag, die Flöte zu verkaufen, mit Entschiedenheit zurück. Ich reichte ihm ein kleines Geschenk und entließ ihn.

Der Mirsa des Lojnab, der mir den Brief des Emirs zugestellt hatte, war von mir mit einem Chalat beschenkt worden. Das hatte nun die Habsucht des Ssary-Dschans erregt. Er erschien in meinem Zimmer, richtete zuvörderst einen Gruß des Lojnabs aus und begehrte dann ohne weitere Umstände den kleinen Fuchspelz. Ich beantwortete seine Bitte nicht, sondern forderte ihn bloß auf, Platz zu nehmen.

Hierauf erwiderte mein „ergebenster Diener“, daß er sich nicht früher niedersetzen werde, als bis er das Geschenk erhalten habe. „Der Lojnab-Saib hat mich gefragt,“ fuhr mein Beschützer fort, „ob ich von dem Doktor-Saib einen Chalat erhalten habe? Ich sagte nein. Er aber bemerkte, daß sein Mirsa von Ihnen ein Geschenk bekommen habe. Geben Sie auch mir ein Geschenk.“

Diese Frechheit erzürnte mich stark. Ich bemerkte darum streng, daß er stehen bleiben möge, wenn das ihm beliebe

jedenfalls aber habe er einen sehr unpraktischen Weg eingeschlagen, um eine Belohnung von mir zu erlangen, ich pflege nie einem Mann ein Geschenk zu geben, der selber darum bettelt.

Nun schlug mein „Tschaar-Ssat“ (Befehlshaber über 400 Mann) sofort einen anderen Ton an, er ließ sich auf dem Teppich unmittelbar an der Schwelle nieder und erklärte, daß er bloß gespaßt habe, er brauche nichts und sei bereit, unentgeltlich jeglichen Dienst für mich auszurichten. Wiederum hörte ich nun sein „nukéri-schumá, adámi-schumá“ u. dgl. m.

Das Wetter war inzwischen ein wahrhaft prachtvolles. Um 5 Uhr morgens hatten wir nicht unter — 2,5 ° C. Um 1 Uhr mittags gab's im Schatten mitunter + 18,5 ° C. Während meines ganzen Aufenthaltes hier hatten wir nur ein paar bewölkte Tage. Die geringste Bewölkung des Himmels äußerte sich sofort durch eine Erhöhung der Temperatur. Am 20. Dezember war z. B. der Morgen recht bewölkt, die Temperatur betrug + 7,5 ° C. Ein einziges Mal bloß wehte ein recht kalter Nord-West, der uns schwere bleigraue Wolken brachte, nun hatten wir um 1 Uhr mittags bloß + 8,5 ° C. Ein solches Wetter hielt aber bloß einen einzigen Tag an. Es gab überhaupt wenig Wind. In dem Auftreten und der Richtung des Windes ließ sich folgende Periodizität beobachten. Der Wind erhob sich gewöhnlich gegen 10 Uhr morgens, hielt bis 3 bis 4 Uhr nachmittags an und legte sich dann. Einst stellte sich ein warmer Westwind ein, der die Temperatur auf + 18,5 ° C. brachte. Indessen gab es auch warme Süd-Ost-Winde. Ein solcher Luftstrom war übrigens nur in den unteren Schichten der Atmosphäre zu beobachten, in den oberen war er von der entgegengesetzten Richtung; die Federwolken zogen in der Richtung von West nach Ost. Bis jetzt hatte es noch keinen einzigen Schneeflocken, keinen Regentropfen gegeben, — bloß Nebel.

Am 24. Dezember trafen von neuem einige Briefe von den Mitgliedern der Gesandtschaft ein. General Rasgonow machte mir die Mitteilung, daß der Emir sich entschlossen habe, einige Tage in Tasch-Kurgan zu verbleiben. Er forderte mich auf, dorthin zu kommen. Ich machte mich noch am gleichen Tage auf den Weg. Der Bruder des Lojnab, Mahmet-Schah-Chan, begleitete mich. Es war das ein außerordentlich schöner, brünetter

Digitized by Google

Mann von etwa 25 Jahren, dem Typus nach eher ein Tadschik, als ein Afghane. Er war mir vom Emir extra zu meiner Begleitung aus Tasch-Kurgan zugesandt worden.

Als wir in Huri-Mar eingetroffen waren, machte mir mein Begleiter den Vorschlag, hier zu übernachten. Der Tag neigte sich schon zu Ende, bis zum nächsten Ort, Na'ib-Abad, waren nicht weniger als 25 Werst geblieben.

Der Wunsch, recht bald mit der Gesandtschaft zusammenzutreffen, war jedoch so stark in mir, daß ich das Anerbieten meines Begleiters energisch zurückwies. Inzwischen flammte schon das Feuer eines Scheiterhaufens am Thor der Kaserne Huri-Mar hell empor; ein spezifischer Geruch, der sich in der Steppe verbreitete, ließ darauf schließen, daß hier „Kjabab" gebraten wurde.

Mein Begleiter reckte sich vergnüglich in Erwartung der Ruhe und suchte mir die Annehmlichkeiten einer Nachtrast klar zu machen.

„Der Weg ist schwierig, rach-kotel-dared" (auf dem Wege giebt's einen Paß), versicherte er, „zudem können wir in der Nacht einen Ueberfall von Räubern befürchten. Ja, und was wird denn der Emir-Saib sagen, wenn er erfährt, welchen Beschwerden ich den Doktor-Saib während der Reise ausgesetzt habe? Er wird mich dafür nicht beloben."

Ich widerlegte jedoch energisch alle seine Gründe für das Nachtlager in Huri-Mar und setzte meine Reise ohne Unterbrechung fort.

Nun breitete Mahmet-Schach-Chan seinen Bettteppich auf der Erde aus, wandte sich den letzten scheidenden Strahlen der Sonne zu, ließ sich auf die Kniee nieder und verrichtete seinen „Namaz-Diger".

Gegen 10 Uhr abends waren wir bereits in Na'ib-Abad. Ich schrieb, indem ich mit untergeschlagenen Beinen auf einem Teppich direkt vor dem lustig knisternden und seinen bläulichen Rauch durch eine kleine Oeffnung in dem kuppelförmigen Dach entsendenden Scheiterhaufen saß. Bei den letzten Zeilen, die ich in mein Tagebuch eintrug, nickte ich bereits stark ein. Die Worte, mit denen ich heute mein Tagebuch schloß, waren: „morgen ist Weihnachten".

Digitized by Google

4. Kapitel.

Beim Emir von Afghanistan.

Das Zusammentreffen mit unserer Gesandtschaft in Tasch-Kurgan. — Berichte der Mitglieder der Gesandtschaft über ihr Leben in Kabul. — Genaueres über den anglo-afghanischen Konflikt. — Russisch-afghanische diplomatische Unterhandlungen. — Die Ursachen des militärischen Mißerfolges der Afghanen. — Die Revolution in Kabul; ihre Ursachen. — Kritische Lage unserer Gesandtschaft. — Die Winterreise der Gesandtschaft über den Hindukusch. — Meine Audienz bei dem Emir Schir-Ali-Chan. — Beschreibung des Lagers und der Umgebung. — Als Leibarzt des Emirs.

Die grünenden Winterfelder, durch welche ich jetzt ritt, standen in entschiedenem Kontrast zu der nackten, vor kurzem erst vom Regen getränkten Steppe, die in folge dessen schwarz und gerade wie vom Steppenbrand versengt erschien. Linker Hand hatte ich die Felder, rechts, näher zu den Bergen, schien die Steppe völlig leblos zu sein. Die Steppe tritt hier unmittelbar bis an die senkrechten Felsenriesen, die Vorposten des Paropamisus. Die Häupter der steinernen Giganten waren gegenwärtig mit weißen Schneemützen bedeckt. Dort, hoch oben in den Bergen, in der gleichen Höhe mit den schweren Haufenwolken, die fast den halben Himmel überzogen hatten, gab es nur Schnee und Eis; hier unten hatten sich über der ebenen Steppe bloß wenige Regentropfen ergossen. Ein Regen zu Ende des Dezembers!....

Einige Werst vor Tasch-Kurgan wurde ich auf eine weiße Linie aufmerksam, welche die Stadt von Süd und West einschloß. Als wir uns dieser Linie näherten, erkannten wir die Umrisse eines Feldlagers. Bald ließen sich auch die einzelnen

Digitized by Google

Zelte unterscheiden. Fast im Centrum dieser Zeltstadt erhob sich besonders merklich die hohe Kegelspitze eines Zeltes. Es war das das Zelt des Emirs von Afghanistan.

Unsere Kavalkade näherte sich der Westseite des Lagers, schlug dann die Richtung nach Süden ein, passierte ein Lehmthor, den letzten Rest einer Mauer, von welcher vor Zeiten die Stadt umgeben war, kreuzte eine kurze Zeit hin und her in den krummen und engen Straßen der Vorstadt, passierte eine schwankende Brücke, die über einen tiefen und recht breiten Arick führte und — befand sich inmitten unserer Gesandtschaft. Aber, gütiger Gott! sind denn die Leute in den zottigen Kabuler Pelzen und Filzstiefeln, die mich jetzt umgeben, wirklich die Mitglieder unserer Gesandtschaft? Die Männer schließen mich in ihre Umarmungen, sie rufen mir russische Begrüßungen zu! — Ja, das sind sie, die Mitglieder unserer unglücklichen, afghanischen Gesandtschaft!

Nach den ersten Begrüßungen überschütteten sie mich mit Kreuzfragen; ein jeder wollte von mir recht bald Nachrichten über seine Angehörigen und Bekannten in Taschkent erhalten. Jeder wollte der erste sein, der die Neuigkeiten erfuhr. Aber auch ich selber blieb im Nachfragen nicht hinter ihnen zurück und wollte Verschiedenes über ihr Leben und Treiben in Kabul, über die politischen Neuigkeiten, über die Lage des Emirs erfahren und warum sie sich in afghanische Pelze gekleidet hatten.

„Ja, hier ist's ja wunderbar im Vergleich mit Kabul," riefen die Mitglieder der Gesandtschaft. „Hier steht die Morgentemperatur nicht unter + 3 ° C., in Kabul aber ist's so kalt, daß es sich keineswegs in den Leinwandröcken und Sommermänteln spazieren läßt."

„Sie wissen ja selber," fuhren sie fort, „daß wir, als wir im Mai Taschkent verließen, von General Stolettow die Versicherung erhielten, daß unsere Reise nicht mehr als zwei Monate andauern werde. Was brauchten wir da warme Kleidungsstücke mitzunehmen? Ja, wir konnten nicht einmal welche mitnehmen: die „Podjemnije" (S. 4) waren viel zu armselig. Indessen mußten wir in Kabul ganze vier Monate verweilen. Kälte und Schnee, das sind Gesellen, mit denen man nicht so leicht fertig wird. Da

Digitized by Google

wickelt man sich auch in andere Sachen ein, als in Pelze. Mit einem Pelz geht's noch an."

Uebrigens waren die Pelze recht gut und konnten vor jeder europäischen Kritik bestehen. Der Leser wird sich dieser Pelze aus dem ersten Bande, Kapitel 9, unseres Werkes erinnern. Die Kosaken waren in kabulische Halbpelze gekleidet. M. trug ein vollständiges afghanisches Kostüm.

„Warum stehen wir denn aber hier draußen? treten wir doch in unsere Wohnung ein," bemerkte General Rasgonow.

Die Wohnung bestand aus einem umfangreichen, auf zwei Stützen ruhenden, doppelwändigen Zelt. Auf dem Boden waren Koschmas und Teppiche ausgebreitet. Der „Naturforscher" und der „Inglis" (also B. und M.) hatten keine Feldbetten und mußten darum ihr kaltes Lager gerade auf dem Fußboden aufschlagen. Bald wurde mein Gepäck geöffnet und auch mein Feldbett fand an einer der Leinwandwände des Zeltes Platz.

Außer den Taschkenter Neuigkeiten, die übrigens durch mein zweiwöchentliches Sitzen in Masari-Scherif ein wenig an Reiz verloren hatten, waren von mir für die Gesandtschaft noch verschiedene Sachen und Sendungen mitgebracht: warme Kleidungsstücke, Bücher, Thee, Zucker, Tabak u. dgl. m. Ich muß hier bemerken, daß ich alle die Sachen, die mir von den Angehörigen und Bekannten der Mitglieder der Gesandtschaft mitgegeben waren, auf eigene Kosten transportiert hatte. Allen meinen Vorstellungen zum Trotz hatte die Taschkenter Administration keinen Kredit bewilligt, um auch nur ein einziges Tier zum Transport der Sachen für die Gesandtschaft zu mieten.

Ueber ihr Leben in Kabul und über die politischen und kriegerischen Ereignisse, die sich während dieser Zeit in Afghanistan zugetragen hatten, erzählten mir meine Genossen und Landsleute folgendes:

„Es ist Ihnen schon bekannt," begann General Rasgonow seine Erzählung, „daß General Stolettow seine plötzliche Abreise aus Kabul damit motivierte, daß er dem General Kaufmann unverzüglichen und persönlichen Bericht zu erstatten habe über die letzten Ereignisse an der anglo-afghanischen Grenze. Er begab sich allein auf den Weg, ohne die Gesandtschaft mitzunehmen, angeblich um rascher reisen zu können. Er teilte uns damals

Digitized by Google

mit, daß der zurückgebliebene Teil der Gesandtschaft ebenfalls bald aufzubrechen haben werde."

„Der Emir-Saib," sagte der General Stolettow, „beabsichtigt eine große Gesandtschaft mit einem Mitgliede der regierenden Familie an der Spitze nach Taschkent zu entsenden. Da nun aber eine bedeutende Gesandtschaft sich nicht so schnell ausrüsten läßt, so wird der zurückgebliebene Teil unserer Gesandtschaft in Kabul gerade so lange verweilen, bis die Ausrüstungen vollendet sein werden, also vielleicht 2 bis 3 Wochen, nicht mehr."

„Ich hatte keinerlei Anlaß, an diesen Versicherungen zu zweifeln. Da nun aber der General Sie, den Doktor, mitnahm, so wies ich darauf hin, wie übel es um die Gesandtschaft stehen würde, wenn sie längere Zeit ohne Arzt bleiben sollte; wir hatten ja gerade kranke Kosaken. Hierauf erwiderte der General, daß er vermutlich der Gesandtschaft entgegenkommen, jedenfalls aber Sie, den Arzt, zur Gesandtschaft zurücksenden werde." Wir blieben bei diesen Versicherungen. Die zwei — drei Wochen waren vergangen, der Emir ließ noch immer nichts über die Entsendung einer afghanischen Gesandtschaft nach Taschkent verlauten; auch über die Ausrüstung einer solchen Gesandtschaft war nichts zu vernehmen. Der Kriegsminister Dowtscha-Chan, der dem General Stolettow bei dessen Abreise aus Kabul das Geleit gegeben hatte, hatte sich seitdem kein einziges Mal gezeigt. Der Wesir erschien sehr selten. Da ich nun sah, daß keinerlei Anstalten zu einer Abreise gemacht wurden, so entschloß ich mich, beim Emir anzufragen, wann die afghanische Gesandtschaft nach Taschkent abreisen werde. Die Antwort hierauf kam mir sehr unerwartet."

„‚Von welcher Gesandtschaft redet der Kernel-Saib?' fragte der Emir."

„Ich äußerte meine Verwunderung über diese Frage und bemerkte, daß es dem Emir wohl eben so gut, oder noch besser als mir, bekannt sei, von welcher Gesandtschaft ich rede. Jetzt aber war der Emir an der Reihe mit seinem Staunen und einer stummen Anfrage. Es war das ein durchaus uninteressantes, peinliches qui pro quo. Ich erzählte dem Emir, was mir General Stolettow von einer nach Taschkent zu entsendenden, großen afghanischen Gesandtschaft mitgeteilt hatte. Der Emir

Digitized by Google

bemerkte sehr erstaunt, daß er an keine andere Gesandtschaft, als die „Begleitung“ des Generals Stolettow nach Taschkent gedacht habe, diese aber lediglich zu Ehren des Chefs der Gesandtschaft mitgesandt worden war [1]). Aus dieser Erklärung konnten wir bloß ersehen, daß die Gesandtschaft für unbestimmte Zeit in Kabul zurückgelassen war, — zu welchem Zweck aber? Hierauf vermochte ich keinerlei Antwort zu geben, da General Stolettow bei seiner Abreise mir, abgesehen von der Mitteilung über die bevorstehende Entsendung einer afghanischen Gesandtschaft, keine Instruktionen zurückgelassen hatte .....“

Dies erste qui pro quo war keineswegs das letzte, — jedoch hierüber später.

Lange noch dauerte unsere freundschaftliche Unterredung. Ich vermag nicht das wiederzugeben, was ein jedes Mitglied der Gesandtschaft erzählte und möchte darum versuchen, alles mit meinen eigenen Worten wiederzugeben.

Die zurückgebliebene Gesandtschaft erhielt keinerlei Nachrichten aus Taschkent und überhaupt aus Rußland bis Ende September. Ich weiß nicht, wie das geschah, daß meine Briefe, die ich in Ssamarkand sofort nach der Ankunft aus Afghanistan geschrieben und dem General Stolettow zur Uebermittelung nach Kabul mit anderen Briefen übergeben hatte, von der Gesandtschaft nicht erhalten worden waren. Ich kann natürlich bloß voraussetzen, daß sie gar nicht abgesandt worden waren, da General Stolettow der Gesandtschaft damals keine einzige Zeile zukommen ließ. Ende September erhielt die Gesandtschaft einen kurzen Brief von General Stolettow mit der Nachricht, daß die Gesandtschaft auf Allerhöchsten Befehl und bis auf weitere Anordnung in Kabul verbleiben möge. Die gleiche Mitteilung wurde der Gesandtschaft auch von General Kaufmann in einem Schreiben vom 21. September gemacht.

In diesem Schreiben bemerkte der General unter anderem, daß die Gesandtschaft in ihren Unterhandlungen mit dem Emir sich der größten Vorsicht zu befleißigen habe; die militärische

---

[1]) In dem bei Gelegenheit der Abreise des Generals Stolettow an General Kaufmann gerichteten Schreiben vom 9. August 1878 erwähnt der Emir mit keinem Wort der angeblichen großen Gesandtschaft nach Taschkent.

Digitized by Google

Unterstützung für den Emir habe die Regierung noch immer nicht zugesagt, sollte aber die Frage selbst in bejahendem Sinne entschieden werden, so könnten die Truppen immerhin nicht vor dem Februar in Kabul eintreffen. Es schien dem General ferner zulässig, daß die Gesandtschaft, sobald die Operationen von Seiten der Engländer eröffnet sein würden, Kabul verlassen möge. Er entwickelte dann einen Plan der Operationen der Engländer, den sie seiner Anschauung nach befolgen könnten, und äußerte dabei den Gedanken, daß die Engländer ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich dem Thal Kuram und dem Bolan-Paß zuwenden würden; der Chaiber-Paß schien ihm unpassierbar. Er riet fernerhin dem General Rasgonow, den Afghanen die Idee beizubringen, daß sie vornehmlich einen Partisanenkrieg führen, und den Feind im Rücken und in seinen Verbindungen belästigen möchten. Er bemerkte schließlich, daß er von General Stolettow, der am 10. September nach Livadija abgereist sei, noch keinerlei Nachrichten erhalten habe.

Zur Zeit nun, wo die Gesandtschaft in Kabul saß, und zwar in völliger Unklarheit darüber, warum sie hier zu sitzen hatte, und was in Rußland vorging, oder, richtiger gesagt, in welcher Weise Rußland in der afghanischen Frage vorzugehen gedachte, — zu dieser Zeit rüsteten die Engländer sich energisch zum Kampfe mit dem Emir. Unsere Zeitungen waren der Versicherungen voll, daß England den Krieg mit Afghanistan nicht vor dem Frühjahr 1879 zu eröffnen im stande sein werde; inzwischen waren aber schon Ende September sämtliche drei Korps der anglo-indischen Armee zum Ausrücken bereit. Es ließ sich dies schon aus dem selbstbewußten und sicheren Ton ersehen, welcher in dem schriftlichen Verkehr der anglo-indischen Regierung mit dem Emir von Afghanistan zum Ausdruck kam. Der Emir war sich über die Absichten seiner Feinde und über den Zustand ihrer Rüstungen vollständig im Klaren. Diese Rüstungen hatten ja schon im Frühjahr 1877 begonnen, nachdem die Peschawerer Konferenz gezeigt hatte, daß der Emir mit seiner Stellung als Vasall des anglo-indischen Reiches unzufrieden sei.

Selbstverständlich wandte sich der Emir mit seinem Gesuch um Beistand vor allem an unsere Gesandtschaft in Kabul; bei dieser Gelegenheit nun trat das Unerträgliche, ja wenn man will,

Digitized by Google

das Komische der Lage unserer Gesandtschaft so recht hervor. Die Gesandtschaft vermochte absolut keinerlei Antwort auf die Anfragen des Emirs und seiner Minister zu geben. Sie wußte nicht, was sie zu antworten hatte. General Stolettow hatte von seinen geheimen Unterredungen mit dem Emir nahezu gar nichts der Gesandtschaft mitgeteilt. Die Gesandtschaft wußte nicht, was der General dem Emir versprochen und was er nicht versprochen hatte. Der Emir aber behauptete, daß der General ihm versprochen hätte, an der Spitze von 30000 Mann nach Kabul zurückzukehren.

Der Emir fragte beständig darnach, wann der General Stolettow mit den Truppen in Kabul eintreffen werde? wann er die militärische Unterstützung erhalten werde?

Was konnte nun General Rasgonow auf diese Fragen antworten: er hatte ja von General Stolettow keinerlei Nachricht erhalten, das erste Schreiben von General Kaufmann aber traf erst Anfang Oktober ein. Die Gesandtschaft hatte schwere Zeiten durchzumachen, aber noch Schlimmeres stand ihr bevor.

Ende September schrieb der Emir auf Anraten des Generals Rasgonow, dem allerdings nicht viel mehr übrig blieb, als bloßen Rat zu erteilen, — einen Brief an den Kaiser von Rußland, in welchem er ihn um Beistand gegen die Engländer ansprach [1]). Mit einem zweiten Schreiben ersuchte er den General Stolettow um Fürsprache bei dem Kaiser [2]).

Inzwischen war aber schon ein Schreiben des Generals Stolettow an den Wesir Schah-Mahomed-Chan angelangt. Der Brief, in persischer Sprache verfaßt, war höchst unkorrekt und hatte viele orthographische Fehler. Der Brief wurde nahezu eine ganze Woche beim Emir und bei der Gesandtschaft gelesen, indem man den Sinn desselben zu ergründen suchte. Durchaus unbegreiflich schien den Afghanen folgender Satz: „unsere Regierung ist unschuldig wie eine Taube und klug wie eine Schlange". Der Brief enthielt einige sehr allgemein und dunkel gehaltene Zusicherungen und Ratschläge.

Der Emir wünschte von der Gesandtschaft Auskunft über

---

[1]) Central-Asia, Correspondence, inclosure No. 36.

[2]) Central-Asia, inclos. No. 37.

Digitized by Google

dies Schreiben und die Absichten der russischen Regierung zu erhalten.

„Warum schreibt General Stolettow nichts über die Hülfstruppen, die er mir versprochen hat?“ erkundigte sich der Emir bei Rasgonow.

Die Antwort, „ich weiß nicht“, hatte der Emir so oft zu hören bekommen, daß ihn dies neue „ich weiß nicht“ ganz außer sich brachte.

„Wer soll es denn wissen?“ entgegnete er, „Sie sind doch der Gesandte von Rußland. Gerade Sie müssen's doch wissen.“

Der russische Gesandte konnte bloß darauf hinweisen, daß man Nachrichten von General Kaufmann abzuwarten habe.

Aber auch der General Kaufmann schrieb sehr selten und zudem nur wenig Tröstliches. In seinem Brief vom 22. Oktober meinte er, daß General Rasgonow den Emir zu einem Frieden mit den Engländern bewegen möge, „er soll den Engländern die Friedenspalme reichen“. Er schrieb, daß er dem Emir entschieden keine Hülfstruppen senden werde, „da er keinen bezüglichen Befehl vom Kaiser erhalten habe“. Er wollte den Afghanen 10- bis 15000 Nadelgewehre oder gezogener Büchsen zukommen lassen, aber auch hierfür hatte er keine Bewilligung erlangt. Er wünschte schließlich, daß der Emir seinen Sohn Jakub-Chan in Freiheit setzen und sich mit dessen Anhang vereinigen möchte.

In einem speziellen Schreiben an den Emir wiederholte General Kaufmann seinen Rat, Frieden zu schließen.

Der Emir erhielt dies Schreiben einen Tag vor Ablauf des ihm von den Engländern gestellten Ultimatums. Immerhin befolgte er den Rat des Generals Kaufmann. Aber die Friedensbotschaft traf in Ali-Mesdschid erst am 10. November ein, gerade als die Schlacht ihren Höhepunkt erreicht hatte. Ein zweiter Friedensantrag, zu welchem der Emir durch General Rasgonow bewogen wurde, traf ebenfalls zu spät ein, nachdem die Engländer, die bei Peiwar (Paß) eine Niederlage erlitten hatten, ihrerseits einen Sieg über die Afghanen davongetragen und den Paß Schutur-Gerden besetzt hatten.

Vom 11. August bis zu der Schlacht bei Ali-Mesdschid verharrte unsere Gesandtschaft in der Bala-Hissar, ohne auch nur einen Schritt aus der ihr angewiesenen Wohnung zu thun.

Digitized by Google

Die Unterhandlungen zwischen der Gesandtschaft und dem Emir wurden hauptsächlich durch den General Rasgonow und den Dolmetscher Nasirow geführt. Die übrigen Mitglieder hatten nicht die Ehre, in die Unterredungen des Generals Rasgonow mit der afghanischen Regierung hineingezogen zu werden. Die Geheimnisthuerei, mit welcher die Unterhandlungen geführt wurden, ging so weit, daß General Rasgonow, wenn der Wesir in dem Saal erschien, in welchem sich die Mitglieder der Gesandtschaft zu versammeln pflegten, und wenn ein Gespräch über Politik begonnen wurde, sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft mit Ausnahme von Nasirow stets in recht ungenierter Weise ersuchte, den Saal zu verlassen. Eine eigentümliche Anordnung! Der General hatte ja keinerlei Geheimnisse aus diesen Unterredungen zu machen, und schließlich erzählte er ja der Gesandtschaft späterhin selber von seinen Unterredungen und Verhandlungen. Wozu diese Heimlichkeiten? Wurde doch hierdurch die Trostlosigkeit der Lage, der in ihrer Wohnung so gut wie eingeschlossenen Gesandtschaft nur noch erhöht. Die Lage der Gesandtschaft war traurig, aber diese Lage wurde unerträglich, wenn man daran dachte, daß die Gesandtschaft den, wenn auch indirekten, Anlaß zu dem Krieg zwischen Afghanistan und England gegeben hatte.

Nun kam aber noch der Umstand hinzu, daß die Gesandtschaft sich schon lange nicht mehr der Ehren erfreute, die sie früher genoß. In den Augen der Sserdaren und nicht minder auch der Volksmenge galt die Gesandtschaft für den einzigen Anlaß zu den politischen Schwierigkeiten und dem Kriege mit England. Der Emir und seine Minister warfen der Gesandtschaft häufig vor, daß sie gerade wie vor 40 Jahren das drohende Ungewitter auf die Häupter der Afghanen herabbeschworen habe. Natürlich waren diese Vorwürfe nicht gerade wohlbegründet, sie ließen sich zurückweisen; aber die Lage der Gesandtschaft wurde dadurch um kein Haar besser. Zu alledem stellten sich in der Gesandtschaft und der Eskorte schwere Erkrankungen ein. Die Kabuler Fieber verschonten unsere freiwilligen Gefangenen keineswegs. Nun brach aber auch der Typhus aus. Ein Kosak war dem Tode nahe. Der Chef, General Rasgonow, litt an einem Halsleiden, das bei dem hiesigen Klima hartnäckig 3 Wochen lang anhielt. Schon im Oktober gab's in Kabul Schnee; es wurde sehr kalt;

Digitized by Google

unsere Gesandtschaft vermochte sich aber nicht vor dieser Kälte zu schützen. In der ihr angewiesenen Wohnung gab's keine Oefen, selbst keine Kamine. Die Zimmer ließen sich einigermaßen durch die „Mangalen" erwärmen; aber selbst diese primitive Beheizung war nicht immer anzuwenden: oftmals gab's keinen Span Holz, kein Stück Kohle.

Bemerkenswert ist es, daß nur die reichen Kabuler ihre Zimmer beheizen. Die überwiegende Mehrzahl der Bewohner behilft sich ohne Beheizung in folge des Mangels und der hohen Preise des Heizmaterials. Sie schließen ihre Lehmhüttchen sorgfältig von jedem Luftzug ab, kleiden sich in Schafpelze und verbringen auf diese Weise ganze Tage fast ohne jegliche Bewegung. Früher hat es hier wohl kaum einen Mangel an Heizmaterial gegeben. Sultan Baber erzählt uns in seinen Memoiren, daß der Winter in Kabul zwar recht streng sei, da es aber Holz im Ueberfluß gäbe, so mache diese Unbequemlichkeit sich gar nicht bemerkbar [1]). Unter diesen Umständen mußte unsere Gesandtschaft zu den afghanischen Pelzen greifen.

Mitunter gab's allerdings auch fröhliche Tage, und zwar in folge einer seltsamen Laune des Geschickes gerade dann, wann sich das am wenigsten erwarten ließ. Wie bekannt, war dazumal durch die westeuropäische Presse die Bedeutung der afghanischen Frage bis ins Unglaubliche übertrieben. Natürlicherweise wandten nun selbst solche Leute den afghanischen Verhältnissen ihre Aufmerksamkeit zu, die früher nicht die geringste Idee von diesem Lande gehabt hatten. Und ebenso natürlich war es, daß manche von ihnen auf den Gedanken verfielen, dem Emir von Afghanistan mit Rat und That beizustehen (vielleicht waren das auch bloße Versprechungen!). Der Emir und die Gesandtschaft wurden nun von Europa aus mit einem ganzen Schwarm von Ratschlägen versehen. Es wurden verschiedene Pläne für den Krieg mit England entworfen. Ja, es liefen selbst chiffrierte Depeschen ein und zwar auch in solchen Chiffren, aus denen niemand klug werden konnte. Ueber eine solche Depesche, die aus Abbildungen von Bäumen, Tieren, Seeen, Flüssen, Bergen und Meeren bestand, zerbrachen sich die Afghanen im Verein mit den Russen

---

[1]) Mémoires de Baber. Vol. I, p. 283.

Digitized by Google

zwei Wochen lang den Kopf und zwar ohne jeglichen Erfolg. Der Kasi aus Peschawer, Abdul-Kader, der zur Zeit das unbedingte Vertrauen des Emirs genoß, wollte durchaus den Sinn dieser Depesche ergründen; er schien sogar seine lieben paar Flaschen Wein, die er in der Nacht zu trinken pflegte, vergessen zu haben, kam aber doch zu keinem Resultat. Ein ehemaliger garibaldinischer Kapitän kam bei dem Emir mit dem sichersten Plan ein, um die Engländer auf allen Positionen zu schlagen; man brauchte hierzu bloß ihn, den Kapitän, als leitenden Offizier in der Armee des Emirs zu engagieren. Hierfür aber war es fernerhin erforderlich, daß der Emir ihm vorläufig die „geringe“ Summe von 1500 Fr. zur Reise übermitteln möchte. Der Hamburger Post-Verein erkundigte sich darnach, ob eine Post in Afghanistan organisiert sei und bat, falls eine solche vorhanden wäre, um Zusendung von Postmarken als Muster. Dem Wunsch des ehrenwerten Vereins wurde entsprochen: er erhielt einige Muster von afghanischen Postmarken zu $^1/_4$, $^1/_2$ und 1 Tenga.

Immerhin führte die Gesandtschaft ein fatales Leben; sie litt in furchtbarer Weise an Langeweile. Man möge sich eben vergegenwärtigen, daß die Leute ewig zwischen ihren vier Pfählen saßen und auch nicht einen Schritt aus dem Hause machen durften, daß ihnen hier nicht etwa bloß diejenigen Bequemlichkeiten abgingen, an welche sie sonst gewöhnt waren, daß sie nichts mehr als die ihnen außerordentlich widerwärtigen Physiognomieen des Wesirs, des Kasi und noch ein paar anderer Afghanen zu sehen bekamen, und schließlich nicht einmal die Möglichkeit besaßen, etwas darüber zu erfahren, was draußen vorging: russische Zeitungen erhielten sie nicht, die englischen wurden dem Emir nicht mehr zugesandt. Es läßt sich wohl begreifen, wie unerträglich die Lage sein mußte, in welcher die Gesandtschaft vier Monate lang in Kabul zu verharren hatte.

Malewinskij allein verlor unter keinerlei Umständen den Mut. Er hatte eine Beschäftigung nach seinem Geschmack gefunden. Er ließ durch einen Dschigiten auf den Kabuler Bazaren alte Münzen aufkaufen. Tagelang kochte er dann und putzte die schmutzigen Münzen. Im Resultat besaß er eine höchst wertvolle

Digitized by Google

Sammlung alter Münzen (sie befindet sich momentan angeblich im Besitz des Grafen Strogonow).

Am 10. November hatten die Engländer Ali-Mesdschid erstürmt. Die Afghanen erzählten, daß die Garnison der Festung sich sehr tapfer gehalten habe. Auf beiden Seiten wurden bebedeutende Verluste verzeichnet. Nach den Schilderungen der Afghanen wurde die Festung durch 5 Bataillone Infanterie verteidigt, die Engländer jedoch hatten 20 Bataillone.

Die Schlacht begann am 9. November und nahm für die Engländer anfänglich eine recht fatale Wendung. Am folgenden Tage aber erhielt man im afghanischen Lager Nachricht davon, daß die Festung von den Engländern umgangen sei; die afghanische Garnison sah sich im Rücken bedroht. Den Engländern soll der Weg durch Momundische Verräter gezeigt worden sein. Die Garnison entschloß sich zu einem Rückzug, da die Festung nicht zu halten war. Dieser Rückzug wurde unter dem unausgesetzten Vordringen der Engländer ausgeführt. Die Artillerie der Garnison wurde preisgegeben und fiel den Engländern in die Hände. Zwei Bataillone der Afghanen wurden gänzlich aufgerieben, zwei Bataillone zogen sich nach dem Paß Schutur-Gerden zurück, der Rest nach Dschelalabad.

Am 15. November proklamierte der Emir den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen. Von diesem politischen Zug versprach er sich vieles.

Allerdings stellten sich bald darauf einige Resultate dieser Proklamation ein, wenngleich sie auch lange nicht den Erwartungen des Emirs entsprachen. Die Gebirgsbewohner begannen die Engländer im Rücken und in ihren Verbindungen zu belästigen. Selbst die Momunder, vor kurzem noch die Verbündeten der Engländer, ließen sich nicht die Gelegenheit entgehen, einen englischen Waffentransport auszuplündern. Immerhin wurde am 18. November von den Engländern, wenngleich unter schweren Verlusten der Paß Peiwar erstürmt; am 19. besetzten sie den Paß Schutur-Gerden. Die Afghanen leisteten hier anfänglich tapfere Gegenwehr, aber den Engländern gelang das gleiche Manöver wie beim Sturm auf Ali-Mesdschid. Die Afghanen sahen sich im linken Flügel und im Rücken umgangen — sie zogen sich zurück und ließen ihre ganze Artillerie, etwa 18 Geschütze,

Digitized by Google

in den Händen der Engländer. Nun stand Kabul völlig offen. Das Kurum-Korps der Engländer konnte in ein paar Tagen vor den Thoren der Residenz des Emirs sein. Es konnte aber noch Schlimmeres geschehen. Das Kurum-Korps konnte im Süden von Kabul vorbeiziehen, über Chuschi, Lohgar und indem es auf den Weg von Gasni gelangte, Kabul vom Westen aus umgehen. Kabul wäre dann von Turkestan, dem einzigen Schutzhort des Emirs, abgeschnitten gewesen. Zu dieser Jahreszeit war aber bloß der Bamjaner Weg nach Turkestan schneefrei; der Kuschan-Paß war bereits unzugänglich. Wäre den Engländern dies Manöver gelungen, so wäre der Emir sozusagen in einer Mausefalle gefangen und der Krieg wäre wohl sofort beendet gewesen. Aber der Emir wurde zeitig auf die ihm drohende Gefahr aufmerksam und kam seinen Feinden dadurch zuvor, daß er aus Kabul nach Turkestan zog.

Er entsandte nach Turkestan zuvörderst seine Familie, seinen ganzen Hausstand, seine Reichtümer. Die Familie verließ Kabul am 19. November. Nun schwankte der Emir noch einige Zeit, ob er nach Masari-Scherif ziehen, oder mit all' den ihm in Kabul zu Gebote stehenden Truppen, es waren das gegen 14 Bataillone, den Engländern eine Hauptschlacht vor den Mauern seiner Residenz liefern sollte. General Rasgonow bewog den Emir, von diesem riskierten Versuch abzustehen und sich nach Turkestan mit seinen Truppen zurückzuziehen. Wollte nun der Emir seine 14 Bataillone mit den 10 im Vilajet-Tschaar befindlichen Bataillonen vereinigen, so stand ihm ein bedeutendes Korps zur Verfügung, das er den Engländern stets entgegenzustellen vermochte.

Es waren aber auch noch andere Gründe vorhanden, aus welchen ein weiterer Aufenthalt des Emirs in Kabul nicht gut ratsam erschien. Unter dem Militär und unter dem Volk herrschte eine starke Gährung. Die Ursachen derselben waren folgende:

Die Bewohner der zum Kriegsschauplatz gehörenden Gebiete hatten sich zum größten Teil nach Kabul geflüchtet. Hier suchten sie Schutz vor den mit Feuer und Schwert vorrückenden „Rotröcken“, aber sie fanden einen Tod und zwar einen vielleicht noch weit schrecklicheren, als den, durch welchen sie in ihrer Heimat bedroht gewesen wären. Der Zufluß von Fremden in

Digitized by Google

Kabul rief sofort ein Steigen der Preise auf die Lebensmittel hervor. Ende November hatte diese Teuerung bereits einen ganz außerordentlichen Grad erreicht. Es war oft einfach unmöglich, Lebensmittel zu irgend welchen Preisen aufzutreiben. Bald brach eine Hungersnot aus und gleichzeitig stellten sich auch die üblichen Begleiter derselben, die epidemischen Erkrankungen, ein. Der Typhus wütete in furchtbarer Weise. Auf den Bazaren und Straßen lagen Leichen umher, die oft wochenlang nicht bestattet wurden. Die Bazare waren von Sklaven überfüllt, welche in folge der Hungersnot zu fabelhaft niedrigen Preisen verkauft wurden. So wurde z. B. ein Kaffirknabe für ein paar Dutzend Rupien verkauft, ein Mädchen für 5 bis 10 Rupien [1]). Es war das die einzige Ware, die jetzt auf den Markt kam; jeglicher Handel war sonst ins Stocken geraten. Mit der Sistierung des Handels waren auch die Einkünfte des Emirs aufgehoben. Inzwischen aber waren die Ausgaben für den Unterhalt der Truppen bedeutend angewachsen. Um den Truppen den Sold zu zahlen, mußte der Emir zu Zwangsanleihen greifen. Das gesamte Hab und Gut der Kaufleute, die dem Emir eine Anleihe verweigerten, wurde konfisziert. Auf diese Weise hatte sich der Emir die zahlreiche Klasse der Kaufleute von Kabul zu Feinden gemacht. Allerorts ließen sich offene Klagen vernehmen über die gegenwärtige traurige Lage der Stadt und des gesamten Reiches, es wurden auch mancherlei verstohlene Verwünschungen gegen den Emir ausgestoßen. Letzteres konnte nur im geheimen geschehen, denn eine offene Aeußerung der Unzufriedenheit mit dem Emir wäre gefährlich gewesen. Diejenigen, die der Beleidigung gegen den Emir schuldig befunden wurden, unterlagen verschiedenen Strafen.

Höchst originell und an unsere Bräuche vor Peter I. und das mittelalterliche Europa erinnernd, war folgender Strafmodus:

---

[1]) Ich bedauere, daß unsere Gesandtschaft die Gelegenheit, sich in Besitz von einigen Individuen dieser bis jetzt noch so rätselhaften Rasse setzen zu können, außer Acht gelassen hat. Wenn die Gesandtschaft aus moralischen Grundsätzen von diesem Kauf abstehen zu müssen glaubte, so war das durchaus irrig. Es handelte sich hier nicht um einen Ankauf, sondern um einen Loskauf von Sklaven. Wenn diese Leute von der Gesandtschaft gekauft wären, würden sie in Freiheit gesetzt worden sein.

Digitized by Google

Der Schuldige wurde zwischen ein Paar in die Erde eingegrabenen Pfosten auf dem Marktplatz gestellt und mit den Ohren an diese Pfosten genagelt. Der Bestrafte litt furchtbare Schmerzen, konnte sich aber nicht bewegen; nachdem er einige Stunden regungslos gestanden hatte, wurde er wieder freigelassen.

Die Partei des Jakub-Chan zog ihren Nutzen aus der bedrängten Lage des Emirs und ließ sich lauter vernehmen. Sämtliches Unglück, das über das Land eingebrochen war, wurde von dieser Partei dem Emir und der russischen Gesandtschaft zugeschrieben. Und mancher, der früher ein ergebener Anhänger des Emirs gewesen war, trat jetzt zu dieser Partei über. Es stand zweifellos eine sorgfältig vorbereitete Umwälzung in Aussicht und sie konnte jeden Moment eintreten. Ja, diese Umwälzung schien um so näher zu sein, als der Emir die Unvorsichtigkeit hatte, seinen General, der die Truppen bei Ali-Mesdschid befehligt hatte, zu beleidigen. Dieser nun, der einen großen Anhang unter den Gebirgsvölkern von Kohistan besaß, verließ sofort den Hof des Emirs und ging zu Jakub-Chan über. Infolge dessen erklärte sich auch der größte Teil der Truppen für Jakub-Chan. Der Emir war sich klar darüber, daß er bei der gegenwärtigen Situation und weil er auf keinerlei Weise vor den Engländern Stand halten konnte, nicht weiter in Kabul verweilen durfte. Er griff zu dem ihm von General Kaufmann empfohlenen Mittel. Jakub-Chan wurde in Freiheit gesetzt, mußte dem Emir den Eid der Treue leisten und wurde als Regent von Kabul ausgerufen. Nun konnte der Emir ungehindert und ruhig Kabul verlassen.

Die letzten Tage, die unsere Gesandtschaft in Kabul verbrachte, fielen ihr außerordentlich schwer. Die Gesandtschaft war fast ausschließlich auf sich selber angewiesen. Der Emir berief die Vertreter Rußlands nur sehr selten. Auch der Wesir stattete ihnen nur sehr spärliche Besuche ab, einmal in mehreren Tagen, in der Woche, ja sogar oft noch seltener.

Die Gesandtschaft war förmlich eingeschlossen und wagte keinen Schritt außerhalb des Doppelthores zu machen. In letzter Zeit verließen nicht einmal die Kosaken den Hof und mußten von einer persönlichen Besorgung ihrer Pferde abstehen. Die

Digitized by Google

Pferde standen nämlich in einem besonderen Hof, der von der Wohnung der Gesandtschaft durch ein schmales Gäßchen getrennt war. Wenn nun die Kosaken, um zu ihren Pferden zu gelangen, das Gäßchen betraten, so sahen sie sich Beleidigungen von seiten der Afghanen ausgesetzt. Die Dschigiten und Lautschen durften sich nicht auf den Straßen und Bazaren zeigen; sie hatten mehrfach thätliche Beleidigungen und verschiedentliche Gewaltthaten von seiten der Afghanen zu erleiden gehabt. Die afghanischen Reiter, die den Pferdehof der Gesandtschaft zu überwachen hatten, gingen mit dem Futter der Pferde, das von dem Emir geliefert wurde, nach Gutdünken um; sie nahmen es den Lautschen fort, um es zu verkaufen, oder ihren eigenen Pferden vorzulegen. Nicht genug damit. Sie begannen bald die Lautschen mit tüchtigen Prügeln zu regalieren, trotzdem daß diese durchaus „rechtgläubig“ waren.

In ihrem eigenen Palast war die Gesandtschaft vorläufig noch keinen offenen Beleidigungen von seiten der Eingeborenen ausgesetzt, dafür aber herrschte hier ungefähr der gleiche Mangel an Lebensmitteln wie bei den Lautschen und den Last- und Reitpferden der Gesandtschaft. Es gab aber keine Möglichkeit, sich Lebensmittel zu verschaffen. Man konnte niemand auf den Bazar schicken und schließlich war da nichts mehr zu haben. Es gab ja keinen Handel mehr. Die Läden waren geschlossen. Auf den Straßen trieben sich hungrige und eifrig politisierende Volksmengen umher. Die Gesandtschaft sah sich somit notgedrungen auf die geringen Vorräte beschränkt, die ihr der Emir zukommen ließ. Es läßt sich übrigens vermuten, daß die Lieferungen des Emirs auch gegenwärtig nicht viel spärlicher waren; gewiß aber wurde mancherlei von den verschiedenen „Kasnatschi“, „Tschai-Chans“ und „Chan-Ssamans“ zurückbehalten. Mitunter mußte die Gesandtschaft mit den Fieberkranken und dem am Typhus erkrankten Kosaken buchstäblich Hunger leiden.

Die einzige Zerstreuung, die sich der Gesandtschaft bot, war der Spaziergang auf den Terrassen und dem flachen Dach des südlichen Gebäudes. Bald mußten aber auch diese Spaziergänge eingestellt werden. Der Topograph, Herr B., wurde eines Tages nahezu erschossen, als er seinen üblichen Spaziergang auf dem Dache machte. Der Schuß war von einem

Digitized by Google

der Wachtposten abgefeuert worden, der die Wohnung der Gesandtschaft zu bewachen hatte.

Schon lange vor der Abreise des Emirs, vor dem 1. Dezember, wurde von diesem bedeutungsvollen Ereignis in der Stadt gesprochen. Niemand wußte, daß die Abreise definitiv beschlossen sei; niemand wußte etwas Bestimmtes hierüber, aber das Gerücht verbreitete sich außerordentlich rasch in der Stadt. Unsere Gesandtschaft hatte keine Idee von der bevorstehenden Abreise des Emirs, das bezügliche Gerücht wurde ihr zu allerletzt durch die Dschigiten mitgeteilt. Der Wesir war stumm, wie das Grab. Die Engländer hatten jetzt bereits einen Sieg über die Afghanen im Chaiber-Paß davongetragen. Nun faßte der General Rasgonow den Entschluß, den Emir damit bekannt zu machen, daß die Gesandtschaft die Absicht habe, nach Taschkent zurückzukehren. Der General entnahm dem Schreiben des Generals Kaufmann einige auf diesen Fall bezügliche Stellen und ließ sie im geheimen dem Wesir zukommen, damit dieser sie dem Emir vorlege. Die Uebergabe dieses Schriftstückes und die Unterredungen zwischen dem General Rasgonow und dem Wesir über die Abreise der Gesandtschaft aus Kabul wurden außerordentlich geheim gepflogen. An den geheimen Sitzungen nahmen außer dem General Rasgonow und dem Wesir nur noch der Dolmetscher Nasirow teil.

Die Note wurde dem Emir am 18. November übergeben. General Rasgonow hatte den Wesir gebeten, die Angelegenheit geheim zu halten. Auf diese Weise waren nur 4 Personen in das Geheimnis eingeweiht.

Ich stehe der Sache durchaus fern und erzähle nur das, was mir mitgeteilt wurde, immerhin glaube ich meine Verwunderung darüber aussprechen zu dürfen, daß man ein Geheimnis aus der Mitteilung der bereits stark veralteten Briefe und Instruktionen des Generals Kaufmann machte. Diese Geheimnistuerei bewirkte bloß das, daß der Wesir seine Zweifel an der Existenz eines authentischen Briefes des Generals Kaufmann aussprach; er wünschte den betreffenden Brief zu erhalten, um den Emir mit dem Inhalt desselben bekannt zu machen. Selbstverständlich konnte dieser Forderung nicht entsprochen werden. Allerdings, wie konnte man denn einen Brief vorweisen, der bereits vor zwei

Digitized by Google

Monaten geschrieben worden war? Wenn aber der Brief schließlich doch ausgeliefert worden wäre, so mußte er ja von A bis Z durchgelesen werden. Der gesamte Inhalt des Briefes konnte aber dem Emir unter keiner Bedingung mitgeteilt werden. Wie sollte schließlich die peinliche Frage beantwortet werden: „warum haben Sie, General Rasgonow, die Ihnen erteilten Instruktionen nicht schon damals vorgewiesen, als Sie sie erhielten?“ Eine derartige Frage konnte ja sehr leicht vom Emir oder vom Wesir aufgeworfen werden. Warum aber war denn auch diese Instruktion dem Emir dazumal vorenthalten worden? Ich weiß das nicht, General Rasgonow hat mir hierüber auch nichts mitgeteilt.

Das dem Emir zugestellte Schreiben des Generals Rasgonow bewirkte nun folgendes:

Am nächsten Tage stellten sich in der Wohnung der Gesandtschaft sämtliche dem Emir zunächststehenden Männer ein: der Wesir, der Kasi, der Bruder des Emirs, Sserdar Schir-Ali-Chan und andere mehr. Einer nach dem anderen versicherte dem General, daß der Gesandtschaft keinerlei Gefahren droheten; er, der General, habe, so lange der Emir am Leben sei, nicht für seine Sicherheit in Sorge zu sein u. dgl. m. Da nun die anderen Mitglieder nichts von der Geschichte mit dem Schreiben wußten, so konnten sie selbstverständlich nichts davon verstehen, was um sie her vorging; eine ganze Stunde lang mußten sie sich den Kopf darüber zerbrechen, indem sie den Sinn der Scene, die sich vor ihren Augen abspielte, zu erraten suchten. Erst später klärte sich die Sache für sie auf.

Der Emir sandte hierauf einen Brief an den General Kaufmann, in welchem er ihn um Zusendung von Hülfstruppen ansprach und gleichzeitig die Mitteilung davon machte, daß er „im Interesse der beiden Staaten“ die russische Gesandtschaft in Kabul zurückbehalten habe. In einem ferneren Brief an seinen Bevollmächtigten in Taschkent, den Mirsa Mahomed-Hassan-Chan erteilte der Emir diesem den Auftrag, die russische Regierung Tag und Nacht an die versprochene Hülfe zu mahnen.

General Rasgonow setzte unterdessen seine Vorbereitungen zur Reise fort. Diese Vorbereitungen wurden im geheimen von den Afghanen betrieben. Um die Pferde zu beschlagen, brachte

Digitized by Google

man sie anfänglich in den Hof der Gesandtschaft und beschlug sie hier nachts unter den größten Vorsichtsmaßregeln.

In den letzten Tagen des Monats November machte der Wesir der Gesandtschaft schließlich die Mitteilung, daß der Emir am 1. Dezember Kabul zu verlassen gedenke, die Gesandtschaft sollte sich ebenfalls reisefertig machen. Zum Ausrücken war die Nachtzeit bestimmt.

Die ganze Nacht vom 1. Dezember verbrachte die Gesandtschaft schlaflos. Man wartete von Stunde zu Stunde auf den Wesir, der das Zeichen zum Aufbruch zu geben hatte. Er erschien erst um 3 Uhr morgens und teilte hastig den Befehl des Emirs zum Ausrücken mit. Der Emir hatte bereits Bala-Hissar verlassen.

Die Gesandtschaft irrte lange im nächtlichen Dunkel und auf Umwegen in den leeren Straßen umher, bis sie schließlich schon außerhalb der Stadt auf den Zug des Emirs stieß. In Kalja-i-Kasy wurde eine mehrstündige Rast gehalten; dann ging's sofort wieder weiter.

Das Ausrücken der Gesandtschaft aus Kabul war einer Flucht ähnlich. Unwillkürlich tauchte da die Erinnerung auf an den pompösen Empfang unserer Gesandtschaft im Juli-Monat des gleichen Jahres. Sic transit gloria mundi, oder richtiger gesagt, sic tempora mutantur! . . . .

Die Reise der Gesandtschaft war jetzt schon lange nicht mehr von den Bequemlichkeiten begleitet, deren sie sich im Sommer zu erfreuen hatte. Der Wesir war weder so vorsorglich noch so geschickt in seinen Anordnungen, wie der Kemnab. Die Tagesreisen waren damals geradezu angenehme Spazierritte und wenn die Gesandtschaft auf einer Station eintraf, so fand sich dort schon alles zum Empfang der teuren Gäste bereit. Gegenwärtig aber sah sich die Gesandtschaft öfters genötigt, Stunden lang unter freiem winterlichen Himmel zu frieren — in der Erwartung, daß ihre Zelte aufgestellt würden. Auch jetzt, während der Reise, hungerte man gerade so gut wie in Kabul: oft gab's kein Mittagessen, oft war kein heißes Wasser zum Thee zu erlangen. Uebrigens schien auch der Emir nicht minder als die Gesandtschaft den Entbehrungen und den Unbillen der Winterreise ausgesetzt zu sein. Dafür aber war die Witterung unseren Flücht-

Digitized by Google

lingen günstig. In diesem Winter war es lange nicht so kalt, wie im vorhergehenden. Selbst die Pässe: Kalu, Unai und Ak-Rabbat waren kaum mit Schnee bedeckt. Uebrigens waren die Gebirgsbäche und Flüsse gefroren, wodurch der Weg an diesen Stellen sehr glatt geworden war. Jedoch war der Weg dort, wo er über gefrorene Flächen führte und gleichfalls bei den Auf- und Abstiegen der Pässe mit Sand bestreut.

Seine Abreise von Kabul zeigte der Emir den englischen kommandierenden Generälen an, indem er sie wissen ließ, daß er nach Petersburg reise, um dort einem Kongreß seine und der Engländer Angelegenheiten zum Entscheid zu unterbreiten; er forderte die Engländer auf, ebenfalls nach Petersburg ihre Gesandten zu entsenden. Der Brief war vom 1. Dezember datiert. Am 10. Dezember schrieb der Emir aus Bamjan einen Brief an den General Kaufmann, in welchem er ihn mit den letzten Ereignissen und mit seiner Absicht, nach Petersburg zu ziehen, bekannt machte. Der Brief traf erst am 23. Dezember in Taschkent ein.

Bei der großen Entfernung von Taschkent war der Briefwechsel zwischen der afghanischen und russischen Regierung natürlich bedeutenden Schwierigkeiten ausgesetzt. So erhielt der Emir z. B. erst am 15. Dezember in Duab einen Brief von General Kaufmann, der vom 14. November datiert war.

Das Schreiben benachrichtigte den Emir davon, daß der Arzt der Gesandtschaft nach Kabul gesandt, und daß das Befinden der afghanischen Gesandtschaft in Taschkent ein sehr befriedigendes sei. Kein Wort über die brennende anglo-afghanische Frage, keine Andeutung über die Hülfstruppen!

In einem Brief, den General Kaufmann etwas später dem General Rasgonow zukommen ließ, sprach er seine Unzufriedenheit darüber aus, daß die Gesandtschaft Kabul eigenwillig verlassen habe. Auch darüber, daß General Rasgonow aus seinem, des Generals Kaufmann, Schreiben Citate entnommen und diese dem Emir vorgelegt habe, urteilte er abfällig. „Aus intimen Mitteilungen lassen sich keine diplomatischen Noten machen," meinte er. Dem Schreiben war ein Telegramm beigelegt, aus welchem sich ersehen ließ, daß die englischen Minister dem russischen Gesandten in London die Integrität von Afghanistan zu-

Digitized by Google

gesichert hatten. Dann folgte ein Befehl der Regierung, der sich auf die Rückberufung der Gesandtschaft aus Kabul bezog. Der General bemerkte ferner in bezug auf die bevorstehenden politischen Ereignisse: „Gott gebe, daß der Emir nicht auf den Gedanken verfällt, nach Rußland zu kommen. Die afghanischen Angelegenheiten könnten sich dadurch nur noch verwickelter gestalten.“ Der Emir sollte nach Meinung des Generals bis auf weiteres in Masari-Scherif verbleiben und wo möglich Frieden mit den Engländern machen.

Am 20. Dezember traf der Emir in Tasch-Kurgan ein, woselbst er einige Tage verweilen wollte. Ich erhielt in folge dessen, wie erwähnt, die Aufforderung nach Tasch-Kurgan zu kommen.

„Glücklich sind Sie, Doktor,“ sagte General Rasgonow, indem er seine Erzählung schloß, „hundertmal glücklich, daß sie nicht diese viermonatliche Gefangenschaft durchzumachen gehabt haben, in welche sich der Aufenthalt der Gesandtschaft in Kabul verwandelt hatte. Sie haben nicht diese trostlose Langeweile und die tödlichen Qualen der Ungewißheit durchzumachen gehabt, die uns soviel Leid geschafft haben.

Allerdings stimmte ich in dieser Beziehung nicht gerade mit dem General Rasgonow überein. Es erschien mir bedauerlich und sogar gewissermaßen ärgerlich, daß es mir nicht beschieden gewesen war, die außergewöhnlichen Empfindungen unserer Gesandtschaft, namentlich die der letzten Tage ihres Aufenthalts in Kabul durchzukosten.

An dem Tage, wo ich in Tasch-Kurgan eintraf, also am 25. Dezember, erschienen abends in der Wohnung der Gesandtschaft der Wesir und der Kasi. Sie waren von dem Emir entsandt worden, um mich zu begrüßen und um zu erfahren, ob ich den Weg nach Tasch-Kurgan glücklich zurückgelegt habe, von dem Lojnab gut aufgenommen worden sei u. dgl. m.

Am folgenden Tage, am 26. Dezember, hatte ich eine Audienz beim Emir. Unsere Gesandtschaft wohnte der Audienz vollzählig bei.

Nach dem üblichen Wechsel von Begrüßungen, die mit den im Orient gebräuchlichen Metaphern, Vergleichen und Komplimenten ausgestattet waren, begann der Emir sehr ausführlich

Digitized by Google

über seine gegenwärtige Lage zu reden, über seinen Zwist mit den Engländern und über seinen bereits endgültig gefaßten Entschluß, nach Rußland zu reisen, „um bei dem großen russischen Zaren Hülfe gegen die Engländer zu suchen.“

„Vor dem Kriege haben die Engländer alle Mittel anzuwenden gesucht, um mich zu gewinnen,“ erzählte der Emir, „sie gaben mir Geld und Waffen und sicherten mir eine Vergrößerung meines Reiches zu. Ich wies jedoch alle ihre Vorschläge zurück und habe die Freundschaft mit Rußland vorgezogen. Ich weiß bereits, was von englischen Versprechungen und Geschenken zu halten ist; die Geschichte mit den indischen Fürsten ist allzu lehrreich und klar, sie läßt sich nicht vergessen. Mögen sie sich jetzt merken, daß ich die Schlüssel zum Thore von Indien dem mir verbündeten Rußland ausgeliefert habe.“

Der Emir kam daraufhin auf die neuesten politischen Ereignisse in Europa zu sprechen und fragte mich, ob nicht Rußland einen neuen Krieg mit der Türkei begonnen habe u. dgl. m. Er sprach auch mancherlei über einige hervorragende historische Persönlichkeiten, über Peter den Großen, den er in außerordentlicher Weise verehrte, über den Kaiser Alexander I., über Nikolaus und Napoleon, und über die politischen Männer der Gegenwart, den Fürsten Bismarck, den Fürsten Gortschakow und andere mehr. Der Emir hatte zweifellos die feste Absicht, die Gesandtschaft darüber aufzuklären, daß ihm weder die Geschichte, noch auch die gegenwärtige politische Situation von Europa unbekannt seien. Jedenfalls waren die Ansichten, die er über die gegenwärtige politische und ökonomische Lage von Europa und auch der übrigen Welt vorbrachte, außerordentlich tüchtig und für einen asiatischen Herrscher geradezu überraschend.

Zum Schluß der Audienz, welche ganze 3½ Stunden angedauert hatte, stellte ich meine medizinische Untersuchung am Emir an. Ich konstatierte einen chronischen Katarrh des Rachens und der Gurgel. Wir besprachen uns über die Behandlung der Erkrankung und ich kehrte dann nach Hause zurück.

Am 27. Dezember begann die Kur. Ich hatte Pulverisationen angeordnet. Diese Behandlung interessierte den Emir in hohem Grade. Er hatte offenbar nie zuvor etwas derartiges gesehen. Er fragte mich eingehend über die Konstruktion des Pulverisators

Digitized by Google

aus, schien aber schließlich doch nicht begriffen zu haben, warum das Wasser in der vertikalen Röhre steige. Er fügte seinen Fragen zu guter Letzt ein Kompliment hinzu, indem er bemerkte, daß „der Doktor-Saib zwar nur 25 Jahre alt sei, aber ein Wissen von 60 Jahren habe." Das Kompliment gefiel mir nicht gerade sehr: es war schon gar zu süßlich.

An diesem Tage traf eine Post aus Kabul ein. Jakub-Chan meldete seinem Vater, daß Dschelalabad von den Engländern besetzt worden sei. Gestützt auf die vor ein paar Tagen eingelaufene Versicherung des Generals Kaufmann, daß die Integrität Afghanistans von den Engländern gewahrt bleiben werde, wandte sich der Emir durch seinen Wesir an die Gesandtschaft mit der Anfrage, was dieser Widerspruch zu bedeuten habe?

Am 28. Dezember mußte ich mich wiederum mit dem Pulverisator beim Emir einfinden. Ich fand eine Menge von Sserdaren vor. Viele unter ihnen waren mir unbekannt, andere wieder hatte ich früher, bei meiner ersten Reise nach Kabul, gesehen. Da waren: Chabibullah-Chan, der Neffe des Emirs, der die Gesandtschaft bei ihrem Einzug in Kabul empfangen hatte, Lal-Mohamed-Chan, der Gouverneur von Bamjan, Achun-Saib, der Hofarzt, den ich am Bette des verstorbenen Prinzen Abdullah-Dschan gesehen hatte. Selbstverständlich waren auch der unvermeidliche Kasi und der Wesir hier, die rechte und die linke Hand des Emirs.

Als ich den Pulverisator aus dem Behälter herausgenommen und in Thätigkeit gesetzt hatte, begann der Emir mit augenscheinlichem Vergnügen die Umstehenden über den Gebrauch des Instrumentes aufzuklären. Er wollte ihnen meine Behandlungsweise begreiflich machen und meinte zum Schluß, „daß es keineswegs auffallend sei, daß eine so feine Behandlung wirksam und die fremden Aerzte überhaupt den hiesigen überlegen seien, sie wissen viel mehr als die hiesigen Aerzte, die ja noch immer ihre Patienten bei allen Krankheiten mit Mixturen füttern."

Der Kasi bat mich als feiner Diplomat sofort, ihn in Behandlung zu nehmen, da er krank sei, — er war natürlich völlig gesund. Der Wesir hatte noch tags zuvor den Wunsch geäußert, den warmen Dampf von meinem Pulverisator zu er-

Digitized by Google

proben. Er beklagte sich über Halsweh, und behauptete, daß er sich an einem Knochen verschluckt habe. Ich untersuchte seinen Hals, fand aber keinerlei Verletzung der Schleimhaut und riet ihm, um sein Gewissen zu beruhigen, schluckweise kaltes Wasser zu trinken. Das unzufriedene Gesicht des Wesirs nahm einen säuerlichen Ausdruck an, er schielte zu der Schachtel mit dem Pulverisator hinüber, sagte aber kein Wort. Als ich ihn am anderen Tage über sein Halsweh befragte, sagte er, es sei bereits vergangen.

Am 28. Dezember erschienen abends bei uns der Wesir und der Kasi. Sie überreichten uns, nachdem sie den üblichen Gruß des Emirs, mit dem der Wesir regelmäßig morgens und abends erschien, ausgerichtet hatten, zwei Briefe. Der eine war von General Kaufmann und richtete sich an den Emir. Der General ließ den Emir wissen, daß die Engländer nunmehr die Integrität von Afghanistan definitiv zugesichert hätten. Der General reise gegenwärtig in Angelegenheiten des ihm anvertrauten Gebietes nach Petersburg, bitte jedoch den Emir, ihm Briefe nachsenden und die ihm durch die afghanische Gesandtschaft zu übergebenden Geschenke annehmen zu wollen. Die afghanische Gesandtschaft hatte der General in folge seiner bevorstehenden Abreise entlassen. Der Brief war vom 12. Dezember datiert. Der zweite Brief rührte vom Kemnab her und war an den Wesir gerichtet. Der Kemnab bestätigte die Mitteilung des Generals Kaufmann und meldete, daß er auf Grund des Schreibens des Emirs (vom 26. November?) den General Kaufmann um genauere Auskunft in bezug auf die militärische Unterstützung ersucht habe und eine Antwort von ihm in Ssamarkand abwarte.

Der Wesir hatte ferner der Gesandtschaft ein Exemplar einer von den Engländern in ganz Afghanistan verbreiteten und in persischer Sprache verfaßten Proklamation zugestellt. Die Engländer sprachen sich in ihrem Aufruf weitläufig über die zahlreichen Wohlthaten, die sie dem Emir erwiesen hatten, aus und versicherten dem Volk und den Sserdaren, daß sie absolut nichts gegen Afghanistan und das afghanische Volk hätten und lediglich nur darum ausgezogen seien, um den undankbaren Emir, der auch allein die Schuld an dem Kriege trage, zu strafen. Die Proklamation war vom 20. November neuen Stils datiert.

Digitized by Google

Die stürmischen Forderungen der Afghanen, die über die Absichten Rußlands und den Widerspruch zwischen den Versprechungen der Engländer und ihrem unaufhaltsamen Vorrücken Aufklärung wünschten, mußte der Chef der Gesandtschaft unbeantwortet lassen; immerhin sah er sich zu dem Geständnis gezwungen, „daß seiner Meinung nach Rußland schlimm handeln würde, wenn es dem Emir keine Aufnahme gewähren wollte.“ Der Wesir und der Kasi ersuchten den General Rasgonow, über ihr Gespräch an General Kaufmann Bericht zu erstatten.

Als sich die beiden Männer entfernt hatten, wurden die Boten des Begs von Schirabad angemeldet. Der Beg fragte nach, warum die russische Gesandtschaft noch immer nicht komme, währenddem doch General Rasgonow den Beg noch unlängst habe wissen lassen, daß die Gesandtschaft bald das bucharische Gebiet betreten werde.

„Es ist schon alles bereit auf unserem Amu-Ufer,“ sagten die Boten, „um die hohe Gesandtschaft in gebührender Weise zu empfangen. Wir haben lange auf Sie am Ufer gewartet und endlich beschlossen, selber der Ursache der Verspätung nachzuforschen.“

Unter anderen Neuigkeiten erzählten sie uns, daß der Emir von Buchara von Schachrisjabs aus nach Karschi gezogen sei und dort auf die Ankunft der Gesandtschaft warte.

Die Boten wurden selbstverständlich beschenkt, mit Briefen an den Beg versehen und zurückgesandt. Bemerkenswert war es, daß sie nach Tasch-Kurgan nicht auf dem üblichen Wege über Patta-Gjusar und Masari-Scherif gekommen, sondern direkt durch die Sandwüste gezogen waren.

„Wir befürchteten einen Zusammenstoß mit den Afghanen,“ sagten sie.

Am gleichen Tage erhielten wir auch Nachricht davon, daß die Momunder, die sich seit der Freigebung von Jakub-Chan dem Emir angeschlossen hatten, nach wie vor sich den Engländern sehr bemerkbar machten; so hatten sie vor kurzem einen englischen Armeetransport von einigen hundert Kamelen ausgeplündert.

Am 29. Dezember begab ich mich zur üblichen Morgenvisite zum Emir; der Wesir, der stets nach mir kam, forderte Herrn M. auf, mir zu folgen; die übrigen Mitglieder der Gesandt-

Digitized by Google

schaft waren nicht eingeladen worden. Als General Rasgonow erfuhr, daß Herr M. mich begleite, erklärte er, daß er mit sämtlichen Mitgliedern sich uns anschließen werde. Wir machten uns somit alle auf den Weg.

Als wir das Zelt des Emirs betraten, entging uns nicht das unwillkürliche Staunen, das sich auf dem Gesichte des Emirs ausdrückte, als er die Gesandtschaft, die er gar nicht eingeladen hatte, vollzählig auftreten sah. Der Emir unterhielt sich diesmal nur gezwungen und sehr wenig mit uns. Wir zogen uns bald zurück.

Zu Hause erzählte mir Herr M. unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit, daß General Rasgonow einen Brief von General Kaufmann erhalten habe. Der Brief enthielt eine Zurückberufung der Gesandtschaft aus Afghanistan, oder vielmehr eine Bestätigung dieser Anordnung, die uns ja bereits schon früher mitgeteilt worden war. Allerdings fand sich auch etwas Neues in diesem Schreiben, wenigstens für mich. General Kaufmann erteilte nämlich den Befehl, daß ich nach Abreise der Gesandtschaft in Masari-Scherif bleiben möge, wenn das dem Emir wünschenswert erscheinen sollte. „Sollte aber der Emir-Saib," schrieb General Kaufmann, „der Hülfe des Doktors nicht bedürftig sein, so möge er sich in die Stadt Buchara begeben, zum Emir Mosafar-Chan, um diesem medizinischen Beistand zu leisten. Es werden ihn bei dieser Reise der Essaul (Kosakenoffizier) Bulazel und der Hofrat Tschanuschew begleiten, die sich gegenwärtig bei der afghanischen Gesandtschaft befinden."

Der General äußerte ferner seine Befürchtung, daß der Emir auf den Gedanken geraten könnte, nach Rußland zu kommen, „wovor uns Gott bewahren möge". Damit aber war General Kaufmann allerdings einverstanden, daß der Emir Kabul verlassen und sich mit seinen Truppen nach Masari-Scherif zurückgezogen hatte.

Die mir mitgeteilten „Geheimnisse" machten auf mich einen recht eigentümlichen Eindruck. Ich war nicht gerade erzürnt über den General Rasgonow wegen seiner unzeitgemäßen Verschwiegenheit, seltsam aber erschien mir seine Absicht, aus allem, selbst aus den gleichgültigsten Sachen, ein Geheimnis zu machen. Der Brief war bereits seit mehreren Tagen eingelaufen, ich hatte aber

Digitized by Google

die ganze Zeit über keine Ahnung von den Anordnungen des Generals Kaufmann gehabt, die sich doch direkt auf mich bezogen und zudem noch sehr wichtig waren.

„Es ist ja klar," dachte ich mir, „daß der Emir mit seinem Wunsch, nach Rußland zu kommen, zurückgewiesen werden wird. Es läßt sich denken, was darauf folgen wird, in welcher Lage ich mich bei dem abgewiesenen und seinem Schicksal überlassenen Emir befinden werde. Wenn es nur nicht dazu kommt, daß ich der Sündenbock für die Sünden aller anderen werde sein müssen."

Allerdings wurden meine düsteren Gedanken bald durch andere fröhlichere, ja sogar pikante Vorstellungen verdrängt: ich schien ja wahrhaftig dazu berufen zu sein, als „Leibarzt" von nahezu allen central-asiatischen Potentaten aufzutreten. Die gedrückte Stimmung, in welche mich die Mitteilungen von Malewinskij versetzt hatten, verlor ich völlig nach einem Spaziergang in der Stadt und ihrer Umgebung. Ich hatte mir nämlich schon am ersten Tage meiner Ankunft in Masari-Scherif eine völlige Freiheit beim Emir ausgewirkt und benutzte sie heute. Nicht ohne Stolz möchte ich bemerken, daß ich der einzige in unserer Gesandtschaft war, der sich gegen das ewige Hocken zwischen den vier Pfählen unserer Wohnung oder in dem Zelt aufzulehnen gewagt hatte. Späterhin machte ich meinen täglichen Spazierritt in der Umgebung der Stadt.

Die Stadt Tasch-Kurgan hatte sich zu dieser Zeit äußerlich stark verändert. Die sonst so langweilige und selbst auf ihren schmutzigen und düsteren Bazaren so stille Stadt hatte sich jetzt aufgeputzt, war in Bewegung geraten und kostete nun plötzlich das lärmende Leben einer zufälligen Hauptstadt. Eine ganze neue Stadt, eine Stadt aus Zelten, hatte sich ihr im West und Süd angeschlossen. Die Zelte standen regelrecht nach Straßen und Quartieren. Es war das das Lager der von dem Emir mitgebrachten Truppen. Hie und da erhoben sich zwischen den Zelten die Bataillonen- und Schwadronenzeichen. Nahezu im Centrum des Lagers, ein wenig mehr nach Westen hin, türmte sich ein durch seine großartigen Dimensionen imponierendes Kegelzelt auf; es war das das Zelt des Emirs. Das Zelt war doppelt, gerade wie das unserige, d. h. es hatte doppelte Leinwandwände, die von einander auf 1½ Arschin abstanden. Auch die

Digitized by Google

Kegelspitze des Zeltes war doppelt. Von allen vier Seiten besaß das Zelt Fenster und Thüren, welche sich durch doppelte Portieren schließen ließen. Jede Seite des Zeltes hatte eine Länge von 8 bis 9 Ssaschenj; die Höhe des Zeltes betrug circa 3 Ssaschenj. Das gesamte Zelt ruhete auf einer einzigen Stange, die durch das Centrum führte. Die Flügel des Zeltes waren durch stark angespannte Seile an eisernen Pflöcken, die in die Erde eingeschlagen waren, befestigt: an den vier Ecken des Zeltes waren fernerhin dünne, aber kräftige hölzerne Stützen in die Leinwand eingenäht. Bei einer solchen Einrichtung war das Zelt trotz seiner bedeutenden Dimensionen leicht transportabel; es wurde gewöhnlich von 2 bis 3 starken Mauleseln auf Packsätteln geschleppt. Das Innere des Zeltes war recht bescheiden ausgestattet: der Fußboden war mit turkmener und chorossaner Teppichen bedeckt; der Platz des Emirs war ein wenig erhöht und mit einem seidenen „kaschgarer" Teppich und darüber noch mit einem Tigerfell bedeckt. Mit seinen Armen stützte sich der Emir auf zwei cylindrische Kissen; er saß selbstverständlich auf asiatische Manier, mit untergeschlagenen Beinen. Im Zelte fehlte sonst jedes Möbelstück.

Hier befand sich der Emir während der Audienzen, die er der Gesandtschaft gewährte, bei den Versammlungen der Sserdaren (Darbar) und auch wenn er zu Gericht saß.

Die Gerichtsverhältnisse erinnern hier, in Afghanistan, noch stark an die patriarchalischen Zeiten. Nahezu jede gerichtliche Angelegenheit gelangt unmittelbar vor den Emir und jeder Urteilsspruch wird von ihm selbst gesprochen. Als ich einst dem Emir empfahl, daß er aus rein therapeutischen Rücksichten in frischer Luft und auch sonst im Zelt nach Möglichkeit wenig reden möge, so antwortete er mir mit gewisser Bitterkeit:

„Sie wissen nicht, was für ein Volk meine Unterthanen sind. Die sind bereit, mit jedem Unsinn zu mir vorzudringen. Ein jeder, auch noch so geringe Prozeß gelangt zu mir. Die Ohren klingen mir von dem ewigen: Emir-Saib! Emir-Saib! Auf die Angelegenheit eines jeden muß ich eingehen; mit jedem muß ich darüber reden, was ihn bedrängt und wenn das auch die geringfügigste Sache ist. Sollte ich jedoch nur jemand mit seiner Bitte zurückweisen, so würde man sofort davon reden, daß ich

Digitized by Google

mich um nichts mehr bekümmere, daß ich meine Geschäfte vernachlässige, ein Tyrann sei u. dgl. m. Auch jetzt reden viele schlimm von mir, ich weiß das. Wenn ich mich aber schon dem Volk gegenüber so verhalten muß, so gilt das in noch höherem Grade für die Sserdaren. Nein, Doktor-Saib, Sie wissen nicht, was das für ein Volk ist!"

Gewöhnlich aber bewohnte der Emir eine der üblichen Kirgisen-Jurten, die sehr ärmlich möbliert und dekoriert war, d. h. er ruhete, speiste und schlief dort.... Neben dieser Jurte standen noch einige Jurten, in welchen sich unter anderem ein Teil seines Harems befand. In der Jurte machte ich gewöhnlich meine Abendbesuche mit dem Pulverisator.

Die Wohnung des Emirs war von Wachposten umgeben und vier athletische Figuren in blauen Uniformen und zottigen Mützen, an denen weiße Halbmonde angenäht waren, marschierten hier mit präsentiertem Gewehr hin und her.

Die Stadt und das Lager führten ein rein militärisches Leben. Um 7 Uhr morgens wurden die Truppen durch einen Kanonenschuß erweckt, der von den alten Mauern der Stadtcytadelle her erdröhnte, auf dem Glacis erschienen Musikanten und spielten den persischen Marsch und zwar, ganz aufrichtig gesagt, gar nicht übel. Zu Mittag gab's wieder einen Kanonenschuß und wiederum den Marsch. Um 6 Uhr abends das gleiche.

Mitunter ließen sich die Kanonenschüsse und der Marsch noch außerhalb dieser Stunden vernehmen. Es geschah das gewöhnlich dann, wenn der Emir einen Ausflug ins Freie machte, zur Jagd mit Falken und den einheimischen Windhunden (Tas).

Tasch-Kurgan ist eine recht bedeutende Stadt. Sie besitzt einen Umfang von 7 bis 8 Quadrat-Werst und umspannt in Form eines Halbmondes den Bergvorsprung, auf welchem sich die Citadelle der Stadt befindet. Die Häuser der Stadt sind recht eng aneinander gerückt. Nur an der Peripherie der Stadt, in dem Gebiet der Lehmhütten und Lehmmauern finden sich Gärten, die fast das ganze Jahr grünen. Die Mehrzahl der Häuser hat kuppelförmige Dächer. Die Gebäude besitzen mit geringen Ausnahmen nur ein Stockwerk. Einige Straßen sind mit Feldstein und Kiesel gepflastert. Ueber die Vorzüge dieses Straßen-

Digitized by Google

pflasters läßt sich leider nicht viel erzählen. Die städtischen Bazare, die sich im Centrum der Stadt, an den Ufern des die Stadt durchströmenden Chulum-Fusses befinden, sind recht umfangreich und besitzen den üblichen Anstrich. Es finden sich hier wie allerorts die schmalen Passagen, statt der Straßen, mit einer Unmenge von Gäßchen und Krümmungen; die elenden Dächer aus Matte, die die Straße überdecken und von einer Reihe von Häusern und Buden zur anderen hinübergespannt sind, die engen und schmutzigen kleinen Buden, in denen die politisierenden Krämer mit Wichtigkeit thronen; es herrscht hier ewiglich unter den durchlöcherten Bazargewölben Dunkelheit, Schmutz und eine dumpfe Atmosphäre; wir finden auch hier die buntscheckige, in verschiedenen Sprachen redende Menge, die sich bei den Buden herumtreibt, allerorts schwatzt und den hier vor allen Augen in einer transportablen Küche zubereiteten „Kabjab“ genießt; dieses Volk scheint zu kaufen und zu verkaufen: es wird nach den Preisen gefragt, alles wird untersucht, betastet, berochen, benagt ... dann aber höchst kaltblütig dem Verkäufer zurückgegeben .... Kurzum, es ist hier alles gerade so, wie auf jedem central-asiatischen Markt. Der Verkäufer ärgert sich aber auch keineswegs über den Käufer, wenn dieser, nachdem er eine halbe Stunde gehandelt hat, sich einfach zurückzieht, ohne etwas zu kaufen. Er zeigt tausendmal seine Sachen vor, er spricht von ihnen tausendmal mit dem angeblichen Käufer und alles das führt er mit Ruhe und Würde aus, ja selbst nicht ohne gewisses Vergnügen, welches sich in dem Glanz seiner Augen und in seinem ganzen Auftreten ausspricht.

„Ja, aber wie soll man denn da zufrieden sein?“ wird der Leser fragen, „wenn man so schlecht kauft. Wozu dann all' diese Bemühungen? Lohnt es sich denn unter solchen Umständen zu verkaufen?“

In der ersten Zeit, wo ich mit Central-Asien bekannt wurde, habe ich mir ähnliche Fragen vorgelegt. Ich habe mich gerade so gewundert wie der Leser; ja ich wundere mich auch noch gegenwärtig darüber. Eine gewisse Erklärung habe ich für diese seltsame Erscheinung schließlich doch gefunden. Uebrigens komme ich noch später darauf zurück.

Tasch-Kurgan hat eine Bevölkerung von etwa 30000 Seelen.

Digitized by Google

Ich sage etwa, da die afghanische Administration selber nichts über die genaue Anzahl der Bevölkerung weiß. In der Stadt wohnen neben den ursprünglichen Bewohnern des Landes, den Tadschicken, auch Fremdlinge. Und zwar machen sie die Mehrzahl der Bevölkerung aus. Das Hauptkontingent der Bevölkerung von Tasch-Kurgan bilden Usbegen aus dem Stamme der Ming. Es finden sich auch Usbegen aus dem Stamme Kattagan vor. Relativ gering ist die Anzahl der hier wohnenden Afghanen, Juden, Hindus. Die „Iraner“ (Perser), Turkmenen und Hesaren erscheinen hier bloß zeitweise; selten nur siedeln sie sich hier an.

Der größte Teil der Bevölkerung beschäftigt sich mit Ackerbau. Die Stadt ist darum auch von allen Seiten von einem breiten Gürtel von Feldern umgeben. Daß die Bevölkerung sich nicht bloß mit Sommerkorn begnügt, sondern auch bedeutende Aussaaten von Winterkorn macht, habe ich bereits bemerkt.

In circa 10 Werst von der Stadt im Norden befinden sich die Ueberreste einer alten und anscheinlich umfangreichen Niederlassung; die Ruinen führen den Namen: Tschitr-Abaf.

Am Abend, am 30. Dezember, unterhielt sich der Emir während meiner Abendvisite lange Zeit mit mir und seiner Umgebung. Das Thema unserer Unterhaltung waren selbstverständlich die politischen Ereignisse, die sich gegenwärtig in Central-Asien abspielten.

„Was meint der Doktor-Saib,“ fragte mich der Emir unter anderem, „wie mögen sich die Engländer zu mir verhalten?“

Ich antwortete, daß sie wohl kaum mehr Zuneigung zum Emir verspüren mögen, als früher.

„Warum?“ fragte der Emir nochmals.

„Ich glaube,“ antwortete ich, „daß der Emir-Saib dadurch, daß er sich aus Kabul nach Turkestan zurückzog, den Engländern klar genug gezeigt hat, daß er mit ihnen keinerlei Verkehr haben will, währenddem er sich Rußland noch mehr zu nähern bestrebt ist.“

„Sie haben Recht,“ unterbrach mich der Emir lebhaft, „die Engländer zürnen mir, weil ich „die Schlüssel zu dem Thore von Indien“ Rußland übergeben habe. Sie haben mir Geld und Waffen angeboten, sie wollten mir Peschawer und

Digitized by Google

Kohat [1]) abtreten, wenn ich ein Bündnis mit ihnen eingehen wollte; ich habe es aber vorgezogen, alles das abzulehnen. Das „Wasser des Angesichts" (die Ehre) steht mir am höchsten. Mein Vater hat sich an Rußland gehalten, und auch ich begebe mich jetzt zu dem russischen Kaiser. Ja, das „Wasser des Angesichts" geht mir über alles. Hätte mich der russische Kaiser beleidigt, so würde ich, selbst wenn er mir hundert Millionen gegeben hätte, von allem abstehen und selbstverständlich würde dann keine Freundschaft mehr zwischen uns bestehen können."

„Armer Emir!" dachte ich während seiner Rede; „Du weißt nichts davon, daß in dem Briefe des Generals Kaufmann an General Rasgonow ein paar Zeilen stehen, die all' Dein Hoffen auf Rußland zerschlagen können:" „Es ist gut, daß er nach Masari-Scherif zurückgezogen ist, aber Gott gebe, daß er nicht zu uns kommt," schrieb der General Kaufmann.

Der Emir ahnte natürlich nichts davon, denn General Rasgonow hatte ihm nichts hierüber mitgeteilt. Waren denn aber derartige Worte auch wiederzugeben? Es ist das eine Frage, die der Leser selber entscheiden möge.

Bis jetzt, bis zum 31. Dezember, hatte General Rasgonow noch immer nichts dem General Kaufmann über das Gespräch, das er am 28. Dezember mit dem Wesir gehabt hatte, geschrieben. Der Wesir fragte den General mehrmals täglich, ob er nicht bald dem General-Gouverneur schreiben werde. Die Antwort lautete dann: „in einer halben Stunde ist der Bericht fertig." Aber diese halbe Stunde erstreckte sich auf den ganzen Tag. Bald hieß es, daß der Brief darum noch nicht fertig sei, weil der General Rasgonow keinerlei Notizen über die Stärke der afghanischen Truppen in Afghanisch-Turkestan besitze. Der Wesir begab sich hierauf sofort zum Emir und kam bald mit der Antwort zurück, daß sich in Afghanisch-Turkestan ca. 20 Bataillone und nahezu ebenso viele in Herat befänden. Dann hieß es wieder, der Brief werde darum nicht geschrieben, „weil," wie General Rasgonow sagte, „die Afghanen ihm keine genauen

---

[1]) Der Emir hatte wohl im vorliegenden Fall das Angebot der Engländer absichtlich vergrößert und zwar gewohnheitsgemäß als professioneller Diplomat, wenngleich mir gegenüber derartige Schlauheiten gar keinen Zweck hatten.



Nachrichten über die Kriegsoperationen und über ihre Verluste in den Schlachten erteilen." Auf diese Weise wurde die Absendung des Briefes von einem Tag zum anderen verschoben und der General-Gouverneur von Turkestan erhielt keine Nachricht über die neuesten Ereignisse, wie z. B. die Einnahme von Dschelalabad durch die Engländer.

Heute, am 31. Dezember, erhielt ich auf meine Frage: „wann gedenkt der Emir-Saib abzureisen?" die Antwort: „morgen".

Heute nun entschloß sich auch General Rasgonow dem Wesir einige Stellen aus dem Briefe von General Kaufmann vorzulesen, nämlich diejenigen, die über die Zurückberufung der Gesandtschaft aus Afghanistan handelten. Der Passus, in welchem der Rat dem Emir erteilt wurde, Frieden mit England zu schließen, wurde ebenfalls vorgetragen. Die nachfolgenden Worte: „es wäre gut, wenn der Emir-Saib meinen offiziellen Rat, Frieden mit England zu schließen, nicht befolgen würde," schien der Wesir nicht recht begriffen zu haben, wenigstens machten sie keinen bestimmten Eindruck auf ihn. Die Phrase: „Gott gebe, daß der Emir-Saib nicht nach Rußland kommt," wurde dem Wesir durch den General Rasgonow mit ganz anderen Worten wiedergegeben, einfach als Ratschlag, möglichst lange in Masari-Scherif zu verweilen. Auch diese Worte machten keinen Eindruck auf den Wesir. Als General Rasgonow an die Stelle des Briefes kam, wo General Kaufmann den Wunsch aussprach, daß der Emir ihm nur die „heilige Wahrheit" sagen möge, entgegnete der Wesir mit Eifer, daß das bis jetzt stets der Fall gewesen sei: vor seiner Abreise aus Kabul habe der Emir dem General Kaufmann geschrieben, daß er geschlagen sei und darum um Hülfstruppen bitte (der Brief vom 26. November 1878). Der Rat des Generals Kaufmann, daß der Emir direkte Verbindungen mit Jakub-Chan und mit ihm, dem General Kaufmann, unterhalten möge, entlockte dem Wesir folgende Erwiderung: „mit dem Erstgenannten, d. h. mit Jakub-Chan, stehe der Emir in täglichem Briefwechsel, in bezug auf den Letztgenannten, d. h. den General Kaufmann, hänge aber alles von dem General-Saib ab" (also von Rasgonow). Der Wesir fragte hierbei wiederum, ob der Brief an den General Kaufmann fertig sei. Als die

Digitized by Google

Auszüge aus dem Briefe vorgelesen waren, erklärte der Wesir, daß er nicht im Stande sei, alles das, was ihm General Rasgonow vorgelesen habe, dem Emir wiederzugeben.

„Ich werde dem Emir darüber Meldung machen. Wenn es ihm belieben wird, den General-Saib anzuhören, so wird er Sie zu sich einladen,“ fuhr der Wesir fort, „übrigens ist's ja gerade jetzt Zeit für den Doktor-Saib, daß er sich zum Emir-Saib begiebt. Wenn der General-Saib etwas dem Emir-Saib mitzuteilen hat, so möge er dem Doktor den Brief mitgeben, er wird ihn dem Emir-Saib vorlesen.“

Der General gab jedoch den Brief nicht, sondern meldete sich selber dazu, daß er zum Emir gehen und ihm den Brief vorlesen werde. Der Wesir entgegnete hierauf, daß er dem Emir sofort Meldung über den Wunsch des Generals erstatten werde. „Wenn es ihm dann belieben wird, Sie anzuhören, so werde ich nach Ihnen kommen,“ sagte er zum Schluß.

Nach kurzer Zeit traf ein Bote nach mir ein.

Der General hatte keine Einladung erhalten. Somit blieb denn der Emir unaufgeklärt über die Abberufung der Gesandtschaft nach Taschkent und über die Zurückweisung, die ihm General Kaufmann auf seinen Wunsch, nach Rußland zu kommen, erteilt hatte.

Ich vermag nicht, meine Verwunderung zu unterdrücken über die Art und Weise, in welcher die erwähnten Citate aus dem Briefe des Generals Kaufmann dem Wesir vorgebracht wurden. Die Citate wurden nämlich erst nach langem Hin- und Herreden vorgelesen; man diskutierte darüber, in welcher Weise der eine oder der andere Gedanke wiederzugeben, in welche Form er zu kleiden sei u. dgl. m.; die Diskussion fand an Ort und Stelle, vor den Augen des Wesirs statt und nahm mitunter auch den Charakter eines heftigen Streites zwischen dem General und dem Dolmetscher Nasirow an. Die einzelnen Sätze aus dem Briefe wurden anfänglich russisch vorgelesen, dann umgemodelt, und zwar ebenfalls russisch, die Redaktion wurde dabei mehrfach verändert, und schließlich ins Persische übersetzt und dem Wesir mitgeteilt. Ich habe bereits oben erwähnt, daß der vorgelesene Brief einen sehr unbestimmten Eindruck auf den Wesir

Digitized by Google

machte. Ich glaube vermuten zu dürfen, daß er an dem wirklichen Vorhandensein der ihm mitgeteilten Citate zweifelte....

Ich erhielt an diesem Tage einen Brief von dem Schirabader Beg. Nach einer Unmenge von Komplimenten, mit denen der Beg sein Schreiben eröffnete (er nannte mich z. B. einen „christlichen Weisen" u. dgl. m.), fragte er: ob ich bereits bei der Gesandtschaft sei? In welcher Lage sich diese befinde? Ob wir bald Afghanistan zu verlassen gedächten? und noch viel Anderes mehr. Er bat, daß man ihn zeitig möge wissen lassen, wann die Gesandtschaft Schirabad zu passieren gedenke. Ich beeilte mich, das Schreiben des Begs zu beantworten. Der Bote des Begs verließ noch selbigen Tags Tasch-Kurgan. Ich mußte ihm auch meine private Korrespondenz und den Bericht an meinen Vorgesetzten mitgeben, da General Rasgonow noch immer nicht den Brief an General Kaufmann geschrieben hatte. Um nun die Zeit nicht unnütz zu verlieren, entschloß ich mich, nicht länger auf den gewöhnlichen Kurier der Gesandtschaft zu warten.

Digitized by Google

5. Kapitel.

Beim Emir in Masari-Scherif.

Der Emir siedelt von Tasch-Kurgan nach Masari-Scherif über. — Die englischen Truppen. — Weitere Eroberungen der Engländer in Afghanistan. — Die Ankunft der afghanischen Gesandtschaft aus Taschkent. — Dem Emir wird offiziell die Aufnahme in Petersburg verweigert. — Eine stürmische Diskussion während der Audienz beim Emir. — Ein neuer Kurier und ein neuer Brief. — Der Emir wird nach Taschkent eingeladen. — Die Vorbereitungen zu dieser Reise. — Der Wesir und der Kasi. — Wie der Emir seine Tage verbringt: seine Beschäftigungen, Zerstreuungen, sein Harem. — Mein Besuch beim Kasi.

Heute haben wir den ersten Tag des neuen Jahres 1879. Es ist das ein Tag, wo jeder Mensch auf die gesamten Erlebnisse des verflossenen Jahres zurückzublicken pflegt. Und wo er sich auch befinden mag, sei es im hohen Norden oder unter dem glühenden tropischen Himmel, dort, wo die Sonne sich hell und klar von ihrem Purpurbett erhebt, oder wo ihr letzter Strahl erlischt, sei es in den lauten und fröhlichen Kreisen der Hauptstadt, oder sei es in irgend welchem entlegenen Winkel unter Wilden in unbekannten Ländern, und ob er nun ein Genie oder der gewöhnlichste Dutzendmensch sei, er wird doch an diesem Tage stets den gleichen Gedanken nachhängen. Die Gedanken werden sich variieren, aber das Thema derselben wird stets das gleiche bleiben. Uebrigens beschäftigt man sich dabei mehr mit der Zukunft als mit der Vergangenheit. „Was wird uns dies Jahr bringen? Glück oder Unglück? Freud' oder Leid?"

Es zogen an mir die Gestalten und Ereignisse des vorigen

Digitized by Google

Jahres vorbei .... Das Panorama, das sich vor mir entfaltete, war umfangreich und bunt, aber doch so öde. Wie lästig waren die Fragen: „Wie hast du das Jahr verbracht? Was hast du Gutes ausgeführt? Wodurch hast du dich als Mitglied der civilisierten Welt bewährt? Hast du den Hoffnungen der alma mater entsprochen, wo du so viel Schönes vernommen hast, die heiligen Gebote: der Liebe zur Menschheit, der selbstlosen Arbeit zu Nutzen des Nächsten, der Brüderschaft, der Gleichheit .... Hast du diese Gebote auch nur einigermaßen im Leben bewährt?" Alle diese Fragen zogen in endlosen Reihen vor meinem geistigen Blick vorüber ....

Um 8 Uhr morgens begannen wir aus Tasch-Kurgan auszurücken. Das ganze Lager war in Bewegung geraten: alles lärmte und eilte. Hier wurden Pferde und Kamele bepackt, dort wurden Zelte abgeschlagen und zusammengerollt; weiterhin sah man das afghanische Militär in Reih' und Glied auftreten. Das Zelt des Emirs allein ragte noch lange Zeit mit seinem weißen Kegel zwischen all' dem Chaos und den Trümmern hervor. Schließlich wurde auch dies Zelt auf drei starke Maulesel aufgepackt. Jetzt rasselten die Trommeln in verschiedenem Ton, jetzt ließ sich der melancholische Marsch vernehmen und von den Mauern der Citadelle erdröhnten mehrere Kanonenschüsse. Der Emir hatte somit seine Reise angetreten.

Er ritt ein kleines, stämmiges Roß mit breiter Brust, einen „Kandahani". Es war das ein feueriger „Tropotun". (Siehe B. I., S. 239.) Das Pferd trug einen englischen Sattel, der mit einer goldgestickten Sammetdecke bedeckt war. Die Waltrappe war aus dem Fell des schwarzen Bären verfertigt, der sich, wie die Afghanen erzählten, in den Bergen von Badachschan findet. Der englische Zaum war mit goldener Damaszierung geschmückt, die Steigbügel mit silberner, emaillierter Damaszierung.

Der Emir trug den nationalen Rock, der bis zu gewissem Grade den neuen russischen Uniformen ähnlich ist, nur daß der Kragen heruntergeschlagen ist und die Rockschöße weiter und gefaltet sind. Ueber den Rock hatte er einen leichten Pelzmantel gezogen. Seine Beinkleider waren für den Ritt mit Stegen versehen; an den Füßen trug er Halbstiefel. Sein Haupt bedeckte

Digitized by Google

der kegelförmige „Kjulach“ aus schwarzem Lammfell. An dem mit einer Goldborte versehenen Gürtel hing an der linken Seite ein geschmackvoller Kabuler Säbel; einen Revolver führte der Emir nicht mit sich.

Als dem Emir das Roß vorgeführt worden war, wurde er von einer Menge von Händen ergriffen und in den Sattel gehoben. Er ritt in ungleichem Tempo, bald rascher, bald langsamer. Hinter ihm und um ihn zog ein großes Gefolge von den ihm nächststehenden Männern und dann noch die Leibwache, welche die ganze Gruppe wie mit einem breiten Ringe umschloß.

Die Gesandtschaft ritt gesondert vom Emir, ein wenig hinter ihm. Wir wurden von dem Wesir und einem kleinen Trupp afghanischer Reiter begleitet.

Während der Reise hielt der Emir einige mal sein Roß an, gerade als ob er die Gesandtschaft erwarten wollte. Sobald aber der Emir anhielt, so blieb auch General Rasgonow stehen und wartete, bis der Emir wieder weiter ritt. Es war klar, daß Rasgonow eine Begegnung mit dem Emir vermied. Warum? Was hatte das zu bedeuten? Die Mitglieder der Gesandtschaft erzählten mir, daß General Rasgonow schon früher bei der Reise über den Hindukusch ein gemeinschaftliches Reisen mit dem Emir zu vermeiden gesucht habe. Sie erklärten sich das anscheinend so rätselhafte Benehmen des Generals in verschiedener Weise. Ihre Erklärungen genügten mir jedoch nicht, ich rückte darum gerade mit der Frage an den General: warum die Gesandtschaft nicht mit dem Emir zusammen reise?

„Ja, sehen Sie, Doktor,“ antwortete mir Rasgonow, „die Sache ist die, daß der Emir, wenn wir zusammen reisen, sich häufig an mich wendet mit Fragen, die sich auf Politik beziehen. Das wäre nun noch nicht so schlimm, wenn er nicht gerade seine Fragen so stellen würde, daß ich mit meinen persönlichen Anschauungen ausrücken müßte. Was soll ich ihm denn aber da von mir selber aus sagen?“

Ich hatte indessen große Lust, mit dem Emir zusammen zu reiten. Die Furcht Rasgonows vor den Fragen des Emirs war mir unbegreiflich, selbst wenn es sich um „persönliche Meinungen“ handelte. Das wäre ja der nächste Weg, um den Emir selber

Digitized by Google

kennen zu lernen, ja nicht nur den Emir, sondern auch noch manch' anderen und manch' anderes .....

Heute nun hatte der Emir vermutlich den festen Entschluß gefaßt, Rasgonow zu einer Unterredung zu bringen. Er hielt an und blieb eine lange Zeit auf einem und demselben Fleck stehen. Nun aber lenkte Rasgonow seitwärts vom Wege ab und gelangte zur Station, ohne sich einer für ihn anscheinend so sehr gefährlichen Unterredung ausgesetzt zu haben. Der Emir setzte ihm natürlich nicht nach, wohl aber begab er sich sofort ins freie Feld auf die Jagd mit Windhunden.

Ich muß mich hier zu einer fatalen menschlichen Sünde bekennen, der ich nicht fremd stehe. Ich habe nämlich die kühne Ueberzeugung, daß ich von meinen Nächsten mehr weiß, als solches ihnen lieb ist. So glaubte ich auch jetzt mit der eigentlichen Ursache der Furcht des Generals Rasgonow vor einer Begegnung mit dem Emir bekannt zu sein. Die Sache war die, daß er bis jetzt noch immer nicht seinen Bericht über die letzten Ereignisse in Afghanistan an General Kaufmann abgefertigt hatte, ja der Bericht war nicht mal geschrieben. Bei einer Begegnung mit dem Emir würde die Unterhaltung sich zweifellos dem politischen Gebiet zugewendet haben. Der Emir hätte dabei die Frage nicht unterlassen können: ob General Rasgonow seinen Bericht an den Turkestaner General-Gouverneur über die Einnahme von Dschelalabad durch die Engländer abgefertigt habe. Was sollte er dazu sagen?

Wir hatten an diesem Tage eine nur sehr kleine Strecke zurückgelegt, nicht über 10 Werst. Das Lager wurde in offener Steppe aufgeschlagen. Hier giebt's kein Dorf. Der Platz heißt Gildschatui. Für uns, d. h. für die Gesandtschaft, war es sehr auffallend, daß die Tagereise so klein ausgefallen war. Es ist indessen nicht zu vergessen, daß eine größere Schnelligkeit einem Emir in Central-Asien durch die Regeln der hiesigen Etikette untersagt wird. Nicht nur in Buchara, sondern auch in Afghanistan wird mit der Idee von Würde eine Langsamkeit der Bewegung verknüpft.

Wir erhielten an diesem Tag neue Nachrichten aus Kabul. Jakub-Chan meldete seinem Vater, daß die Engländer Dschelalabad zwar besetzt hielten, immerhin aber doch nicht weiter nach Kabul

Digitized by Google

vorrücken. Von Qnitta aus aber rückten sie noch immer weiter nach Kandahar vor und befanden sich gegenwärtig, wie Mahomed-Jussuf-Chan dem Jakub-Chan meldete, nicht mehr weit von diesem Ort (der Brief war ungefähr vom 15. Dezember datiert, ein paar Tage später erfolgte die Einnahme von Kandahar). Jakub-Chan meldete ferner dem Emir, daß er nicht nach Dschelalabad gegangen sei, hingegen sei er von den Engländern aufgefordert worden, die Friedensunterhandlungen zu eröffnen; die Aufforderung sei an ihn unter dem Titel: an den „Na'ib von Kabul" ergangen. Jakub-Chan habe hierauf geantwortet, daß er von seinem Vater keine Vollmacht zu irgend welchen Unterhandlungen mit den Engländern habe. Er empfahl der englischen Regierung, sich zu diesem Zweck an den Emir Schir-Ali-Chan persönlich zu wenden. „Da nun mein Vater gegenwärtig auf dem Wege nach Petersburg ist," hatte Jakub-Chan den Engländern geschrieben, „so mögen sie sich mit den Vorschlägen ebenfalls an diesen Ort wenden."

Als ich am Abend beim Emir war, brachte dieser das Gespräch in üblicher Weise auf unser Hauptthema; er wiederholte den bereits bekannten Satz, daß die Engländer ihm Geld und Waffen angeboten und sogar eine Vergrößerung seines Territoriums ihm zugesichert hätten, er habe jedoch all' ihre Versprechungen und Zusicherungen zurückgewiesen und wolle mit ihnen nichts mehr zu thun haben.

„Ich habe ein Bündnis mit Rußland geschlossen und halte fest an meinem Wort," sagte er. „Wollen wir sehen, was Rußland für uns machen wird. Ich habe Rußland die Schlüssel zum Thor von Indien übergeben, ich habe mit Rußland eine Verbindung angeknüpft, welche enger noch als gewöhnliche Freundschaft ist. Dies Bündnis hat meinem Land Verwüstung gebracht. Warum aber habe ich so gehandelt? Gerade weil mein Vater schon vor vierzig Jahren Freundschaft mit Rußland geschlossen hat und weil ich seinem Testament folge."

Indem der Emir dieses hersagte, erkundigte er sich stets nach meiner persönlichen Meinung. Ich suchte mich selbstverständlich durch allgemeine Redensarten zu behelfen. Anders ging es eben nicht. Ich hatte ja keinerlei Instruktionen für diesen Fall. Weder der General Kaufmann, noch der General Rasgonow hatten

Digitized by Google

mich mit einem Programm versorgt. Es war das natürlich sehr sonderbar, daß man mich nicht mit entsprechenden Instruktionen versehen hatte. Meine Stellung als Leibarzt war eine derartige, daß ich notgedrungen, ohne daß dabei meine eigenen Absichten irgendwie in betracht kamen, eine politische Rolle spielen mußte. Meine Stellung brachte es mit sich, daß ich mancherlei rein politische Fragen zu beantworten hatte, mit welchen der Emir an mich trat. Selbstverständlich mußte ich darauf bedacht sein, daß ich in meinen Antworten nicht in Widerspruch mit Rasgonow trat, und ebenso selbstverständlich war es, daß ich, um einen derartigen Gegensatz zwischen meinen Worten und denjenigen des Generals Rasgonow zu vermeiden, bis zu gewissem Grade eingeweiht sein mußte in die Politik der russischen Regierung, in ihre Absichten in bezug auf Afghanistan und den Emir. Es war das leider nicht geschehen und ich stand nun vor der fatalen Aufgabe zwischen der Scylla und Charybdis lavieren zu müssen. Ein Lügner genannt zu werden, ist keineswegs schmeichelhaft; aber ich konnte mich doch nicht mit dem ewigen „ich weiß nicht" begnügen.

Der Emir von Afghanistan war sich zweifellos meiner „neutralen" Stellung nicht bewußt, er setzte das begonnene Gespräch in gleicher Weise fort.

„Ich habe stets gehört und gelesen," fuhr er fort, „daß Rußland ein mächtiges und edeles Reich sei, daß es ausschließlich hohe und reine Zwecke verfolge und an dem gegebenen Versprechen halte. Gerade dieses Gerücht, diese allgemeine Ueberzeugung hat mich, einen geringen Herrscher, bewogen, mich unter den hohen Schutz von Rußland zu stellen. Gegenwärtig sind wir, d. h. ich und die russische Regierung, Afghanistan und Rußland — völlig eins. Ich halte mich selber bloß für einen Vasallen des großen „Weißen Zaren" ....."

Einige Minuten darauf verließ unser Gespräch den für mich so unangenehmen politischen Boden. Jetzt wanderten wir in dem Gebiete der Ethnographie umher. Wir kamen auf den Ursprung der Afghanen zu reden. In einem Ton, der weder einen Zweifel noch eine Widerrede aufkommen ließ, erklärte der Emir, daß die Ahnenväter der Afghanen die alten Juden wären.

Ich äußerte mein Bedenken und fragte: warum denn die

Digitized by Google

Juden von den Afghanen gegenwärtig so sehr gehaßt und bedrückt werden. „Es sind das ja, nach den Worten des Emir-Saib, Brüder der Afghanen."

„Nein," antwortete der Emir, „die heutigen Juden sind nicht unsere Brüder; es sind das Parien, ein verachteter Teil der Menschheit. Ich rede von den alten Juden — das waren die Ahnen der Afghanen. Sie wissen wohl sehr gut aus Ihrem heiligen Buch (der Bibel), was für ein Volk die alten Juden waren. Sie waren berühmt durch ihren stolzen, unbeugsamen und gleichzeitig edlen Willen. Der heutige Jude aber interissiert sich nur für das Geld. Geld — das ist gegenwärtig der Jehovah der Juden."

Und nun kam der Emir wieder auf die Politik zurück und zwar in einer, wie mir das schien, recht gewandten Weise.

„Wie die alten Juden," sagte er, „fest an ihrem Wort hielten, so habe auch ich, ihr Nachkomme, mein den Russen eingeliefertes Versprechen fest gehalten. Ich habe mein Reich der Zerstörung preisgegeben .... Was aber wird Rußland für mich machen? Nun wir werden das wohl bald zu sehen bekommen," so schloß der Emir seine lange Unterredung mit mir.

Am Abend wurde es stark windig. Der Himmel überzog sich mit schweren bleiernen Wolken. Sie zogen stürmisch von West nach Ost und hatten die nördlichen Ausläufer des Hindukusch völlig verhüllt. Offenbar hatte man in nächster Zeit einen Witterungswechsel zu erwarten.

Am folgenden Tage hatten wir unser Lager in Na'ib-Abad. Den ganzen Tag über blies ein heftiger Westwind, aber nur wenige Regentropfen fielen auf den trockenen Boden.

Von Tasch-Kurgan aus folgte mir ein ganzer Heerzug von kranken Eingeborenen. Bei einigen traten recht typische Krankheitsformen hervor. Da gab es einen Schwindsüchtigen im letzten Stadium der Krankheit, ein anderer litt an chronischer Malaria und der untere Rand der Milz ließ sich bei ihm weit unter dem Nabel fühlen, ein dritter litt an einer Fistel in der Unterleibsgegend und ein vierter an einem Nabelbruch, der fünfte war ein verzweifelter Syphilitiker.

Der Emir machte auch heute den Versuch, mich zu sondieren.

Digitized by Google

Er begann während meines üblichen Besuches über treulose Freunde zu reden.

„Sonderbare Menschen sind das!“ sagte er, „sie verstehen nicht, daß sie, indem sie ihren Freunden Schaden thun, genau genommen sich selber schaden. Ja, gewisse Leute handeln sehr schlimm, indem sie sich in dieser Weise ihren Freunden gegenüber verhalten.“

Die Worte „gewisse Leute“ hob der Emir ganz besonders hervor. „Wer mochten wohl diese gewissen Leute sein?“ dachte ich mir. Ich glaubte, daß der Emir sich weiter hierüber aussprechen werde, er begann aber über Frankreich zu reden und sagte: „Da haben Sie Napoleon III., der hat zu leiden gehabt, weil ihn seine Freunde verraten haben.“

Inmitten seiner Rede befahl der Emir plötzlich, daß Achun-Saib, der Leibarzt, das Gemach verlassen möge. Achun-Saib war hierdurch nicht wenig verblüfft, wie man das seinem breiten Gesicht und den großen kalten Augen recht gut ansehen konnte. Die Ursachen, die diesen Befehl hervorgerufen hatten, blieben mir unbekannt. Immerhin fragte ich, wodurch dieser Mann den Zorn des Emir auf sich gezogen habe.

„Beachten Sie diesen Dummkopf nicht,“ entgegnete der Emir, „er hat das nicht verdient.“

Am Abend kehrte ich sehr spät vom Emir zurück. In unserem Zelt schliefen bereits fast alle. General Rasgonow schlief ebenfalls den Schlaf des Gerechten, der Brief aber an den General-Gouverneur war noch immer nicht geschrieben.

Am 3. Januar trafen wir in Huri-Mar ein. Das Wetter war an diesem Tage fürchterlich. Von 2 Uhr nachts an goß der Regen in Strömen. Um 7 Uhr morgens stellte sich ein Schneesturm ein (Purga). Ein heftiger Westwind wirbelte ganze Wolken von lockerem Schnee auf, der uns die Augen verklebte. Man konnte sich vor ihm nicht retten, er drang überall durch. Dafür aber hatte ich mich heute auch so solid angekleidet, daß ich bei meinem Erscheinen ein allgemeines Vergnügen erregte. Ueber der Leibwäsche trug ich einen grauen Kittel und an den Beinen „Tschembaren“ (Beinkleider aus Schafsleder) und hohe Stiefel. Dann folgte ein langer, weicher und sehr warmer Fuchspelz, den mir der Emir von Buchara geschenkt hatte, und

Digitized by Google

über den Tschembaren Beinkleider aus doppeltem dicken Tuch. Ueber den Fuchspelz, dessen Schöße in die Beinkleider hineingesteckt waren, trug ich einen Pelzrock, dessen Schöße mir fast bis zu den Hacken hinabreichten. Ueber dem Pelzrock aber kam nun noch ein Mantel aus dickem grauen Soldatentuch. Der Kopf war mit der Mütze und dem Baschlyk bedeckt, an den Händen hatte ich Pelzhandschuhe aus Elensleder. Ich hatte mir dieses Kostüm speziell für die mir bevorstehende Winterreise über den Hindukusch vorbereitet und hatte noch in Reserve ein paar unendlich lange Filzstiefel und eine Pelz-„Papacha“ (Kosakenmütze). In dieser Weise ausgestattet, machte ich einen Versuch, ohne fremde Beihülfe mein Roß zu besteigen, mußte jedoch davon abstehen. Ich wurde durch meinen Denschtschik und einen Dschigiten in den Sattel geschafft. Allerdings durfte ich hoffen, daß mir in dieser Kleidung selbst eine Kanonenkugel nichts anthun könnte.

Der Emir reiste heute in einem gedeckten Palanquin. Der Palanquin sah wie ein Pavillon aus mit einem Paar Thüren an der Seite und mit Glasfenstern. Auf dem konischen Dach desselben befand sich eine vergoldete Kugel. Die Länge und Breite des Palanquins war eine derartige, daß der Emir bequem in ihm liegen konnte. An den Seiten des Palanquins war ein Paar langer, dicker Stangen angebracht. Der Palanquin wurde von speziellen Trägern, die eine Kompagnie von Schnellläufern bildeten, getragen. Es trugen den Palanquin etwa 40 Mann, die jede Viertelstunde abwechselten. Der Emir liebte eine rasche Bewegung, wenn er im Palanquin war; die Träger mußten laufen. Trotz der bedeutenden Schnelligkeit, mit welcher der Palanquin getragen wurde, bewegte er sich sehr sicher und ohne Erschütterung fort. Die Träger wurden allmählich abgelöst; einer nach dem anderen und zwar geschah das in vollem Lauf. Die Glasfenster waren mit Vorhängen versehen, das Innere reich mit Atlas und Gold ausgestattet; die Außenseiten waren in verschiedenen Farben angestrichen.

Der Emir besaß auch Equipagen. Hier in Turkestan hatte er nur sehr einfache Wagen, offenbar von einheimischer Arbeit. Es waren das mit rotem Sammet ausgeschlagene Cabrioletes auf hohen Rädern. In Kabul aber hatte er englische Kutschen.

Digitized by Google

Auf dem Gipfel des Passes Ak-Dagan fanden wir einen Elefanten mit einem Palanquin auf dem Rücken. Der Lojnab Chosch-Dil-Chan hatte diesen Elefanten dem Emir entgegengesandt. Der Emir hielt sich einige Zeit in einem der Türme auf dem Gipfel des Passes auf, vermutlich zum Frühstück. Der Wesir erschien bei General Rasgonow mit einer Einladung des Emirs zum Thee, welche jedoch unter dem Vorwande abgelehnt wurde, „daß die Station nahe sei und es darum nicht lohnend sei, hier zu rasten.“

Als wir in Huri-Mar eintrafen, sahen wir, daß hier Truppen und Kanonen aufgestellt waren. Als der Emir sich zeigte, wurden 21 Salutschüsse abgefeuert.

Heute, am 3. Januar, schickte mir der Emir den Wesir zu mit der Meldung, daß ich mit meinem Besuch ausbleiben dürfe: „das Wetter sei sehr schlecht, das Zelt des Emirs recht weit von denjenigen der Gesandtschaft, der Emir-Saib bitte darum den Doktor-Saib, daß dieser sich heute nicht zu ihm bemühen möge.“

Mit dem Wesir gab's heute endlich einen kleinen Zusammenstoß. Den Anlaß hierfür gab seine Habsüchtigkeit. Heute morgen hatten wir zum Thee keinen Zucker. Mullah-Jakub, der für Thee und Zucker zu sorgen hatte, begab sich sofort zum Wesir, brachte jedoch so wenig Zucker mit, daß derselbe kaum für die Mitglieder der Gesandtschaft hinreichte, die Kosaken aber ohne Zucker bleiben mußten. Man begann hierüber zu reden und General Rasgonow behauptete, daß er auch früher schon bemerkt habe, daß die Kosaken mitunter an diesem und jenem zu kurz kommen. Nun aber entschlüpfte dem plauderhaften Mullah-Jakub die Bemerkung, daß der Wesir gesagt habe, „wenn die Kosaken jetzt wissen, was Zucker sei, so haben sie das nur ihm, dem Wesir, zu verdanken, früher hätten sie von Zucker keine Ahnung gehabt.“ Diese Phrase, nicht minder aber auch die Aufstachelungen von Seiten einiger Mitglieder (namentlich that sich hier M. hervor), die mit dem Wesir irgend welche Abrechnungen hatten, genügten, um den sonst so reservierten General Rasgonow aufs äußerste gegen den afghanischen „Kanzler“ aufzureizen.

„Man muß sich ihm endlich einmal zu fühlen geben!“ rief er. „Der Mann ist mir unendlich lästig geworden.“

Digitized by Google

Sofort wurde Samaan-Beg abgesandt, um von dem Wesir Aufklärung zu verlangen. Allerdings schien ihm diese Mission nicht gerade angenehm zu sein, aber gehorchen mußte er doch.

Der Wesir behauptete mit Entschiedenheit, daß er die für die Kosaken so anrührige Phrase nie ausgesprochen habe, den Mangel an Zucker erklärte er aber dadurch, daß der Zucker im Lager vollständig ausgegangen sei und er bereits einen Expressen nach Masari-Scherif nach Zucker habe senden müssen. Damit war diese Angelegenheit scheinbar entledigt.

Malewinskij wünschte jedoch, sich auch seinerseits dem Wesir zu fühlen zu geben — und nun geschah folgendes:

Malewinskij hatte nämlich, als er in Tasch-Kurgan alte Münzen sammelte, bei einem Indier etwa acht Stück Münzen gesehen, die er um alles gern gekauft hätte; es waren das silberne Münzen mit Inschriften und dem Bildnis des Antiochus; mehrere von ihnen waren etwa einen Silber-Rubel groß; das Gepräge war im höchsten Grade vollkommen. Der Indier wollte anfänglich 60 Rupien für seine Münzen haben, dann aber forderte er plötzlich aus irgend welchen Gründen, vielleicht weil er bemerkt hatte, daß Malewinskij sehr viel an diesen Münzen lag, die enorme Summe von 600 Rupien. Malewinskij war außer Stande, soviel zu zahlen und beklagte sich über sein Leid beim Wesir und dem Kasi. Die beiden versprachen ihm zu helfen, indem sie dem Emir hiervon erzählen wollten, welcher ihrer Vermutung nach gewiß die Münzen auf eigene Kosten ankaufen und sie dann Malewinskij schenken würde. Seitdem nun befragte Malewinskij täglich und hartnäckig den Wesir, ob der Emir die Münzen nicht bald kaufen werde? Inzwischen aber befanden sich diese Münzen bereits bei Malewinskij.

So hatte die Sache sich bis auf den heutigen Tag hingezogen. Nachdem wir aber am Morgen den Streit mit dem Wesir gehabt hatten, begab sich Malewinskij zu ihm und lieferte ihm die Münzen aus. Der Wesir erschien später bei uns und erkundigte sich im Scherz darnach, warum Malewinskij ihm so sehr zürne?

Ich konnte mich nicht zurückhalten und sprach Malewinskij meine Mißbilligung wegen seiner Handlungsweise aus. Es war das ja die unpassendste Zeit zu derartigen Geschichten. Zudem hatte die ganze Affaire den Anstrich von Bettelei. Wir befanden

Digitized by Google

uns jetzt in einer Zeit, wo der Emir und seine nächste Umgebung ohnehin in ihrem Vertrauen auf Rußland zu wanken schienen, nun aber kamen da noch derartige nichtige Zerwürfnisse! . . . . .

Der Wesir seinerseits benutzte die Gelegenheit, um den General Rasgonow an die von Rußland versprochenen Hülfstruppen zu mahnen.

General Rasgonow sprach sich darüber aus, daß „Rußland seinem Versprechen gewiß auch nachkommen werde," man müsse sich gedulden, die russische Regierung habe jedenfalls die beste und richtigste Einsicht in die politische Lage.

Als der Wesir, nachdem er scharf betont hatte, daß man nicht mehr lange Zeit zum Warten habe, uns verlassen hatte, wandte sich General Rasgonow mit folgenden Worten an mich:

„Da der Emir-Saib bei Ihren Visiten sich häufig an Sie mit verschiedenen Fragen richtet, die sich auf die gegenwärtige politische Lage von Afghanistan und die Beziehungen von Afghanistan zu Rußland beziehen, so halte ich's nicht für unnütz, Ihnen sozusagen eine Basis zu geben, welche Sie bei Ihren Antworten und Meinungsäußerungen zu beachten haben werden."

Und nun wiederholte er fast Wort für Wort das, was er dem Wesir gesagt hatte.

Wir erfuhren heute, daß die afghanische Gesandtschaft, in Begleitung des Essauls Bulazel in ein paar Tagen in Masari-Scherif eintreffen werde.

Inzwischen hatte General Rasgonow noch immer nicht seinen Brief an General Kaufmann geschrieben, ja er dachte wohl nicht einmal daran. Dafür aber redete er jetzt beständig davon, daß „schließlich energische Maßregeln ergriffen werden müßten, um baldigst nach Taschkent zu kommen."

Am 5. Januar trafen wir in Masari-Scherif ein. Auf dem Wege dorthin hielt sich die Gesandtschaft wie gewöhnlich in recht bedeutender Distanz von dem Emir. Nachdem wir aber ein paar Werst zurückgelegt hatten, schien es dem General, daß wir doch zu schnell reiten und vielleicht noch auf diese Weise den Emir einholen würden. Er tauschte nun sein rasches Roß gegen eine Schindmähre um, die ihre Beine kaum schleppen konnte. Wir blieben somit auf etwa 3 Werst hinter dem Emir zurück.

Der Zug des Emirs war aber recht interessant und ge-

Digitized by Google

wissermaßen auch effektvoll. Der Emir ritt auf einem Elefanten. Um ihn herum bewegte sich eine große Volksmenge zu Fuß und zu Pferde, aus Soldaten und friedlichen Einwohnern der Umgegend bestehend. An einigen Stellen befanden sich in gewisser Distanz von einander originelle Triumphpforten (?). Sie waren folgendermaßen konstruiert: zu beiden Seiten des Weges ragten hohe Stangen empor. Die Spitzen dieser Stangen waren durch ein langes und breites grünes Turbantuch verbunden. Inmitten dieser Verbindung war der Koran eingebunden. An jedem Thor saß ein Derwisch, ein Mullah, vielleicht auch einfach ein Bettler und rezitierte mit näselnder Stimme, halbsingend und mit den charakteristischen Modulationen des arabischen Gesanges die Suren und Verse des Korans. Gewöhnlich gab ein jeder, der das Thor passierte, dem Sänger eine kleine Geldspende.

Die erwähnten Melodieen habe ich sehr gern. Abgesehen von ihrer Originalität, sind sie für mich noch in einer anderen Beziehung von Interesse. Die in der Regel zu Beginn hohe, sogar schreiende Melodie geht allmählich, wobei sie sich der großen Terz bedient, in die mittlere Tonlage über, dann aber wird die Melodie immer leiser, sie geht in die tiefere Tonlage über und schließt, gerade wie ersterbend, mit der kleinen Terz. Der Anfang der Melodie hat somit etwa den Charakter eines Protestes, eines gegen Gott gerichteten Vorwurfs, — aber der Protest schwächt sich bald ab und geht in eine volle Ergebenheit über, die sich in den klagenden Lauten des Schlusses ausspricht.

Der Wesir war zwar selber ein Mullah, zeigte sich aber den Sängern gegenüber nicht gerade sehr freigebig; manche von ihnen erhielten von ihm gar nichts.

Nun begannen die Kanonen zu dröhnen; die Schüsse fielen rasch nacheinander. Die afghanische Feldartillerie, die an der rechten Seite des Weges aufgestellt war, begrüßte den Emir. Ein dichter weißer Pulverdampf überzog den ganzen Weg und die Umgebung und verhüllte in seinen regellosen verschwommenen Wolken den Emir, sein großartiges Gefolge und die an beiden Seiten des Weges aufgestellten Truppen ..... Es wurden im ganzen 101 Kanonenschuß abgefeuert.

Als wir dorthin gelangt waren, wo die Truppen standen,

Digitized by Google

erblickten wir ein malerisches Bild: Einige Truppenteile standen noch in Reih und Glied, die anderen zogen in Kolonnen oder in zerstreuten Gruppen in die Stadt zurück. An einigen Stellen hatten die Soldaten Gruppen gebildet und ergötzten sich an Spielen. Vor einem brennenden Scheiterhaufen, dessen gebliche Flammen sich scharf von der glänzenden Decke des frischgefallenen lockeren Schneees abhoben, führten zwei Afghanen mit blanken Säbeln in den Händen ihren Nationaltanz auf. Die Bewegungen der Tänzer waren rasch, feuerig und gewandt. Der Tanz wurde von einem originellen Orchester begleitet, welches aus einem Tambourin, zwei melancholischen Flöten und einer „Kamantscha“ bestand. Die Gesamtzahl der hier versammelten Truppen war nach der Mitteilung des Wesirs folgende: 10 Bataillone Infanterie, 6 Regimenter Kavallerie und 4 Batterieen Artillerie mit 6 Geschützen bei jeder. Die Kavallerie war bereits zurückgekehrt, aber die Artillerie verließ erst in unserer Gegenwart ihre Positionen. Jetzt zog die Feldartillerie vorbei. Die glänzenden Messinggeschütze waren ungefähr von gleichem Kaliber wie unsere 9-Pfünder; vor jedem Geschütz waren 12 Pferde paarweise vorgespannt; auf jedes Pferdepaar kam ein reitender Artillerist auf dem linken Pferde. In unserer Anwesenheit rückte auch die berittene Gebirgsartillerie aus. Ein jedes Geschütz mit Zubehör wird von 8 Lastpferden getragen, der Körper des Geschützes ruht auf einem besonders starken Pferde. Der Vorder- und Hinterrand des Sattels hat entsprechende Ausbuchtungen, um die Enden des Geschützkörpers aufzunehmen.

In der Ausrüstung der hier befindlichen Truppen ließen sich drei Uniformen erkennen. 1) Jacken, von dem Schnitt unserer früheren Armee-Uniformen, und Beinkleider aus schwarzem Tuch und ein weißer Turban; 2) eine blaue Jacke, weiße Beinkleider und eine Mütze aus schwarzem Lammfell; 3) eine rote Jacke, blaue Beinkleider und eine rote Mütze mit Pelzrand. Die Infanteristen trugen an den Füßen Pantoffel aus rauhem ungeschwärzten Leder und waren mit Voderladerbüchsen bewaffnet; die Büchsen besaßen ein Piston-Schloß und Bajonette, wie wir sie an unseren früheren Gewehren hatten, d. h. solche, die sich pyramidal zuspitzen. Bei einigen hingen am Gürtel lange Messer oder Säbel.

Beim Eingang in die Stadt, namentlich aber vor dem

Digitized by Google

Stadtthor, war ein starkes Gedränge. Die Artillerie hatte den Weg völlig versperrt, zu beiden Seiten aber drängten sich bunte Volksmengen herum. Die Lehmmauern und die Dächer der nächstliegenden Häuser der Stadt waren mit Zuschauern übersäet. Die Dächer waren hauptsächlich von den unbeweglichen Frauenfiguren in ihren traurigen weißen Ueberwürfen besetzt. Diese Figuren machten den Eindruck von lebendig begrabenen Wesen. Der düstere Eindruck, den sie gewährten, wurde durch die Menge von Kinderköpfchen, die sich zwischen ihnen hervordrängten, nur noch erhöht. Es fanden sich unter ihnen auch halbausgewachsene Mädchen, aber nur wenige von ihnen machten einen einigermaßen angenehmen Eindruck.

Auf dem Bazar, welchen die Gesandtschaft zu passieren hatte, um zu ihrer Wohnung zu gelangen, drängte sich viel Volk umher, namentlich aber Soldaten. An allen Ecken tönte der Marsch; mitunter zogen Infanteristen in geschlossenen Kolonnen vorbei. Die gewöhnliche Bewegung der Equipagen, d. h. der Arbas, war jetzt völlig eingestellt. Allerorts dominierte das Militär. Von den alten Lehmmauern der Citadelle donnerten wiederum Kanonenschüsse herab. Sie machten einen so starken und betäubenden Lärm, daß es uns schien, daß von den Dächern der Häuser geschossen wurde, an denen wir vorbeizogen. Ich zählte 31 Schüsse.

Nachdem wir lange in den von der Volksmenge vollgestopften Straßen herumgezogen waren und vielfach anhalten und den Vorbeizug von Truppen abwarten mußten, kamen wir schließlich zu unserer Wohnung, zu dem alten, wohlbekannten Lehmquadrat. Der Wesir hatte bei unserer heutigen Tagereise, namentlich aber in der Stadt selber, seinen unpraktischen Geist in glänzender Weise leuchten lassen. Angesichts dessen, was um ihn vorging, war er geradezu wie verloren, er sperrte das Maul auf, schnupfte hastig seinen Tabak und war kaum vom Fleck zu bringen. Er fühlte sich wohl höchst miserabel. Wir hätten dabei unser Gepäck beinahe verloren. Als nämlich das Gepäck der Artillerie näher kam und diese zu schießen begann, gerieten die Lasttiere in eine furchtbare Aufregung; einige von ihnen warfen sogar das Gepäck ab. Nun aber zog unser Gepäck ganz gesondert und weit vor uns her, bloß unter der

Digitized by Google

Obhut der Lautschen und des Karawan-Baschi. Die Pferde verrannten sich in der unabsehbaren Volksmenge und wurden von diesem lebendigen, vieltausendköpfigen Strom von einander getrennt und in die verschiedensten Gegenden verschlagen. Als wir in unserer Wohnung eintrafen, mußten wir noch auf das Gepäck warten. Ja, der Wesir rückte sogar mit der Vermutung heraus, daß das Gepäck von den Soldaten ausgeplündert worden sei. Wenngleich nun auch alle Afghanen durch die Bank nach Versicherung der Engländer schlimme Diebe sein sollen, so ging doch bei uns kein einziges Gepäckstück und auch nicht die geringste Sache verloren. Im Gegenteil, es waren das gerade die Soldaten, die uns einiges von unserem Gepäck in unsere Wohnung schafften und den im Labyrinth der Straßen herumirrenden Lautschen den nächsten Weg gezeigt hatten.

Ein paar Stunden nach unserer Ankunft hatten wir das Vergnügen, in unserer Wohnung noch einige von unseren Landsleuten aufnehmen zu können. Es waren das: der Adjutant des Generals Kaufmann, der Essaul Bulazel und der Dolmetscher und Beamte (Tschinownik) Tschanuschew. Sie wurden von 10 Mann Kosaken und einigen Eingeborenen begleitet. Die Freude, mit welcher die Gesandtschaft diese Landsleute empfing, läßt sich leicht begreifen!

Bulazel machte uns unter anderem die Mitteilung, daß General Kaufmann noch immer nicht nach Petersburg verreist sei, auf ein Schreiben des Generals Rasgonow (von Ruï aus?) habe er aber einen Kurier nach Petersburg gesendet (Oberst Kolëssnikow). Er hatte fernerhin für mich ein Schreiben vom General-Gouverneur mitgebracht, welches mich bei der Rückreise aus Afghanistan nach Buchara gehen hieß, um dem Emir von Buchara ärztlichen Beistand zu leisten. Als Begleiter waren mir Bulazel und Tschanuschew beigegeben.

Beim Mittagstisch kam Bulazel darauf zu sprechen, daß ich, dem Wunsch des General-Gouverneurs gemäß, eigentlich nur dann nach Buchara ziehen sollte, wenn der Emir mich nicht in Masari-Scherif zurückbehalten werde; der übrige Teil der Gesandtschaft werde aber jedenfalls nach Taschkent zurückziehen müssen.

„General Kaufmann schreibt mir das Gleiche,“ bemerkte General Rasgonow, der bei den Worten Bulazels in merkliche

Verlegenheit geraten war. „Wenn ich Ihnen bisher noch nichts Bezügliches mitgeteilt habe, so geschah das lediglich aus dem Grunde, weil sich noch keine passende Gelegenheit dazu geboten hatte.“

„Ich habe aber nie vorausgesetzt,“ bemerkte ich hierauf, „daß Sie so verschlossen mir gegenüber sein könnten, und zwar in einer Sache, die mich persönlich betrifft.“

Auf diese meine Erwiderung erklärte General Rasgonow, daß er mich darum nicht in Kenntnis gesetzt habe über diese Anordnung, weil er glaubte, daß General Kaufmann vielleicht noch von seinem Beschluß abstehen werde.

Er ließ mich hierauf einige Citate aus dem Briefe des Generals Kaufmann durchlesen. An einer Stelle des Briefes las ich folgendes: „Wenn der Emir-Saib den Doktor Jaworskij brauchen wird, so möge er mit einem Dolmetscher und einigen Kosaken zur Eskorte in Masari-Scherif bleiben. Jaworskij,“ fuhr der General fort, „ist ein intelligenter Mann, er wird uns in unseren Angelegenheiten von großem Nutzen sein, indem er in Masari-Scherif bleibt. Er wird nicht als offizieller politischer Agent auftreten, aber er wird uns die erforderlichen Berichte über die Zustände von Afghanistan verschaffen können.“

Auf diese Weise sollte ich also, wenn das dem Emir Schir-Ali-Chan belieben würde, die Arrieregarde der „im Rückzug“ begriffenen Gesandtschaft ausmachen. Ein ehrenvoller Auftrag — jedenfalls — aber auch nicht minder ein gefährlicher und fataler. Als ich dem General Rasgonow bemerkte, daß meine Stellung unter den herrschenden Umständen eine allzu schwierige und vielleicht sogar eine unerträgliche sein werde, so äußerte er den Gedanken, daß ich gewiß nicht lange hier zu verweilen haben werde, und daß mein Aufenthalt in Masari-Scherif jedenfalls von hoher Bedeutung für die russischen Interessen und auch für mich sein werde. In letzterer Beziehung war ich mit dem General nicht ganz einverstanden, machte jedoch keine Widerrede. Das Gespräch nahm bald einen allgemeinen Charakter an, — Bulazel war unerschöpflich in Scherzen und kernigen Witzen. Bis in die späte Nacht hinein währte unsere lebhafte Unterhaltung.

Am folgenden Tage, es war das der 6. Januar, erschien der Wesir, übermittelte den üblichen „großen Salam“ des Emirs

Digitized by Google

und meldete, daß der Emir-Saib die Gesandtschaft zu sehen wünsche und sie gegenwärtig erwarte. Um 10 Uhr begab sich die Gesandtschaft mit Bulazel und Tschanuschew zusammen zum Emir.

Der Emir hatte sich in den Palast des Lojnabs, in dessen inneren Gemächern niedergelassen. Wir hatten darum einige Korridore und einige kleine, innere Höfe zu passieren, bis wir zum Audienzsaal des Emirs gelangten. In den Korridoren und auf den winzigen Höfen waren zahlreiche Patrouillen aufgestellt. Der letzte Hof, zu welchem wir durch einen langen tunnelartigen dunklen Korridor gelangten, war ein Parallelogramm von einer Fläche von einigen Dutzend Quadrat-Ssaschenj. Er war hübsch ausgepflastert mit Ziegelplatten und wurde von einem Arick durchströmt, sonst fand sich in ihm weder ein Springbrunnen, noch selbst ein einfaches Reservoir für Wasser. Der Hof war von allen Seiten von einstöckigen, hölzernen Gebäuden umgeben. Die Fenster der terrassenartig errichteten Zimmer gingen auf den Hof hinaus.

In einem dieser Zimmer, dessen Fenster nach Süden gerichtet waren und von den goldigen Sonnenstrahlen völlig überströmt wurden, befand sich der Emir. Wir ließen unsere Mäntel im Vorzimmer und traten in das Gemach des Emirs ein.

Der Audienz-Saal bestand aus zwei einander parallelen Zimmern; jedoch gingen nur die Fenster des einen und zwar des Terrassenzimmers auf den Hof hinaus; die Fenster des anderen Zimmers führten zu dem ersten Zimmer. Die Hinterwand der Zimmer war undurchbrochen; in der Mitte derselben befand sich ein einfacher Kamin. Auf dem Kamin stand eine recht anspruchslose Bronzeuhr mit einem in der Dunkelheit leuchtenden Zifferblatt. Es war das, wie ich später erfuhr, eines von den Geschenken, welche der Kemnab von General Kaufmann nebst einem Brief dem Emir überreicht hatte. Neben dem Kamin stand ein „Mangal“ mit glühenden Kohlen. Der Kamin war nicht eingeheizt. Das Zimmer war gerade so einfach eingerichtet, wie die Zimmer in unserer Wohnung: es waren das die gleichen nackten, recht ordentlich geweißten Wände, die gleichen Fenster ohne Glas, mit den schließbaren hölzernen, aus Stäben zusammen-

Digitized by Google

gefügten Fensterläden, übrigens waren in diese Fensterläden einige kleine quadratische Scheiben eingerahmt.

Im Winter, wenn man die Fensterläden der Kälte wegen nicht offen halten kann, herrscht in den Zimmern bei den geschlossenen Läden eine Dunkelheit. Die Zimmer verlieren dadurch an Helligkeit, gewinnen aber gleichzeitig kaum etwas an Wärme. In den Zimmern herrscht ein beständiger Zugwind; die Läden sind so schlecht angefügt, daß zwischen ihnen und den Fensterpfosten große Ritzen bleiben. Das gleiche gilt von den Thüren. In den Zimmern ist die Temperatur auf kaum 3 bis 4° höher als draußen. Wenn man den Kamin anheizt, oder den Mangal mit glühenden Kohlen füllt, so kann man die Temperatur des Zimmers allerdings rasch auf 15 bis 20° C. heben, selbst wenn draußen eine Temperatur von 0° C. herrscht; sobald aber das Feuer im Kamin, oder die Glut im Mangal erlischt, so sinkt die Temperatur im Zimmer rasch herab. Die Eingeborenen befinden sich darum zur Winterzeit gewöhnlich auch in den Zimmern in ihren Pelzen.

Als die Gesandtschaft den Audienz-Saal betrat, erhob sich der Emir von seinem Sessel, begrüßte uns alle durch einen Händedruck und lud uns ein, Platz zu nehmen. In dem Zimmer waren im Halbkreis mehrere Sessel aufgestellt, auf welche wir uns setzen konnten.

Nach den üblichen Begrüßungen wollte die Unterhaltung nicht sogleich in Fluß kommen. Der Emir war offenbar verstimmt. Es trat ein unbehagliches Schweigen ein, schließlich unterbrach der Emir dies Schweigen, indem er an General Rasgonow die direkte Frage richtete, ob er mit dem letzten Schreiben des Generals Kaufmann an ihn, den Emir, bekannt sei oder nicht? Als General Rasgonow eine verneinende Antwort gab, befahl der Emir seinem Sekretär den Brief zu holen. Der Sekretär — ein typischer Muselman, mit arabischen Gesichtszügen, einer spitzen krummen Nase und schlauen, lebhaften Augen, — verließ unhörbar das Zimmer und kehrte nach wenigen Minuten ebenso leise wieder zurück. Ich bemerkte, daß er ohne Stiefel und Pantoffel und bloß in Strümpfen war. Im gleichen Zimmer befanden sich der Kasi und der Kemnab; sie standen hinter dem Emir und waren ebenfalls bloß in Strümpfen. Der

Digitized by Google

Kemnab, völlig in seine eigenen Gedanken versunken, hatte sich unmittelbar bei der Thür an die Wand angelehnt und schien sich ganz teilnahmlos zu dem zu verhalten, was um ihn her vorging.

Der Sekretär begann den Brief vorzulesen, Nasirow übersetzte einen Satz nach dem anderen ins Russische.

Der Brief[1]) enthielt nebst den Versicherungen, daß die Engländer die Unabhängigkeit von Afghanistan wahren würden und daß ein Friedensschluß mit den Engländern das Beste für Schir-Ali-Chan sein würde, folgende bemerkenswerte Sätze: „ich empfehle Ihnen aufrichtig, verlassen Sie Ihr Reich nicht“ und ferner: „verlassen Sie gegenwärtig nicht den Boden von Afghanistan, es wird das besser für Sie sein. Glauben Sie mir, Ihre Ankunft in Rußland wird die Sache nur verschlimmern.“ Der Brief war mit dem 23. Dezember bezeichnet.

Daraufhin wurde ein zweiter Brief des Generals Kaufmann vorgetragen, den der General am 20. Dezember dem aus Ssamarkand abreisenden Kemnab mitgegeben hatte. In diesem Schreiben benachrichtigte der General den Emir davon, daß er ihm keine Hülfstruppen zuzusenden vermöge, da er keine Erlaubnis hierfür erhalten habe, hingegen habe die russische Regierung auf friedlichem Wege die bekannten Zusicherungen der Engländer in bezug auf die Unabhängigkeit von Afghanistan erzielt.

Nachdem nun die Briefe vorgelesen waren, wandte sich der Emir an General Rasgonow mit der Frage: wie das, was da geschrieben stehe, zu verstehen sei? Ob das ein entschiedener und endgültiger Absagebrief sei oder ob man noch etwas anderes zu erwarten habe?

Hierauf antwortete General Rasgonow folgendes: „Die Briefe können, meiner Meinung nach, nur das bedeuten, daß der gegenwärtige Zeitpunkt sich nicht für eine Reise des Emir-Saibs nach Rußland eigne. Die endgültige Antwort wird der Emir-Saib jedoch erst später erhalten. Es ist doch gegenwärtig ein Kurier nach Petersburg gesandt worden.“

Der Emir meinte jedoch, daß die Zurückweisungen, die er von Rußland erhalten habe auf seine Bitte um Hülfstruppen

[1]) Correspondence etc. inclos. 48, N. I, 1881.

Digitized by Google

und auf seinen Wunsch nach Petersburg zu kommen, in Verbindung damit, daß seine Gesandtschaft ihm gegenwärtig zurückgeschickt sei, dafür redeten, daß das Verhältnis zwischen Rußland und Afghanistan wohl in Auflösung begriffen sei. Ohne den Widerlegungen des Generals eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken, fuhr der Emir darauf in folgender Weise fort:

„Es ist ja klar, daß Rußland gegenwärtig keinen Krieg mit England zu führen vermag, darum wird Afghanistan der Willkür von England preisgegeben. Uebrigens hat Rußland in dieser Sache vielleicht spezielle Hintergedanken? Nicht genug aber, daß die russische Regierung mir eine militärische Unterstützung versagt hat, um welche ich gebeten habe, es wird mir noch der Rat erteilt, von neuem in Verbindung mit England zu treten, Frieden zu schließen mit meinem Todfeind! Aus alledem läßt sich's ja klar genug ersehen, daß Rußland mir entschieden jeglichen Beistand verweigert. Und ferner — General Kaufmann erteilt mir den Rat, mit England Frieden zu schließen. Ja, wenn ich Lust dazu hätte, so würde ich das doch zu beliebiger Zeit auch ohne jeglichen Rat machen können. Erinnern Sie sich aber daran, was mir General Stolettow gesagt hat. Er hat mir den Rat erteilt, den englischen Gesandten zurückzuweisen und hat mir im Fall, daß es zu einem Kriege kommen sollte, militärische Unterstützung zugesagt. Im selben Sinne schrieb er mir aus Livadija. Jetzt aber, wo die Zeit gekommen ist, dies Versprechen in Erfüllung zu bringen, jetzt sagen Sie mir das Gegenteil davon. Wo liegt nun die Wahrheit? Wem habe ich zu glauben?"

General Rasgonow erwiderte, daß in den Briefen des Generals Kaufmann keine endgültige Zurückweisung enthalten sei und daß eine militärische Unterstützung jetzt, wo die englische Regierung die Unabhängigkeit von Afghanistan zugesichert habe, nicht von nöten sei. „Schließlich aber," bemerkte er, „hat General Kaufmann in einem an mich gerichteten Briefe gesagt, daß es wünschenswert wäre, wenn der Emir-Saib nicht gerade viel Wert auf seine offiziellen Ratschläge, Frieden mit England zu schließen, legen würde."

Indem aber General Rasgonow diese Worte aussprach, hatte er sich auf einen gefährlichen Boden begeben. Der Emir äußerte sofort sein größtes Staunen über diese Mitteilung des

Digitized by Google

Generals und fragte, woran er sich denn jetzt zu halten habe, welchen Ratschlägen er Folge leisten solle, denjenigen, die General Kaufmann ihm persönlich mitteile, oder denjenigen, die in den Briefen an General Rasgonow zu finden seien, die ihn, den Emir, übrigens gar nichts angingen.

„Ich muß doch," fuhr er fort, „den Volksältesten und den Sserdaren das offizielle Schreiben des Generals Kaufmann, das auf meinen Namen eingelaufen ist, mitteilen und nicht etwa dasjenige, das Ihnen zugekommen ist."

Nun ließ der Emir von seinem Mirsa ein Schreiben holen, das ebenfalls vorgelesen und dann der Gesandtschaft überreicht wurde; es war eine Adresse des afghanischen Volkes an den Emir. Die Adresse war von verschiedenen Sserdaren unterzeichnet, von den Häuptlingen verschiedener Stämme und Geschlechter, von den Deputierten und Vertretern verschiedener Gemeinden und von Offizieren. Der Adresse waren zahlreiche Siegel beigefügt, unter denen sich auch das Siegel des Mahomed Jakub-Chan befand. In dieser Adresse wurde der Emir gebeten, nach Rußland zu ziehen und vor dem Großen Weißen Zaren persönlich um Schutz für das afghanische Land gegen die Bedrängnisse von Seiten der Engländer zu bitten.

Der Emir fragte nun, was er seinem Volk zu sagen habe, das ihn zu einer Reise veranlaßt habe, die ja nunmehr durch die Zurückweisung von Seiten der russischen Regierung zur Unmöglichkeit werde.

General Rasgonow konnte keine Antwort auf diese Frage finden. Nach einem minutenlangen Schweigen ergriff der Emir von neuem das Wort.

„Als General Stolettow in Kabul eintraf, reichte ich ihm meine rechte Hand und fragte ihn: ob er nicht auch Feuer nach Afghanistan gebracht habe, wie einst Witkewitsch? General Stolettow antwortete mir hierauf, daß er gekommen sei, „um Afghanistan vor den Bedrängnissen von Seiten der Engländer zu schützen." Und nun das Resultat? Es hat sich erwiesen, daß Afghanistan jetzt schon zum zweiten Mal einer Verwüstung ausgesetzt ist in folge von Versprechungen russischer Gesandten. Ich hatte 20 Millionen Einkünfte, mein Reich hatte zu seinem Schutz 60000 Mann Soldaten — wir lebten friedlich und

Digitized by Google

strebten nichts Höheres an. Da aber erschien der russische Gesandte, er hat uns einen Haufen von Versprechungen gebracht.... Nun, ich habe ja die Schlüssel zu dem Thore von Indien in die Hände von Rußland gelegt und habe dadurch mein Reich der Verwüstung ausgesetzt. Ihr aber .... Ihr sagt Euch ja selber von dem Besitz dieser Schlüssel los!..."

Fruchtlos suchte General Rasgonow den Emir zu besänftigen und vor einem endgültigen Urteil über Rußland zu warnen. Der Emir ereiferte sich immer mehr und rief unter anderem: „ich habe mich jetzt persönlich davon überzeugt, daß die Engländer Recht haben: Sie sind den Engländern gegenüber einfach Stümper! Aber das weiß ich jetzt allerdings nicht, wer von Euch dreien die Unwahrheit gesprochen hat: ob Sie, oder General Kaufmann, oder General Stolettow?"

Die Unterhandlungen nahmen augenscheinlich einen recht spitzigen Charakter an, wenngleich zu Ehren des Emirs bemerkt sein muß, daß er in seinen Worten und auch im Ton seiner Rede sehr zurückhaltend war. In seiner Lage, da würde wohl auch ein Engel in Feuer geraten sein.

General Rasgonow, dem es nun augenscheinlich darum zu thun war, den schlimmen Eindruck, den er durch die obenerwähnten Worte auf den Emir gemacht hatte, zu verwischen, machte dem Emir den Vorschlag, daß er, wenn er darüber ungehalten sei, daß die russische Gesandtschaft gegenwärtig Afghanistan verlasse, mit Leichtigkeit einen ständigen russischen Residenten werde erhalten können und daß er, um sich von der Sympathie der russischen Regierung für Afghanistan zu überzeugen, mit der russischen Gesandtschaft einen seiner höheren Würdenträger nach Taschkent senden könne.

Nach einer Beratschlagung mit dem Wesir, dem Kasi und einigen anderen Würdenträgern, wobei die Unterredung in der uns unbekannten afghanischen Sprache geführt wurde, schien sich der Emir mit den Vorschlägen Rasgonows befreundet zu haben.

„Das ist wenigstens gut, daß der Doktor-Saib bei mir bleibt," fügte er hinzu.

Hierauf wurde ein anderes Thema angeschlagen. Es wurde Thee herumgereicht und man plauderte längere Zeit so freund-

Digitized by Google

schaftlich, als ob gar nichts Besonderes vorgefallen wäre. Der Emir rauchte eine Cigarrette an und forderte die Gesandtschaft auf, seinem Beispiel zu folgen. Als er darauf bemerkte, daß ich nicht rauchte, offerierte er mir seine eigenen Cigarretten. Ich bedankte mich, indem ich bemerkte, daß ich gar nicht rauche. Der Emir war hierdurch nicht wenig frappiert, wenngleich er sofort bemerkte, daß das wohl das richtigste sei: Ein Doktor müsse nicht bloß Vorschriften geben, sondern auch der erste sein, der sie ausführe; die Aerzte aber erklärten das Rauchen für schädlich.

Hierauf kam das Gespräch auf die gegenwärtige politische Lage von Europa.

„Nehmen wir z. B. Frankreich," begann der Emir. „Wie mächtig war doch das Land früher! Niemand konnte sich mit Frankreich messen; von allen wurde es gefürchtet. Jetzt aber ist Frankreich von Deutschland besiegt und völlig kraftlos..... Und die Ursachen hierfür? Nun, sie liegen ausschließlich darin, daß Napoleon III. schlimme Ratgeber hatte."

Er hatte die Worte: „schlimme Ratgeber" mit besonderem Nachdruck gesprochen, gerade als ob er dabei seine eigene Lage im Auge hatte.

General Rasgonow, der in diesen Worten keinen geheimen Hintergedanken erkannte, bestätigte die Aeußerung des Emirs.

Nun aber hob der Emir noch entschiedener die erwähnte Phrase hervor, indem er nochmals wiederholte, daß „alles Unheil nur darum über Frankreich hereingebrochen sei, weil Napoleon von seinen verräterischen Freunden schlimm beraten worden war". Aber auch jetzt schien Rasgonow noch immer nicht die Absicht des Emirs verstanden zu haben und der Emir und seine Minister lachten laut auf, als Rasgonow sich wiederum mit ihnen einverstanden erklärte. Bulazel, der neben dem General saß, machte ihn jetzt auf den zweideutigen Sinn der Worte aufmerksam. Hierauf sagte nun General Rasgonow, daß „das Unheil darum über Frankreich hereingebrochen sei, weil Napoleon III. sich gar zu sehr beeilt habe. Frankreich war noch nicht kriegsbereit, wenngleich das Volk auch den Krieg wünschte" — er spielte hiermit offenbar auf die Ungeduld des Emirs an.

Digitized by Google

Das Turnier begann mich zu interessieren, ich sah mit Spannung dem weiteren Verlauf desselben entgegen.

„Samaan-Beg!“ wendete sich der Emir an den neben mir sitzenden S.: „Sie haben mir stets gesagt, daß die Antwort der russischen Regierung günstig für mich ausfallen wird. Was meinen Sie jetzt? Wird die Antwort, die mir der von General Kaufmann abgesandte Kurier bringen wird, günstig sein oder nicht?“

S. beeilte sich, seine Ueberzeugung auszusprechen, daß das der Fall sein werde.

„Eine sehr irrige Anschauung,“ bemerkte der Emir.

Das Gespräch war wiederum auf das frühere Thema geraten. Es fragte sich jetzt, ob etwa das Schreiben des Generals Kaufmann vom 23. Dezember zu veröffentlichen sei. General Rasgonow sprach sich dagegen aus. Der Emir meinte, daß die Gesandtschaft sich die Sache noch ordentlich überlegen möge, und entließ uns hierauf.

Zu Hause sprachen wir noch viel über die letzten Ereignisse. Daß ich in Masari-Scherif bleiben mußte, galt für ausgemacht. — Ich erklärte dem General, daß ich S. als Dolmetscher zurückzubehalten wünsche.

Um 1 Uhr nachts, als ich mein Tagebuch zugeklappt hatte und mich schlafen legen wollte, erschien General Rasgonow. Er näherte sich meinem Bett, holte aus seiner Rocktasche einige Briefe hervor und begann in ihnen, ohne ein Wort dabei zu sagen, herumzublättern. Ich schaute ihm nicht ohne Staunen zu. Schließlich meinte Rasgonow flüchtig: „es scheinen alle zu schlafen?“ und darauf begann er noch etwas unentschlossen mir folgendes zu erzählen:

„Hören Sie, Doktor, was ich Ihnen sagen muß. Da Sie nun hier in Afghanistan bleiben, wir aber alle nach Taschkent zurückkehren, so halte ich's nicht für unnütz, Sie mit der früheren und gegenwärtigen Sachlage in Afghanistan bekannt zu machen. Wie wichtig das für Sie sein wird, das weiß ich aus eigener Erfahrung. Als General Stolettow Kabul verließ, hatte er mir keinerlei Instruktionen zurückgelassen. Ich wußte nicht, was ich zu sagen und was ich zu thun hatte. Das Einzige, was er mir anempfohlen hat, war das, daß ich den Emir beständig damit

Digitized by Google

hinhalten solle, daß entsprechende Instruktionen aus Taschkent zu erwarten seien. Was dabei herausgekommen ist, das weiß nur Gott allein und ich. Nun wünsche ich aber nicht, daß Sie in eine ähnliche unbequeme und unangenehme Situation geraten, wie die, in welcher ich mich vier Monate lang befunden habe.“

Indem nun General Rasgonow ferner auf einen Brief hinwies, bemerkte er, daß er erst unlängst von General Kaufmann etwas erhalten habe, was einer Instruktion ähnlich sei.

„Ich wußte lange Zeit nicht und konnte mir darüber nicht klar werden, was Rußland haben will,“ fuhr er fort, „ob Afghanistan seinem Schicksal überlassen werden oder unterstützt werden soll. Nur in dem letzten Schreiben des General Kaufmann fand sich etwas einigermaßen Bestimmtes....“

Als wir mit der Lektüre der Briefe und mit unserer Unterhaltung fertig waren, war es schon gegen 5 Uhr morgens; ich warf mich nun auf das Bett und schlief sofort ein.

Am folgenden Tage traf in der Gesandtschaft etwa um 10 Uhr morgens ein Schreiben aus Taschkent ein, das auf den Namen des Emirs adressiert war. Es wurde sofort dem Wesir zur weiteren Uebermittelung übergeben.

Gegen 12 Uhr mittags erschienen bei uns der Wesir, der Kasi und der erste Sekretär des Emirs, Mirsa Nobi. Sie begrüßten die Gesandtschaft, setzten sich hin und schwiegen..... es vergingen mehrere Minuten, bevor sie dem General Rasgonow das Schreiben überreichten. Es war bereits eröffnet. Dem Gesichtsausdruck der Würdenträger nach ließ es sich vermuten, daß der Brief günstige Nachrichten enthalten mußte. Als General Rasgonow den Brief gelesen hatte, glänzte auch sein Gesicht vor Freude. Der Brief enthielt eine Einladung des Emirs nach Taschkent, die von dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, dem Fürsten Gortschakow, ausgegangen war; — von einer Weiterreise nach Petersburg verlautete allerdings nichts. Der Brief war gerade, wie der vorhergehende, mit dem 23. Dez. bezeichnet.

Nun triumphierte General Rasgonow. Auch die Afghanen waren über den Brief erfreut, konnten sich aber doch die Sache keineswegs zurechtlegen. „Gestern gab's eine Zurückweisung, heute eine Aufforderung! Ja, was hat denn das zu be-

Digitized by Google

deuten?....", das waren die Fragen, die man ihnen von ihren Gesichtern ablesen konnte.

Ihr Staunen über dieses Zusammentreffen führte sie unwillkürlich zu einem gewissen Zweifel an der Richtigkeit des Schreibens. Der Mirsa Nobi fragte sogar bei dem Wesir an, ob die Gesandtschaft nicht vielleicht im Besitz des Siegels des Generals Kaufmann sei. Die Frage war allerdings auf afghanisch gestellt, immerhin aber von einem unserer Dolmetscher verstanden worden. Unglückliche Gesandtschaft! So weit ist es mit Dir gekommen! Die Machthaber haben Dir so übel mitgespielt und haben Dich so lange genötigt, Dir zu widersprechen, daß man schließlich Dich für fähig hält, ein so ungeheueres Verbrechen auszuführen. Diese Wilden aber, die wohl selber vor einem derartigen Kunststück nicht zurückgescheuet wären, sie hatten eine gewisse Berechtigung zu dieser ihrer Vermutung! Die Gesandtschaft hatte sich ja genügend in Widersprüche verwickelt. Und das Resultat der Widersprüche zwischen Stolettow und Rasgonow war die beleidigende Anfrage des Emirs an Rasgonow: „wem von Euch soll man denn Glauben schenken? Wer hat Recht: Sie oder der General Stolettow?...."

Was hatte aber wirklich dieses Spiel mit den Briefen zu bedeuten? Wie konnte es nur dazu kommen, daß man an ein und demselben Tage den Emir zurückweist und ihn einladet? Auf den Grund der Sache bin ich nicht gekommen, jedenfalls aber spielte sich diese Geschichte in folgender Weise ab:

Als Bulazel bei seiner Rückkehr mit der afghanischen Gesandtschaft aus Taschkent in Schirabad eintraf, wurde er von einem Boten eingeholt. Der Bote hatte einen Brief von dem General Kaufmann an den Emir Schir-Ali-Chan zu besorgen. Bulazel ließ nun den Boten seinen Brief an die afghanische Gesandtschaft übergeben. Bald darauf wurden sie von einem anderen Boten eingeholt, der von dem Ssamarkander Chef einen Zettel brachte, mit der Forderung, daß man den Brief zurückgeben möge. Diese Forderung schien für Bulazel beleidigend zu sein. Er jagte darum den Boten fort. Der Brief blieb in Händen der afghanischen Gesandtschaft und wurde in Masari-Scherif dem Emir überreicht. Nun traf aber daraufhin in Masari-Scherif noch ein anderer Bote mit einem zweiten Schreiben

Digitized by Google

ein. Wie bekannt, enthielt das erste Schreiben eine Zurückweisung, das zweite eine Einladung.

„Warum haben Sie aber dem Boten mit dem Zettel den Brief nicht zurückgegeben?" fragte General Rasgonow Bulazel.

„Ja, wie konnte ich denn den Brief irgend einem Dschigiten ausliefern, der zudem noch keinerlei Ausweis mit sich führte," rechtfertigte sich Bulazel. „Wenn er mir noch von der rechten Obrigkeit einen Zettel gebracht hätte, so würde ich den Brief natürlich sofort ausgeliefert haben. So aber, erscheint da irgend ein „Chalatträger" und fordert den Brief zurück!"

Ich verstehe schon, daß der Essaul Bulazel den Forderungen eines einfachen Boten, eines Eingeborenen nicht entsprechen konnte. Dieser Bote war aber ja ursprünglich gerade an eben einen solchen Boten abgesandt, wie er selber einer war. Die Ssamarkander Obrigkeit konnte doch unmöglich voraussetzen, daß Bulazel den Brief von diesem Boten abnehmen und ihn eigenmächtig der afghanischen Gesandtschaft überreichen werde, Bulazel hatte ja nicht den geringsten Anlaß dazu. Wäre das nicht geschehen, so hätte der zweite Bote unbedingt den Brief von dem ersten Boten zurückerhalten und unsere Gesandtschaft wäre davor, noch ein übriges Mal in eine fatale Stellung geraten zu müssen, bewahrt geblieben.

Die afghanischen Würdenträger verließen uns in bester Stimmung. Auch wir, die Gesandtschaft, waren erfreut. „Wir reisen somit alle zusammen," dachte ich, „ich bin nicht genötigt, in dieser „heiligen Grabstätte" stecken zu bleiben." Einerseits war ich mit dieser Lösung der Frage zufrieden, andererseits aber auch nicht so sehr: der Gedanke, daß ich eine politische Rolle zu spielen haben würde, hatte mir bereits den Kopf schwindeln gemacht. „Aber ..... es geschieht doch alles zum Besten!"

In den folgenden Tagen lebte unsere Gesandtschaft nur in dem Gedanken an die bevorstehende Abreise aus Afghanistan.

Am 11. Januar reisten Bulazel und Tschanuschew ab. Ihnen schloß sich auch der Topograph der Gesandtschaft, Herr Benderskij, an. Trotzdem daß ich nicht mit ihnen reiste, war es doch beschlossen worden, daß sie nach Karschi reisen würden, um dort mit dem Emir von Buchara zusammenzutreffen. Gleichzeitig aber erfuhren wir, daß der Emir von Buchara aus Karschi nach

Digitized by Google

Buchara übergesiedelt sei. Somit würde sich mir eine bequeme Gelegenheit geboten haben, die berühmte central-asiatische Stadt des Mohamedanismus zu besuchen, wenn ich mit ihnen hätte reisen können. Indessen mußte ich jetzt in diesem uns allen schon so furchtbar widerwärtigen Masari-Scherif stecken bleiben. Uebrigens repräsentiert ja auch diese Stadt eine nicht unbedeutende „Säule" des Mohamedanismus.

Die gesamte Gesandtschaft konnte nicht mit ihnen zusammen abreisen, weil der Emir noch immer nicht mit seinen Reisevorbereitungen fertig war.

Immerhin war bei der Abreise der genannten Mitglieder der Gesandtschaft beschlossen worden, daß auch der übrige Teil der Gesandtschaft mit dem Emir zusammen nicht später als in einer Woche, vielleicht noch eher, Masari-Scherif verlassen solle. Der Emir sagte uns, daß er vier seiner höchsten Würdenträger mit sich zu nehmen gedenke. Es waren das der Sserdar Schir-Ali-Chan, der Wesir, der Kasi und irgend ein Mestofi-Chan.

Trotzdem nun, daß General Rasgonow den Wesir täglich ersuchte, sich mit den Vorbereitungen zur Abreise von Masari-Scherif zu beeilen, so ließ es sich doch nicht vermuten, daß diese Reise bald zu stande kommen könnte. Der Emir bestand darauf, daß General Rasgonow von seiner, des Emirs, Abreise dem Turkestaner General-Gouverneur Anzeige machen möge. Diese Anzeige hielt der Emir für notwendig, damit man in Taschkent sich in erforderlicher Weise zu seinem Empfang und zu seiner Aufnahme daselbst vorbereiten könnte. Gleichzeitig bestand der Wesir darauf, daß General Kaufmann den Emir von Buchara von der bevorstehenden Durchreise des Schir-Ali-Chan durch dessen Gebiete benachrichtigen möge. Als General Rasgonow sich erkundigte, welche Bedeutung diese Benachrichtigung für sie haben könnte, antwortete der Wesir, daß mit dem Emir-Saib doch ca. 400 Mann Gefolge mit 500 Pferden, 3 Elefanten und einer großen Dienerschaft ausziehen würden; es sei darum erforderlich, daß man sich zeitig zum Empfang und zum Unterhalt eines so großen Zuges vorbereite. Hierauf suchte General Rasgonow dem Wesir klar zu machen, daß Buchara ein unabhängiger Staat sei, in welchem keinerlei Anordnungen des General-Gouverneurs maßgebend seien, daß die Mitglieder der

Digitized by Google

russischen Gesandtschaft auf bucharischem Boden nicht viel mehr als Gäste wären und daß der Umstand, daß die Bucharen die Gesandtschaft, so lange sie sich auf ihrem Boden befand, auf eigene Kosten unterhielten und ihr keinerlei Auslagen gestattet hätten, nur für die Liebenswürdigkeit der guten Nachbarn spräche u. dgl. m.

Der Wesir hörte dem General aufmerksam zu, stimmte ihm gewissermaßen bei, brachte aber nach wenigen Minuten wiederum den Wunsch auf, daß die russische Obrigkeit den Emir von Buchara benachrichtigen möge. Die Unterhaltung drehte sich eine endlos lange Zeit und dabei im höchsten Grade monoton und zwecklos um dieses Thema. Der Wesir schloß endlich mit folgenden Worten: „Wenn das der General Kaufmann nicht kann, so möge General Rasgonow von sich aus den Emir von Buchara von der Reise des Schir-Ali-Chan in Kenntnis setzen.

„Wenn ich in dieser Weise verfahren würde," antwortete General Rasgonow, „so hätte ja die Sache geradezu den Anstrich, als ob der Emir-Saib nicht selber nach Taschkent reise, sondern von der Gesandtschaft der guten Gesellschaft halber bloß mitgenommen worden sei."

Diese Antwort machte den störrischen Wesir wanken, er zog sich bald zurück, ohne übrigens etwas Bestimmtes zu sagen.

Am folgenden Tage während der Abschiedsaudienz, die Bulazel beim Emir hatte, brachte der Wesir die Frage von der Benachrichtigung des Emirs von Buchara durch General Kaufmann wiederum aufs Tapet. Als Malewinskij hierauf bemerkte, daß derartige Beziehungen zwischen dem General-Gouverneur und dem Emir von Buchara nicht existieren könnten, da ja letzterer bloß ein guter Nachbar von Rußland und sonst durchaus unabhängig sei, so bemerkte der Emir ironisch: „Nun, wir wissen auch, was das mit der Unabhängigkeit von Buchara zu sagen hat!"

Allem Anschein nach traf der Emir seine Anstalten zur Reise nur langsam, mit großer Unlust. Die meiste Zeit verbrachte er in einer für uns mindestens auffallenden Weise: er wohnte verschiedentlichen Tierkämpfen bei, ritt auf die Jagd aus und war auf neue Acquisitionen für seinen Harem bedacht. Alles das ärgerte den General Rasgonow nicht wenig, dem

Digitized by Google

es vor allem darum zu thun war, möglichst bald aus Afghanistan abzureisen.

„Warum sollte der Emir uns nicht vorausziehen lassen?“ fragte Malewinskij General Rasgonow. „Wir würden langsam vorausziehen, er würde dann nachkommen .... Man müßte ihm das doch beibringen.“

Rasgonow aber dachte hierüber anders. Er sagte, daß es zwar höchst unangenehm sei, so völlig nutzlos in Masari-Scherif die Zeit tot zu schlagen, wenn aber die Gesandtschaft 8 Monate in dieser Weise verbracht habe, so könnten auch noch weitere 8 Tage draufgehen.

Aber selbst er konnte bei all' seiner Selbstbeherrschung, als der Wesir nach mehreren Tagen wieder einmal mit der doch bereits völlig abgethanen Frage von der Benachrichtigung des Emirs von Buchara auftrat, sich des Ausrufs nicht enthalten:

„Was sind das für unerträgliche Zauderer, diese Menschen! Es handelt sich hier um eine wichtige Staatsangelegenheit, die keinerlei Aufschub leiden darf .... man muß sich beeilen .... sie aber, sie ergötzen sich an Kamelkämpfen und streiten um nichtige Schreibereien!“

Auf diese Weise verging die Zeit außerordentlich langsam, einförmig und langweilig. Ein Tag glich dem anderen aufs Haar. Am Morgen pflegte sich gewöhnlich der Wesir einzustellen, um sich nach dem Befinden der Gesandtschaft zu erkundigen und anzufragen, ob die Gesandtschaft dem Emir-Saib etwas mitzuteilen habe. Außer dem üblichen Gruß hatte man an den Emir gewöhnlich nichts auszurichten. Ja, es wäre vielleicht schon manches hierfür vorhanden gewesen, aber General Rasgonow war selber, um sich seiner eigenen Worte zu bedienen, ein tüchtiger „cunctator“. Bis der sich etwas zurecht gelegt hatte, um es dem Emir außer dem üblichen „Salam“ vorzubringen, war nicht wenig Zeit erforderlich.

Den ganzen Tag über ließ der Wesir sich bei uns nicht mehr blicken. Jetzt hielt er sich beim Emir auf. Am Abend erschien er wieder in unserem Lehmpalast, gerade wie ein undeutlicher Komet am trüben Abendhimmel, richtete den „Salam“ des Emirs aus und zog sich dann zurück.

Digitized by Google

Ein paarmal hatte uns auch der Kasi besucht und dann erschallte unser Zimmer mehrere Stunden lang von dem blumenreichen, hastigen Gerede des Indiers. Er sparte keine Körperbewegungen und Gesten, um sein lebhaftes Gespräch auszuschmücken; er konnte allein für 10 Mann sprechen. Dafür aber durfte man mit ruhigem Gewissen seiner Rede nur halbes Gehör schenken und von 10 seiner Worte 9 fallen lassen. In entschiedenem Gegensatz zu seiner Schwatzhaftigkeit stand die Schweigsamkeit des Wesirs. Aber hieraus folgt noch nicht, daß man den wenigen Worten, die dem afghanischen Kanzler entschlüpften, Aufmerksamkeit zu schenken hatte. Es war nicht vielmehr daran, als an all' den Worten des Kasi. Ich vermag mich nicht ohne eine Lächeln der langen und hageren Figur des Wesirs zu erinnern, wie er da stand in einem mit rotem Flanell unterfütterten Mäntelchen von undenkbarem Schnitt, engen Beinkleidern mit Gamaschen und Pantoffeln, aus denen seine nackten Fersen hervorguckten, wie er abwechselnd bald Tabak schnupfte, dann nieste und in sein Schnupftuch spuckte und dabei mit dem Zeigefinger der rechten Hand auf die Handfläche der linken schlug und gegen die Richtigkeit der von Herrn Benderskij ausgearbeiteten Karte von Afghanistan seine Zweifel geltend machte. Die Geschichte war nämlich die, daß der Wesir mit dem Gesicht nach Süden stand, die Karte aber wie üblich in den Händen in der Weise hielt, daß die nördlichen Partieen weiter vom Körper, die südlichen näher zu demselben kamen. Infolgedessen befanden sich die Städte und Ortschaften auf der Karte natürlich nicht auf der Seite, wo sie in Wirklichkeit waren. Peschawer z. B., das links von dem Wesir zu liegen kam, stand auf der Karte zur rechten Hand, Quetta war im Norden von Kabul verzeichnet. Der Wesir konnte sich nur dann über die Karte klar werden, als man ihn mit dem Gesicht nach Norden gestellt hatte. — Aber auch jetzt noch stritt er lange Zeit hin und her und manipulierte dabei mit dem Schnupftuch, der Tabaksdose und dem Zeigefinger... Geizig, habsüchtig, wie er war, zeigte er sich gleichzeitig so gewissenlos, daß er von zwei Hammeln, die der Emir der Gesandtschaft zum Unterhalt zusandte, den einen eigenmächtig für sich zurückbehielt; von dem Futter für unsere Pferde behielt er stets so viel zurück, wie er

Digitized by Google

wollte. Aber wir bekamen nicht nur durch seine Filzigkeit und Raubsucht manches zu leiden, sondern auch durch sein unpraktisches Wesen. Während der Reise der Gesandtschaft über den Hindukusch im Dezember-Monat sah sie sich oft genötigt, stundenlang unter freiem Himmel zu frieren, bis der Wesir die Anordnung getroffen hatte, für sie die Zelte aufzuschlagen; dann aber galt es noch, bis in die späte Nacht zu hungern, indem man auf die Nahrungsmittel zu warten hatte. Daß es mitunter dazu kam, daß man auf einer Höhe von 11 bis 12 Tausend Fuß sich mit einem Frühstück aus trockenen Weinbeeren begnügen mußte, währenddem nebenbei ein nahrhaftes Mittagsmahl bereit stand, habe ich bereits erwähnt. Von den zahlreichen Fällen, in denen sich der unpraktische Wesir auszeichnete, möchte ich noch einen namhaft machen: In Duab brauchten wir Milch für einen kranken Kosaken; man wandte sich mit dieser Forderung an den Wesir, der für den Unterhalt der Gesandtschaft zu sorgen hatte. Auf diese Forderung erwiderte er: daß hier nirgends Milch vorhanden sei und daß er, selbst wenn man ihn an Ort und Stelle köpfen wollte, doch keinen Tropfen Milch herbeischaffen könnte. Nun begab sich aber M. selber in das Dorf und verschaffte in einigen Minuten, trotzdem daß er in der Sprache der Eingeborenen nur das einzige Wort „Schir" (Milch) kannte, eine genügende Portion Milch. Wir setzten hiervon den Wesir sofort in Kenntnis, aber der Mann war gar zu sehr ein Dickhäuter, um noch erröten zu können.

Die Nachlässigkeit, welche er der Gesandtschaft gegenüber zeigte, läßt sich vielleicht bis zu gewissem Grade aus dem Umstand erklären, daß er nicht zu den Anhängern eines Bündnisses mit Rußland gehörte. Als der Emir auf die Nachricht von der Entsendung einer russischen Gesandtschaft nach Kabul den großen „Darbar" seiner Sserdaren und Volksvertreter zusammenrief und ihnen die Frage vorlegte, ob der Gesandte des russischen Zaren anzunehmen sei oder nicht, so teilten sich die Stimmen in zwei ungleiche Parteien, die einen waren für die Aufnahme der russischen Gesandtschaft in Kabul, die anderen dagegen. Die gegnerische Partei war sogar ein wenig größer als diejenige, die für Rußland einstand, und der Wesir gehörte anfänglich der gegnerischen Partei an. Wenn die russische Gesandtschaft trotzdem

Digitized by Google

nach Kabul ziehen durfte, so geschah das hauptsächlich auf persönlichen Wunsch des Emirs. Der Wesir blieb ein Gegner Rußlands auch späterhin, wenngleich er einer der Verfasser der „projektirten russisch-afghanischen Konvention“ war. Während des Rückzuges aus Kabul versuchte der Wesir den Emir mehrfach dazu zu bewegen, daß er seine Verbindung mit Rußland aufgeben möge. Wenn er hierbei nicht in Ungnade verfiel, so geschah das vermutlich aus Rücksicht darauf, daß der Emir nicht einen so einflußreichen Mann, wie der Wesir es war, von seinem Hof entfernen wollte. Zudem zeichnete sich der Wesir dem Emir gegenüber durch eine rein hündische Anhänglichkeit aus. Allerdings aber besaß er schon lange nicht mehr den Einfluß auf den Emir und das Vertrauen desselben in dem Maße, wie das vor mehreren Monaten noch der Fall gewesen war.

Er und der Kasi waren heimliche, unversöhnliche Feinde. Der letztere war so geschickt, daß es ihm bereits zu meiner Zeit gelungen war, den Wesir als unzuverlässig darzustellen.

Das war also der Mann, der meiner Meinung nach als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten gerade so sehr am Platze war, wie der bewußte, verkannte Musiker auf dem Parnassus, und der nun zwei mal täglich, morgens und abends, sich regelmäßig bei uns einzustellen pflegte mit dem offiziellen „Salam“.

Mehrfach sprach bei uns auch unser alter Bekannter, der Kemnab Mohamed-Hassan-Chan vor. Im Gegensatz zum Wesir erfreute er sich der allgemeinen Zuneigung der Gesandtschaft. Jedesmal, wenn man von der Dummheit und Unehrlichkeit des Wesirs sprach, so wurde der Kemnab ihm gegenüber als ehrlicher und umsichtiger Mann erwähnt. Der Kemnab war ein Mann von feinem und klarem Verstand. Er besaß, natürlich nach asiatischen Begriffen, eine glänzende Bildung. Er war mit der persischen Litteratur vorzüglich bekannt, hatte viele Reisen gemacht und war mehrere mal in Indien gewesen. Er trat eher wie ein Europäer und nicht wie ein Asiate auf. In seinem Wesen war nichts von dem Eigendünkel und dem Stolz, durch welchen sich die muselmännischen Würdenträger in Central-Asien auszeichnen, nichts von der Schmeichelei und Süßlichkeit, welche namentlich den bucharischen Würdenträgern eigen sind. Er war

Digitized by Google

einfach in seinem Auftreten, gemessen in seiner Rede; höchst selten nur konnte man von ihm eine scharfe Aeußerung vernehmen. Seine Sprache war ruhig und glatt. Ein Mangel haftete ihm allerdings an und zwar so merklich, daß ein Schatten auf seine sonst recht helle Erscheinung fiel — er war dem Trunke stark ergeben. Im Gegensatz zu der Filzigkeit des Wesirs war er stets bereit, sein Hab und Gut seinem Nächsten zur Verfügung zu stellen. Vor mehreren Jahren hatte er einen bedeutenden Posten in der Regierung bekleidet, war aber daraufhin in Ungnade verfallen und dem Lojnab des Vilajets Tschaar als Gehülfe zugewiesen worden. Gegenwärtig nun, wo er aus Taschkent zurückgekehrt war, schien er noch mehr in den Augen des Emirs verloren zu haben: seine Mission war erfolglos geblieben, nicht nur daß er keine Truppen mitgebracht, er hatte nicht mal irgend welche positive Versprechungen von der russischen Regierung erwirkt. Allerdings kam die Schuld dafür nicht ihm zu... Jedesmal, wenn der Kemnab erschien, brachte er eine wohlthätige und belebende Atmosphäre mit sich. Seine kluge und schöne Rede wirkte auf uns geradezu erfrischend nach den unbeholfenen, ungeschlachtenen Phrasen des Wesirs.

Am 16. Januar rief der Emir die Gesandtschaft von neuem zu sich. Der Bote machte uns die Mitteilung, daß bei dem Emir ein Fußleiden ausgebrochen sei. Wir warfen uns sofort in unsere Parade-Uniformen und begaben uns in den Palast. Der Emir befand sich diesmal in einem Zimmer, das an sein Badezimmer grenzte, und erklärte uns in recht naiver Weise die Ursachen seines Aufenthaltes in diesem Gemach.... Die Gesandtschaft gewährte einen recht kuriosen Anblick, indem sie in voller Parade-Uniform im Vorzimmer zu dem Bade zu Füßen des Emirs saß, der sich in bloßer Leibwäsche befand....

Sobald die Gesandtschaft Platz genommen hatte, begann der Emir von seiner Krankheit zu reden und ersuchte mich um Beistand. Er machte mich darauf aufmerksam, daß ihn vor etwa 1½ Jahren sein anderes Bein geschmerzt habe und daß die gegenwärtige Krankheit mit den gleichen Symptomen begonnen habe, wie die frühere.

Ich untersuchte das Bein und mußte zu dem Schluß kommen, daß es sich im vorliegenden Fall um einen Muskelrheumatismus

Digitized by Google

in der linken Wade handele; objektive Merkmale des Leidens waren nicht zu konstatieren. Ich untersuchte das rechte Bein und fand die Kniegelenkbänder stark verdickt, sowie einige Narben in der Gegend des Kniegelenkes — Merkmale eines ehemaligen Entzündungsprozesses in dem Gelenk. Das Knie war gegenwärtig relativ gesund, d. h. der Entzündungsprozeß war abgelaufen, wenngleich im Resultat eine Behinderung der Bewegung zurückgeblieben war. Das frühere Leiden stand offenbar in keinerlei Beziehung zu dem gegenwärtigen Leiden des Emirs.

Ich erteilte meine Ratschläge und erkundigte mich dann nach dem Halsleiden des Emirs, ich fragte, warum der Emir sich in den letzten 6 bis 7 Tagen nicht mehr habe behandeln lassen.

Der Emir antwortete hierauf, daß es mit dem Husten in gleicher Weise stehe, bald besser, bald schlimmer, von der Behandlung habe er aber darum abstehen müssen, weil ich ihn nicht besucht habe.

„Der Doktor-Saib hat mich ganz vergessen und will mir keine Ratschläge mehr erteilen," fügte er hinzu.

Ich antwortete hierauf, daß ich ohne Einladung des Emir-Saib nicht kommen dürfe, daß ich aber häufig dem Wesir gegenüber meinen Wunsch ausgesprochen habe, zum Emir zu gehen, und daß ich nicht wüßte, warum mich der Emir nicht mehr zu sich berufen habe. Der Wesir habe aber jedesmal gesagt, daß dem Emir jetzt die Zeit fehle, um sich zu kurieren, da er stark mit den Vorbereitungen zur Reise nach Taschkent beschäftigt sei.

„Ja, der Wesir ist bei mir furchtbar dumm!" bemerkte der Emir.

Bei diesen Worten konnte sich der Kasi eines ironischen Lächelns nicht enthalten.

Nun aber wandte sich der Emir dem General Rasgonow zu, beklagte sich über das Vordringen der Engländer in Afghanistan und sprach seine Bedenken über die Aufnahme aus, die er in Taschkent finden werde: „Ich möchte durchaus folgendes wissen: wenn ich nach Taschkent komme, werde ich dann auf einen ausgesprochenen Beistand von Rußland rechnen können? Wie wird das aussehen, wenn ich nach Taschkent komme und dort abgewiesen werde. Mein „Wasser des Angesichts" (Ehre),

Digitized by Google

das ohnehin schon durch die Engländer gelitten hat, wird dann noch mehr leiden."

Auf die Versicherungen des Generals Rasgonow hin, daß der Emir getrost auf den Beistand von Rußland rechnen dürfe, berief sich der Emir auf den Brief des Generals Kaufmann vom 23. Dezember.

„Sehen Sie nur," fuhr er fort, „der General Kaufmann giebt mir hier doch direkt den Rat, hier zu bleiben, um meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Und wirklich, meine Anwesenheit ist hier durchaus notwendig, mein Reich befindet sich in Gefahr, zwei Drittel desselben sind in Feindeshand. Infolge dessen übersteigen meine Einkünfte, die sich vor dem Kriege auf ca. 20000000 Rupien bezifferten, gegenwärtig kaum 2 Millionen. Unter meiner Herrschaft stehen jetzt nur noch die Städte Kabul und Herat und das Vilajet Tschaar. Aber Kabul bringt mir keine Rupie mehr ein, indem die Hauptquelle der Einkünfte dieser Stadt, der Handel, völlig versiegt ist. Ich habe bloß Mittel, um meine Armee noch zwei Monate zu unterhalten. Nach diesem Termin bin ich ein Bettler; meine Lage wird dann kritisch. Und ferner: wenn die Engländer Kandahar besetzen, was ja nicht zu bezweifeln ist, so wird ihre Nachbarschaft von schlimmem Einfluß auf das Gebiet Herat sein. Sehr wahrscheinlich, daß es dort zu Unruhen kommen wird. Dann wird nur noch eines fehlen, um meine Not bis aufs Aeußerste zu treiben: ein Aufstand in dem einzigen Gebiet, das noch unabhängig geblieben ist, in Turkestan. Sie sehen jetzt, welche wesentlichen Bedenken mich von einer Reise nach Taschkent zurückhalten. Ja, ich sage sogar mehr, diese Bedenken nötigen mich, von der einst so sehr erwünschten Reise nach Rußland völlig abzustehen ..."

Vergeblich suchte General Rasgonow den Emir von dem Nutzen und der Notwendigkeit einer Reise nach Taschkent zu überzeugen, vergeblich berief er sich auf den späteren Brief des Generals Kaufmann, in welchem dieser auf Anordnung des Ministers der Auswärtigen Angelegenheiten den Emir nach Taschkent einlud. Der Emir verhielt sich sehr skeptisch zu den Worten des Generals Rasgonow, antwortete ihm nur ausweichend und entließ die Gesandtschaft.

Zu Hause unterhielten wir uns lange und lebhaft darüber,

Digitized by Google

was wohl diese Wendung in der Politik des Emirs zu bedeuten habe. War das eine einfache Laune, oder stack etwas mehr dahinter. Hatte der Emir vielleicht heimlich vor der Gesandtschaft einen Brief an die Engländer gesandt und wartete jetzt auf Antwort. Vielleicht wurde der Emir von der Reise durch sein krankes Bein abgehalten? Allerdings war das ein einfacher Muskelrheumatismus; über die Stärke desselben konnte man nichts Bestimmtes auf Grund von objektiven Beobachtungen aussagen. Vielleicht ist die Krankheit gar nicht einmal vorhanden; auf rein physischem Wege, objektiv läßt sie sich nicht nachweisen. — Es wurden eine Menge von Voraussetzungen und Kombinationen vorgebracht, schließlich aber vereinten wir uns fast einstimmig darin, daß der Emir aus irgend welchen Gründen mit seiner Abreise zögere. „Und er zaudert eben darum," sagte General Rasgonow, „weil sie alle ganz unerträgliche Zauderer sind."

Gegen 5 Uhr nachmittags erschien bei uns Gulam-Haider-Chan mit der Nachricht, daß der Emir mich in einer medizinischen Angelegenheit zu sprechen wünsche. Ich begab mich sofort mit dem Feldscheer und den notwendigsten Medikamenten auf den Weg. An Stelle meines üblichen Begleiters, Samaan-Begs, folgte mir als Dolmetscher Herr Malewinskij. Ich machte den General darauf aufmerksam, wie fatal dieser Wechsel werden könnte im Fall, daß der Kasi abwesend sein würde, der das Englische des Malewinskij dem Emir persisch wiedergeben konnte.

Auf diese Vorstellung erhielt ich von Malewinskij und auch von Rasgonow die Antwort: „ach, vielleicht wird doch der Kasi bei dem Emir sein." Ich bestand nicht weiter auf der Sache, da ich bemerkt hatte, daß dem General Rasgonow viel daran zu liegen schien, daß Malewinskij mit mir durchaus zum Emir gehen sollte.

Bemerkenswert war es überhaupt, daß Rasgonow seit einiger Zeit sich vorwiegend des Malewinskij als Dolmetscher bediente und Nasirow zurückschob. Malewinskij mußte anfänglich die Rede Rasgonows dem Kasi in englischer Sprache wiedergeben, dieser teilte sie dem Emir persisch mit. Auf diese Weise hatte die Rede des Emirs, wenn er sich an Rasgonow wandte, zwei Stationen zu passieren, was, abgesehen von der Verlangsamung

Digitized by Google

des Gespräches, auch insofern unbequem war, als der Sinn der Rede hierbei unvermerkt für die Dolmetscher und auch völlig ohne ihr Zuthun sich verändern konnte, was auch mehrfach passiert war. Immerhin schien General Rasgonow gerade diese Art der Unterhaltung mit dem Emir der anderen, d. h. durch Nasirow, vorzuziehen.

Als ich beim Emir erschien, geriet ich allerdings für einige Zeit in eine unbequeme Lage, da der Kasi nicht vorhanden war. Ich verstand zwar selbst schon recht ordentlich das Persische, sprach aber noch ziemlich mangelhaft. Hätte ich übrigens auch über größere Kenntnisse im Persischen verfügt, so würde ich mich doch im Verkehr mit dem Emir stets eines Dolmetschers bedient haben. Gewisse Kombinationen veranlaßten mich, mit meiner Bekanntschaft mit dem Persischen vor dem Emir geheim zu thun. Diese Kombinationen bewährten sich späterhin durchaus.

Der Emir befand sich diesmal auf einer mit aus Holz geschnitztem Geländer versehenen Terrasse, welche sich auf einem reinen und mit Ziegelplatten ausgepflasterten Hofe befand. Neben dem Wesir stand mein alter Bekannter, Achun-Saib, mein Genosse, oder richtiger gesagt mein Vorgänger in der unglücklichen Behandlung des Thronfolgers, Abdullah-Dschan. Der große Kopf Achuns, in der Form eines Kessels, mit großen schlaffen Ohren, war fast unmittelbar auf den dicken und fetten Körper aufgesetzt, der auf kleinen in Strümpfe gekleideten Füßchen ruhte. Seine großen und klugen Augen und seine gekrümmte Nase verliehen seinem breiten und recht flachen Gesicht einen Ausdruck von Ueberlegenheit und Menschenkenntnis. Er war nicht beredt, dafür aber schaute er beständig und prüfend demjenigen, mit dem er sprach, direkt in die Augen, gerade als ob er ihm die geheimsten Gedanken ablesen wollte. Er blickte mich an, ob kalt, ob feindschaftlich, ich konnte nicht recht klug darüber werden. Er fixierte mich in seiner üblichen Art, aber ich war bereits auf diesen Moment gefaßt und wollte auch meinerseits ein wenig seinen Geheimnissen nachgehen; auch ich schaute ihn darum unverwandt an. Einige Zeit lang hielt er meinem Blicke ruhig Stand, dann aber wurde der Ausdruck seiner Augen unruhig und er wandte sich zur Seite. Es war ja ganz naturgemäß, wenn es sich herausgestellt hätte, daß der ehrenwerte Achun nicht gerade

Digitized by Google

von besonderer Sympathie für mich durchdrungen war: schon das zweite Mal kreuzte ich ihm den Weg, indem ich als sein Rival vor dem Emir auftrat. Etwas später erschien der Kasi und unser stummes tête à tête wurde damit aufgehoben. Ich untersuchte wiederum das kranke Bein, konnte aber nach wie vor keine objektiven Merkmale der Krankheit finden. Ich pinselte die kranke Wade mit Jodtinktur ein und legte eine Flanellbinde an. Gegen die Schmerzen, über welche sich der Emir beklagte, hatte ich für die Nacht Morphium bestimmt. Der Emir fragte jedoch sehr besorgt, ob diese Arzenei nicht etwa einen Schlaf hervorrufen werde; er bemerkte dabei, daß er diese Nacht nicht schlafen dürfe. Indem er diese Worte aussprach, erglänzte sein Gesicht von einem vielbedeutenden Lächeln.

„Warum darf denn der Emir-Saib die ganze Nacht nicht schlafen?“ fragte ich.

„Das ist einmal nötig,“ antwortete er und strahlte dabei noch mehr; seine Nase krümmte sich dabei, seine Augen schauten lüstern und er zwinkerte mit ihnen dem Wesir und dem Kasi zu. Selbst der sonst stets so düstere Wesir versuchte auf seinem ein für alle Mal erstarrten Gesichte etwas auszudrücken, was sich wie ein Lächeln ausnahm. Der Kasi aber hüpfte geradezu auf seinem Platze umher.

„In dieser Nacht darf der Emir-Saib durchaus nicht schlafen,“ schnatterte der Kasi, „denn ...“ und der Schluß seiner Phrase bestand aus Gesten und Augenzwinkern.

Ich brachte nun meinen Pulverisator in Thätigkeit und der Emir schluckte einige Minuten lang die warmen Dämpfe mit verschiedenen Arzneimitteln.

Nachdem ich mit meiner Behandlung fertig war, begannen wir zu plaudern. Es wurden zu dem Emir zwei Knaben hereingeführt, der eine von acht, der andere von zwölf Jahren; es waren das die Kinder des Emirs, ein Blick aber genügte, um den Unterschied in ihrem Typus zu bemerken. Der ältere Knabe war ein typischer Vollbluts-Afghane: ausgesprochen brünett, mit großen dunklen Augen, einer leicht gekrümmten Nase und einer dunklen Gesichtsfarbe. Er war schon gegenwärtig eine genaue Kopie von seinem Vater. Der andere Knabe hatte blondes Haar, graue Augen, eine helle Gesichtsfarbe und eine etwas

Digitized by Google

aufgeworfene Nase. Seine Gesichtszüge waren nicht so plastisch-regelmäßig wie bei seinem älteren Bruder, dafür aber sehr anziehend und lieblich. Der erste war ein schöner Knabe [1]), dessen typische Schönheit beim ersten Blick auffiel; der andere war ein hübscher Bursche, wie wir sie gewöhnlich bei uns zu Hause, in Rußland, sehen können, mit rosigen Backen und Lippen, einem runden Kinn, mit Grübchen in den Wangen, — kurzum, es war das einer der Jungen, den bei uns die glücklichen Mütter als „echtes Cherubengelchen“ bezeichnet haben würden.

Der große Gegensatz im Typus der beiden Kinder erklärte sich mir, als ich mich nach der Abkunft der beiden Kinder erkundigte. Die Mutter des ersten war eine Vollbluts-Afghanin, die Mutter des zweiten eine Kaffirin. Beide Knaben waren gleich gut gekleidet. Auf den Häuptern trugen sie die nationalen kegelförmigen Mützen aus schwarzem Lammfell. Auf den Schultern hatten sie Fuchspelze, die mit Seidenstoff überzogen waren. An den Füßen hatten sie dicke Seidenstrümpfe, sonst aber weder Stiefel, noch Pantoffeln.

Die afghanischen Würdenträger und sogar die Mitglieder der herrschenden Familie dürfen nämlich in Gegenwart des Emirs nur ohne Stiefel und Pantoffel, in bloßen Strümpfen auftreten; dafür aber können sie eine beliebige Kopfbedeckung tragen.

Das Verhältnis zwischen den beiden Kindern war ein höchst ungezwungenes, wohl aber ließ sich in dem jüngeren Bruder noch nicht derjenige Stolz erkennen, der sich in den Gesichtszügen des älteren Bruders (der Schwester) bereits ausgeprägt hatte.

Indem der Wesir sich über die Abkunft des einen und des anderen Kindes aussprach, wandte er sich zu dem jüngsten mit einer Anrede, deren Sinn etwa folgender war: „Du bist zwar ein Königssohn, aber doch ein Sklave Deines älteren Bruders,

[1]) Ich erfuhr späterhin, daß das kein Knabe, sondern ein Mädchen war, die Tochter des Emirs von seiner Lieblingsfrau. Da der Emir dies Kind sehr liebte und es immer in seiner nächsten Umgebung zu sehen wünschte, so kleidete er es als Knaben, um damit die strengen Regeln des Harems zu umgehen, die die Anwesenheit einer Frau, zumal mit unbedecktem Antlitz in einer Gesellschaft von Männern nicht zugelassen hätten.

Digitized by Google

denn er ist königlichen Blutes von beiden Seiten, Du aber bist von einer Sklavin, einer Kaffirin geboren." Der Knabe bekam diese Worte aus dem Munde des Wesirs wohl nicht zum ersten Mal zu hören, denn sie machten keinen Eindruck auf ihn.

Inzwischen hatten sich auf dem Hofe, vor den geöffneten Fenstern der Terrasse eine Menge von den Angehörigen des Emirs versammelt. Unmittelbar am Fenster stand ein junger Mann von etwa 17 Jahren, hochgewachsen und schlank, wie eine Pyramidalpappel; er hatte schöne Gesichtszüge und kluge Augen: es war das der Großsohn des Emirs, der Sohn seines ältesten und geliebtesten Sohnes, Mahomed-Ali-Chan; der Großsohn hieß Achmet-Ali-Chan. Es waren bereits 14 Jahre vergangen, seitdem er seinen Vater unter so tragischen Umständen verloren hatte. Der Emir selber erzählte mir hierüber Folgendes:

„Vor 14 Jahren, als ich mit meinen aufrührerischen Brüdern viele Kämpfe zu führen hatte, kam es zu einer Schlacht zwischen den Heeren des Mahmet-Scherif-Chan, des Regenten von Girischk, und des Mahmet-Emin-Chan, dem Regenten von Kandahar; es war das bei Kelati-Gilsai. Mein verstorbener Sohn, ein Held an Geist und Körper — er besaß eine ungeheuere Kraft — wollte nicht, daß in der Schlacht viel Blut vergossen werde von dem Volke, das ja an unserem Familienzwist unbeteiligt war. Mein Heldensohn dachte, daß es richtiger wäre, wenn die Anführer den Streit durch einen Zweikampf entscheiden würden. Von meiner Seite trat also Mahmet-Ali-Chan auf. Mahmet-Scherif-Chan aber, ein bekannter Feigling, wollte nichts davon hören. Mein Bruder jedoch, Mahmet-Emin-Chan, hatte eine Seele anderer Art. Er nahm die Herausforderung an. Es wurde beschlossen, daß man sich auf Reitersäbel schlagen werde, und den Gegnern wurde streng verboten, eine Feuerwaffe mitzunehmen. Es wurde ein Platz gewählt — und der Kampf begann. Emin-Chan brachte anfänglich meinem Sohn eine leichte Verwundung bei, dieser aber verwundete dann seinen Onkel tödlich mit einem furchtbaren Säbelhieb. Zugleich aber riß Emin-Chan aus seiner Brusttasche einen Revolver hervor und schoß auf meinen Sohn, der unmittelbar vor ihm stand. Beide

Digitized by Google

fielen zu Boden und erhoben sich nicht mehr [1].... Mein Sohn! Mein Sohn! Noch nie hat es auf Erden einen solchen Helden gegeben und nie wird ein solcher wieder auftreten!... Die Trauer und das Herzeleid um den verlorenen Lieblingssohn, auf welchem all' mein Hoffen beruhte, hatte mich so niedergedrückt, daß ich jedes Interesse für das Leben verlor. Sechs Monate lang irrte ich ruhelos wie ein Schatten von einem Ort zum anderen. Ich nahm gerade nur so viel Nahrung zu mir, um noch das Leben im Körper zu erhalten. Statt meines Sohnes liebe ich jetzt diesen meinen Großsohn...."

Mich interessierte dieser schlanke und anscheinlich noch nicht ausgewachsene Jüngling und ich versuchte, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Der Emir erzählte mir auch, daß sein Großsohn vor einem Monat stark am Fieber erkrankt war, von welchem er sich noch immer nicht recht erholt habe; und unter anderem leide er an Mangel von Appetit. Der schlaue Kasi benutzte die Gelegenheit, um die Pulver zu preisen, die ich ihm vor kurzem gegen einen Magenkatarrh gegeben hatte; er empfahl diese Pulver auch dem jungen Großsohn des Emirs.

Bald darauf erschien unter den Leuten, die sich auf dem Hofe befanden, der Lojnab Chosch-Dil-Chan und der Oberbefehlshaber der Truppen im Vilajet Tschaar, Feïs-Mahomed-Chan. Der Lojnab trug den gleichen mit blauem Brokat überzogenen Pelz, in welchem er mich im Dezember-Monat empfangen hatte. Der Großsohn des Emirs war für die Winterzeit recht leicht gekleidet. Sein ganzes Kostüm bestand aus einem Kjulach, einem Tuchrock, der mit einer Silberborte zusammengeschnürt war, langen Beinkleidern aus dem gleichen Material wie der Rock und Halbstiefeln. Der Abend war allerdings milde und klar, immerhin hatten wir aber bloß + 5° C. Auf meine Bemerkung, daß der junge Großsohn sich wärmer kleiden müsse, antwortete der Emir, daß man den Körper nicht verzärteln

[1]) Der Leser kann somit ersehen, daß der uralte iranische Brauch, die Schlacht durch einen Zweikampf zu entscheiden, ein Brauch, den der berühmteste unter den persischen Dichtern, Firdusi, so genial in seinem Schah-Nameh besungen hat, noch gegenwärtig auf dem klassischen alt-iranischen Boden, in dem heutigen Afghanistan existiert.


Digitized by Google

dürfe, im Gegenteil, man sollte ihn von jungen Jahren auf abhärten.

„Ein Krieger," sagte der Emir, „und ein solcher wird mein Großsohn gewiß sein, muß die Bequemlichkeiten des Lebens gering schätzen. Ein Krieger muß stark an Körper sein."

Unter den Leuten, die sich vor den Fenstern versammelt hatten, fesselte meine Aufmerksamkeit ein hochgewachsener, schöner Mann mit klugen Gesichtszügen. Er konnte etwa 30 Jahre alt sein. Als ich mich nach ihm erkundigte, so bezeichnete ihn der Kasi als einen „Schauspieler". Späterhin aber erfuhr ich, daß dieser Schauspieler beim Hofe des Emirs die Rolle eines Hofnarren bekleidete. Er ahmte alle Gesten und Manieren des Kasi mit Vollkommenheit nach. Sobald der Kasi den Mund aufthat, um irgend ein Wort zu sagen, so that der Schauspieler das gleiche. Der Kasi streckte den Arm aus, um irgend etwas zu ergreifen, und der Arm des Schauspielers führte mit möglichster Genauigkeit dieselbe Bewegung aus. All' diese Stücke belustigten den Emir und das ihn umgebende Publikum in hohem Grade. Ich konnte nicht erfahren, ob der Hofschauspieler des Schir-Ali-Chan auch deklamieren konnte.

Schließlich nahte das Ende meiner Visite, ich empfahl mich dem Emir und begab mich nach Hause.

An einem, wenn auch nicht gerade schönen, so doch für den Winter jedenfalls ordentlichen Tag besuchten uns im Gesandtschaftshause der Kasi und der Wesir. Sie hatten mir einen kranken Verwandten des Kasi zugebracht. Das Aeußere des Kranken sprach dafür, daß er mit einem starken Leiden behaftet sei. Ich untersuchte den Kranken und konstatierte eine rechtseitige kroupöse Pneumonie. Ich verordnete ihm eine Arznei und entließ ihn nach Hause. Da nun aber der Kranke mich ambulatorisch nicht besuchen konnte, so machte ich dem Kasi den Vorschlag, daß ich selber den Kranken zu Hause besuchen wolle. Der Wesir bemerkte hierauf, daß es erforderlich sei, dem Emir eine bezügliche Meldung zu machen und den Entscheid desselben abzuwarten. Ich war anfänglich nicht wenig frappiert durch diese Wendung der Sache. Um einem Kranken Beistand leisten zu können, sollte ich eine Erlaubnis des Emirs einholen?! Was war denn das für ein Unsinn. Späterhin aber fand ich, daß

Digitized by Google

die Leute von ihrem Standpunkte aus gewissermaßen recht hatten. Ich war ja im voliegenden Fall nicht nur der Arzt einer Gesandtschaft, sondern gewissermaßen auch ein Leibmedicus. Selbstverständlich mußte nun, damit ein einfacher Sterblicher, ein Unterthan des Emirs, sich meiner Dienste in seinem Hause erfreuen konnte, die Einwilligung meines gekrönten Patienten eingeholt werden.

Nachdem nun diese Angelegenheit in der erwähnten Weise entschieden worden war, begab ich mich mit ruhigem Herzen, aber mit einer unbestimmten Vorstellung über den Empfang, der mich im Hause des Kranken erwartete, auf den Weg. Mein Führer beantwortete die Frage, ob das Haus des Kranken weit oder nahe sei, mit nesdik est, d. h. nahe. Nun ist aber dieses Wort schon in der Theorie sehr dehnbar, in der Praxis aber dehnte es sich auf die Strecke von fast zwei Werst aus, die zwischen unserem Lehmpalast und einem gleichen Palast des Kasi lag. Wir mußten bei der Residenz des Emirs vorbeireiten. Vor dem Thore desselben, auf dem volksreichen Bazarplatz, standen mehrere Paar von Kamelmännchen. Sie waren, wenn man sich so ausdrücken darf, im Parade-Aufzug, d. h. mit schönen Teppichen bedeckt. Auf den Köpfen hatten die Kamele buntfarbige Mützen in Form von kleinen Kronen. Es waren das die für diesen Tag zum Schaukampf auserlesenen, kräftigen Männchen. Es war jetzt die Brunstzeit der Kamele, in welcher sie außerordentlich boshaft werden; die Eingeborenen benutzen sie darum in dieser Zeit zu Schaukämpfen. Die sonst gewöhnlich so zahmen, folgsamen und sympathischen Tiere waren jetzt nicht mehr wieder zu erkennen. Sie brüllten dumpf und zornig und bespritzten die bunte Menge, die sich um sie herumdrängte, mit dem Schaum, der ihre Mäuler in dichter Masse bedeckte. Die sonst so schönen und milden Augen dieser Tiere waren jetzt trübe und sprühten Wut. Die Hinterbeine standen weit auseinander .... Die Tiere waren gegenwärtig ganz unerträglich häßlich .....

Auf unserem Wege mußten wir auch bei dem Hasret vorbeireiten, d. h. bei der angeblichen Grabstätte des Ali, deren zwei smaragdengrüne Kuppeln sich hoch über der Lehmmauer erhoben. Lange noch mußten wir in den krummen, schmutzigen und außerordentlich wirren Straßen der Stadt herumziehen, bis unser

Digitized by Google

Cicerone uns schließlich in eine Sackgasse hineingeführt hatte. Jetzt konnten wir nicht weiter; übrigens brauchten wir es auch nicht, da wir am Ziele unseres Rittes waren.

Ich wurde nicht sogleich in den Zauberkreis der afghanischen Familie hineingelassen. Anfänglich verschwand mein Führer hinter dem Pförtchen, indem er mich ein wenig zu warten bat. Nach einigen Minuten ließen sich Stimmen vernehmen, die sich dem Pförtchen allmählich näherten. Daraufhin streckte sich durch das Pförtchen ein Kopf heraus, dann folgte ein Körper — und der Hausherr bot mir freundlich die Hand zum Gruß und half mir vom Pferde abzusteigen.

Die schönen großen und lebhaften Augen und die Adlernase ließen in ihm sofort einen nahen Anverwandten des Kasi erkennen; die Lebhaftigkeit der Bewegungen schließlich vervollständigte die Aehnlichkeit, der sonst vielleicht dadurch Abbruch geschehen wäre, daß mein neuer Bekannter nicht so dick war, wie das Haupt der Familie. Ich hatte mich in meiner Vermutung nicht geirrt; der Mann, der mir entgegentrat, war der leibliche Bruder des Kasi.

Hinter dem Pförtchen und der Lehmmauer befand sich der Haushof mit den Stallungen, in welchen über 10 Pferde standen, von denen einige gesattelt waren. Ich übergab mein Roß einem Dschigiten und betrat durch ein enges Pförtchen den folgenden umfangreichen und reinen Hof, in dessen Mitte sich ein Bassin befand; mehrere Bäume auf diesem Hofe milderten den ernsten Eindruck, den die Lehmmauern machten. Die aus Lehm und Holz ausgeführten Gebäude waren hier von gleichem Typus und in gleicher Weise verteilt, wie auch auf unserem Hofe. Auch die äußere Ausstattung war die gleiche, wie in unserem Lehmpalast.

Der Kasi war nicht zu Hause. Kurz vor meiner Ankunft war er zum Emir abgerufen worden, darum eben hatte mich sein Bruder empfangen. — Wir betraten das Haus. Inmitten des Zimmers saß vor einem Mangal und in einen zottigen Kabuler Pelz gehüllt mein Kranker. Währenddem ich mich mit der Untersuchung des Kranken beschäftigte, hatte sich das Zimmer mit einer Menge von Hausbewohnern angefüllt. Hier war groß und klein vertreten: alles typische Physiognomieen mit merklicher Beimischung von indischen Zügen. Unter den Buben hatte

Digitized by Google

sich ein Mädchen eingefunden von etwa 12 Jahren. Es versprach schon jetzt eine Schönheit erster Klasse zu werden. In der offenen Thüre stand eine junge, schöne Frau und schaute uns anscheinend ganz ungeniert und mit größter Spannung an. Sie war ohne Schleier und trug einen seidenen, gestreiften kurzen Halbrock (Beschmet) mit einer Kette von Goldmünzen auf der Brust. Ihr Haar war ebenfalls mit einigen Münzen geschmückt. Sie hatte sich so sehr in die Betrachtung des von ihr noch nie vorher gesehenen Kaffir-Urussen vertieft, daß sie gar nicht bemerkte, wie hinter ihr eine alte Frau auftrat und ihr etwas in das Ohr flüsterte. Die schöne Frau wandte sich nur dann zu der Alten um, als diese mit ihrer hageren Hand ihre Schulter berührt hatte. Nun kehrte uns die junge Frau den Rücken zu und verließ ihren Platz an der Thüre; die Hand der Greisin schloß hinter ihr die Thüre. Von dem offenen Fenster aus konnte ich eine Jurta sehen, die unmittelbar an der Schwelle der Eingangsthür aufgeschlagen war. Zwischen der Jurta und dem Hause eilten häufig einige junge Frauen hin und her. Ich erfuhr, daß der Kasi sieben Frauen besaß und ungefähr fünfzehn Kinder.

Bald darauf wurde der Thee und die übliche Bewirtung gereicht — verschiedene Süßigkeiten, Konfekt und Gebäck. Ich verließ recht bald das Haus.

Digitized by Google

6. Kapitel.

Beim Emir von Afghanistan.

Unsere Gesandtschaft verläßt Afghanistan. — Die letzte Audienz der Gesandtschaft beim Emir. — Ich bleibe allein in Masari-Scherif zurück. — Ich werde von dem Emir zurückgewiesen. — Meine ambulatorischen Kranken. — Die Krankheit des Emirs. — Die afghanischen Aerzte; ihre medizinischen Kenntnisse. — Die Reise nach Tachtapul. — Nachrichten vom anglo-afghanischen Kriegsschauplatz und aus dem Inneren von Afghanistan. — Die hoffnungslose Lage des Emirs. — Die letzten Tage des Emirs.

Am 18. Januar berief der Emir die Gesandtschaft wiederum zu sich. Nach den üblichen Begrüßungen kam er von neuem auf die Frage, ob er nach Taschkent reisen solle oder nicht. Er neigte mehr dazu hin, daß es besser wäre, in Masari-Scherif zurückzubleiben.

Unter den Gründen, die ihn von seiner Reise abhalten konnten, führte er auch sein krankes Bein an. Ich untersuchte wiederum das Bein und konnte wiederum keine objektiven Kennzeichen einer Erkrankung finden. Die Temperatur des Beines war normal, die Hautfarbe, der Umfang normal. Auch die Sensibilität schien unverändert zu sein. Ich äußerte mich darum in dem Sinne, daß der Emir vielleicht sehr bequem seine Reise in einem Palanquin zurücklegen könne und daß das kranke Bein keineswegs ein Hindernis für die Reise sein dürfte. „In Taschkent," sagte ich, „wäre es mir zudem noch möglich, zur Kur des Beines Mittel in Anwendung zu bringen, über welche ich in Masari-Scherif nicht verfüge.

Der Emir antwortete hierauf, daß er allerdings in der Krankheit des Beines kein Haupthindernis für die Reise nach Taschkent sehe; es wären das Umstände ganz anderer Art, die hier in Betracht kämen. Er ließ hierauf seinen ersten Sekretär einen Brief bringen und vorlesen, den er von Mahmet-Jussuf-Chan aus Kandahar erhalten hatte.

Der Sserdar berichtete, daß die Engländer seine Reiter geschlagen und Kandahar eingenommen hätten. Die Ueberreste seiner Truppen hätten sich in zwei Richtungen zurückgezogen, nach Kabul und nach Herat.

„Sie sehen," wandte sich der Emir an Rasgonow, „wie die Engländer ihr Versprechen halten. Das läßt sich sagen, eine hübsche Beobachtung der Integrität ist es, wenn eine Stadt nach der anderen von ihnen eingenommen wird. Wenn ich jetzt nach Rußland gehe, so werden die Engländer meine Abwesenheit benutzen und Schritt für Schritt sich der afghanischen Länder bemächtigen. Schließlich wird mir nichts übrig bleiben, wohin ich zurückkehren könnte. — Nein, die Lage meines Reiches ist so schlimm, daß ich es nicht verlassen darf. Ich weigere mich darum entschieden, gegenwärtig nach Rußland zu ziehen."

Der General Rasgonow suchte den Emir zu überzeugen, daß diese Reise ihn retten könnte, da er Gelegenheit finden werde, alles ausführlich mit General Kaufmann durchzusprechen. Der General-Gouverneur könne dem Emir eine endgültige Antwort erteilen, da er dazu die entsprechende Vollmacht besitze, die ihm, General Rasgonow, abgehe u. dgl. m.

„Was sich aber auf die Befürchtung des Emir-Saib bezieht," meinte Rasgonow, „daß die Engländer in seiner Abwesenheit nicht nur in Herat, sondern auch in Afghanisch-Turkestan Fuß fassen werden, so läßt sich das leichter sagen, als ausführen. Von Kandahar bis Herat sind's 1000 Werst (?) Diese Stadt aber wird nicht so bald einzunehmen sein. Nach Turkestan aber können die Engländer nur in zwei Jahren gelangen."

Der Emir blieb jedoch bei seiner Meinung. Er befürchtete, daß in Turkestan gewiß ein Aufstand ausbrechen werde, sobald nur die Engländer in Herat erscheinen würden. Seine Familie wäre dann Gefahren ausgesetzt, er dürfe sie aber nicht dem Geschick preisgeben.

Digitized by Google

„Wäre es wohl möglich," fragte er, „daß meine Familie im Falle der Gefahr in irgend welcher russischen Stadt Unterkunft finden könnte?"

Rasgonow antwortete hierauf, daß der Emir seine Familie zu beliebiger Zeit nach Rußland senden könne, sie werde dort stets die herzlichste Aufnahme finden.

Der Emir äußerte nun, daß seine Reise nach Taschkent gegenwärtig vielleicht schon möglich wäre, jedoch nur unter der Bedingung, daß General Kaufmann in Schirabad ein Beobachtungskorps von 4 Bataillonen postierte.

„Ich kann dann," sagte der Emir, „in bezug auf meine Familie ruhig sein. Ich werde dann überzeugt sein, daß die Ruhe in dem Lande nicht gestört werden wird."

Als der Emir die Zahl der Bataillone nannte, rief der Wesir ihm auf Afghanisch zu, daß er eine größere Zahl nennen möge, ungefähr 10 Bataillone.

Natürlicherweise konnte General Rasgonow nicht versprechen, daß General Kaufmann ein Beobachtungskorps aussenden werde. Der Emir erklärte nun endgültig, daß er die Reise nach Taschkent nicht machen werde.

„Die Sache ist jetzt entschieden," sagte er. „Ich darf aber außerdem den Brief des Generals Kaufmann vom 23. Dezember nicht vergessen. In diesem Brief erteilt er mir den direkten Rat, hier zu bleiben. Wie kann ich nun nach Taschkent ziehen? Wenn nun bei meiner Ankunft in Taschkent General Kaufmann mich fragt: warum bist Du hergekommen? ich habe Dir doch geschrieben, daß Du eine passendere Zeit zur Reise abwarten sollst? Was kann ich ihm dann zur Antwort geben? Wie soll ich mich verhalten, wenn man mir in Taschkent sagt: besorgen Sie Ihre Angelegenheiten selber, wir können Ihnen keinerlei Hülfe bieten!... Da wird mir doch nur eines übrig bleiben, *mir selber ein Ende zu bereiten!*... Sie sehen wohl jetzt ein, daß ich durchaus zurückbleiben muß."

General Rasgonow versuchte den Emir von der Grundlosigkeit dieser Befürchtungen zu überzeugen. Fruchtlos! Fruchtlos blieb auch sein Hinweis auf den späteren Brief des Generals Kaufmann, in welchem der Emir nach Taschkent eingeladen wurde. Der Emir erklärte, daß hiervon jetzt keine Rede mehr sein könne.

Digitized by Google

Er sagte ferner, daß er eine neue Gesandtschaft nach Taschkent entsende, welche aus vier höheren afghanischen Würdenträgern bestehen werde. Gleichzeitig bemerkte er, daß er die russische Gesandtschaft nicht mehr zurückhalten wolle, sie möge mit seiner Gesandtschaft zusammen abreisen.

„Den Doktor-Saib aber behalte ich zurück," sagte er zum Schluß seiner Rede.

Aufrichtig gesagt, hatte die mir von dem Emir erwiesene Ehre wenig Verlockendes für mich. Allerdings! Wenn ich in Masari-Scherif zurückblieb, so war ich zu einer traurigen Einsamkeit verurteilt, die sich auf eine unbestimmte Zeit erstrecken konnte. „Warum soll ich nun hier bleiben," dachte ich mir, „etwa um den Emir zu kurieren? Aber wer mag mir dafür einstehen, daß es den einheimischen Aerzten nicht gelingen wird, den Emir mir gegenüber feindlich zu stimmen? Es kann das um so leichter geschehen, als die Beziehungen des Emirs zu der russischen Regierung in eine außerordentliche Schwankung geraten sind und leicht einen gehässigen Charakter annehmen könnten. Wenn nun der Emir seinen Aerzten folgen und meinen Beistand ablehnen wird, so werde ich mich doch zu mindestens in einer sehr lächerlichen Lage befinden, wenn eben die Sache nicht noch schlimmer ausfallen wird."

Ich fragte darum sofort den General Rasgonow und zwar in Anwesenheit des Emirs, ob er mich in Afghanistan zurückzulassen gedenke.

Rasgonow bestätigte die Worte des Emirs, indem er bemerkte, daß ich darum zurückbleiben müsse, weil hierfür ein spezieller Befehl des Generals Kaufmann existierte, welcher in einem Brief an ihn und auch in dem Brief an den Emir vom 20. Dezember geäußert sei; fernerhin aber werde ich nicht allein, sondern mit Samaan-Beg zurückbleiben, so daß ich nicht besonders an Langweile zu leiden haben würde.

Ich hatte hierauf nichts Weiteres zu erwidern, gab aber die Hoffnung nicht auf, daß es mir gelingen würde, den General Rasgonow dazu zu bewegen, daß er mich nicht in Masari-Scherif zurücklasse.

Indessen waren die Unterhandlungen zwischen dem Emir und dem General Rasgonow wiederum aufgenommen worden.

Digitized by Google

Die Audienz war allerdings mit einem sehr rücksichtsvollen Gespräch eröffnet worden; allmählich aber hatten sich ein wahres Kreuzfeuer entsponnen und schließlich — ging es gerade wie auf einem Bazar her. Alle sprachen mit einem Mal. Ein jeder suchte den anderen zu überschreien und sich zur Geltung zu bringen. Es sprach der Emir, es sprach der Kasi, es sprach der Wesir. — Die Dolmetscher wußten nicht, wen sie anhören sollten und hatten natürlich nicht die Zeit, das zu übersetzen, was ein jeder von den Rednern Rasgonow zu sagen hatte. Rasgonow konnte weder dem Emir, noch den Würdenträgern eine Antwort geben. Kaum daß er den Mund aufthat, so sprudelten ihm schon von der entgegengesetzten Seite ganze Ströme von Worten entgegen. Die Dolmetscher konnten nur dieses und jenes sozusagen im Fluge auffangen. So blieb denn Rasgonow nahezu die ganze Zeit über schweigend sitzen, hörte seine Gegner an und antwortete ihnen bloß mit einem stummen Lächeln, ob das nun am Platz war oder nicht. Ich möchte noch des Sserdars Schir-Ali-Chan, des Bruders des Emirs, erwähnen, der der Audienz beiwohnte. Dieser erhob kein einziges Mal seine Stimme und geriet nicht in Feuer während des Streites. Der Kasi hingegen quiekte, gerade als ob er an der Zunge aufgehängt wäre; der keineswegs beredte Wesir erstickte nahezu an dem Redeschwall seiner eigenen Worte; der Sserdar Schir-Ali-Chan hingegen brachte nur höchst selten ein Wort vor, aber dieses Wort war stets ein tüchtiges. Die würdevolle Schlichtheit, mit der er auftrat, und der aufrichtige Ton seiner Rede standen in einem angenehmen Kontrast zu dem Wesen des schmeichlerischen Kasi und des sklavischen Wesirs.

Die Audienz wurde endlich geschlossen. Die Abreise der Gesandtschaft war vom Emir auf den nächsten Tag, d. h. den 19. Januar, festgesetzt.

Kurz nach der Audienz erschien in unserer Wohnung der Wesir. Er überbrachte uns die Geschenke des Emirs für die abreisenden Mitglieder der Gesandtschaft. Es waren das Kaschmirshawls. Ein jedes Mitglied erhielt zwei Shawls, General Rasgonow hingegen vier. Zudem schenkte der Emir noch Malewinskij die alten Münzen, wegen deren er sich mit dem Wesir entzweit hatte. Ich erhielt keine Geschenke. „Der „Emir-Saib behält ja den Doktor-Saib bei sich zurück,“ sagte

Digitized by Google

der Wesir. „Er wird ihm seine Dienste, wenn der Doktor-Saib Afghanistan verlassen wird, besonders lohnen.“

Die Gesandtschaft machte sich noch am selbigen Tage reisefertig. Ich aber wurde wieder zum Emir berufen. Ich fand ihn sitzend auf dem Fußboden, auf welchen über den Teppichen eine Matratze gelegt war, diese war wiederum mit einem Bärenfell überdeckt. Der Emir beklagte sich über heftige Schmerzen in der Kniekehlengrube des linken Beines und im Knöchel. Die Knöchelgegend war ein wenig angeschwollen, die Temperatur etwas erhöht. Während der Betrachtung und Untersuchung des kranken Beines stöhnte der Emir laut. Ich hatte jetzt genügend Anhaltspunkte, um zu dem Schluß zu kommen, daß der Emir am Gelenkrheumatismus erkrankt sei. Ich rieb die Knöchelgegend mit einer Chloroformsalbe ein und legte von neuem einen Verband von Flanell und Watte an. Innerlich wollte ich Chinin mit Opium verordnen, als aber der Emir erfuhr, daß die Arznei „Kunein“ (Chinin) enthalten werde, weigerte er sich mit Entschiedenheit, das Mittel zu nehmen. Salicylsaure Salze konnte ich dem Kranken nicht anbieten, da mir dieselben fehlten. Bald darauf ließ der Schmerz nach, der Emir beruhigte sich und ich wurde nach Hause entlassen.

Bei all' den lärmenden Reisevorbereitungen der Gesandtschaft fühlte ich mich wie verloren. Der Befehl Rasgonows, daß ich in Masari-Scherif bleiben sollte, hatte mich außerordentlich schwer betroffen. Nun aber war es klar, daß ich wirklich zurückbleiben mußte. Der Emir war zweifellos krank; ich konnte ihn doch nicht ohne medizinischen Beistand lassen, wenngleich er auch einen ganzen Haufen seiner eigenen Aerzte hatte.

Noch schlimmer aber wurde meine Sache dadurch, daß mein Denschtschik (Bursche), ein äußerst zuverlässiger, ehrlicher und dienstfertiger Mann, mich verließ. Er hatte mir gute Dienste geleistet, als er in Kabul zurückblieb. Alle meine Sachen, mein Gepäck und meine Pferde hatte ich unter seiner Aufsicht zurückgelassen, und alles hatte er in bester Weise besorgt. Sämtliche Mitglieder der Gesandtschaft sprachen sich sehr belobend aus über die sorgfältige Pflege, die der Denschtschik dem Gut seines abwesenden Herrn angedeihen ließ. Rasgonow hatte mir in einem seiner Briefe einen wahren Lobhymnus über diesen Mann zu-

Digitized by Google

gesandt. Und nun mußte ich ihn nach Taschkent zurückziehen lassen und zwar zu einer Zeit, wo seine Dienste mir gerade am unentbehrlichsten und wertvollsten sein mußten. Ich mußte ihn aber entlassen, da bereits im August-Monat 1878 seine Dienstzeit abgelaufen war und alle seine Genossen bereits in ihre Heimat auf unbestimmte Frist auf Urlaub entlassen waren. Er durfte ebenfalls seinen Urlaub benutzen. Indessen wäre dieser Umstand leicht zu umgehen gewesen, da unsere Expedition für einen Feldzug galt und die Dienstfrist darum keineswegs in betracht kam. Es wäre aber grausam gewesen, wenn ich ihn noch länger in Afghanistan zurückbehalten hätte. Mein Denschtschik hatte sich gerade so ergeben in sein Geschick gefügt wie jeder unserer wackeren und biederen Krieger, und wagte darum nur schüchtern mich zu bitten, daß ich ihn mit der abreisenden Gesandtschaft ziehen lassen möge; er habe sich hier, wie er sich ausdrückte, ganz abgehärmt, sein Herz sei ihm vor Sehnsucht nach der Heimat ganz krank geworden. Natürlich konnte ich diesen prachtvollen Burschen nicht gewaltsam zurückhalten. Ich rüstete ihn aus, versah ihn mit einem Pferde und dem dazu gehörigen Geschirr, gab ihm ein wenig Geld und ließ ihn ziehen. — Ich wiederhole es, mit aufrichtigem Bedauern.

Am 19. Januar morgens waren die Mitglieder der abreisenden Gesandtschaft zum Ausrücken bereit und warteten nur auf die Aufforderung des Emirs. Bald darauf erschien der Wesir und Ghulam-Haider-Chan, der Adjutant des Emirs, mit der Nachricht, daß der Emir die Gesandtschaft erwarte. Wir begaben uns nun alle, die Abreisenden in ihrem Reisekostüm, zum Emir. Das Wetter war trüb. Nachts war ein kleiner Regen gefallen, an dessen Stelle am Morgen ein spärlicher Schneefall getreten war; die Luft war feucht und kalt. Als ich das Zimmer verließ, empfand ich ein unangenehmes Frösteln und ein nervöses Schaudern. Schwere bleigraue Wolken hatten den ganzen Himmel überzogen und die im Süden emporragenden Schneegipfel des Paropamisus verdeckt; ein scharfer Westwind brauste und pfiff traurig zwischen den nackten und knorrigen Zweigen der riesigen Tschinaren. Mitunter krächzt eine melancholische Krähe oder fliegt eine schnatternde Elster vorbei. Jetzt läßt sich das traurige und gedehnte Geschrei eines

Digitized by Google

Ischaks (Esel) vernehmen. Das ist der Winter! Endlich. Ich glaubte schon, daß ich in diesem Jahre nicht dazu kommen würde, das Antlitz des lieben heimatlichen Alten, des Winters, zu sehen. Wir fanden den Emir halb sitzend auf einer Matratze in dem Zimmer, wo er gewöhnlich die Gesandtschaft empfing. Neben ihm standen zwei einheimische Aerzte. Der eine von ihnen war der mir bekannte Achun-Saib, der andere war mir unbekannt. Der Letztgenannte hielt das Bein des Emirs, das in Musselin eingehüllt war, über einem kupfernen Becken, Achun aber begoß das Bein beständig mit Eiswasser. Auf meine Frage, warum der Emir sich das Bein begießen lasse, wurde mir mitgeteilt, daß er diese Operation auf Anraten des Achun unternommen habe, da die Schmerzen sich am Morgen von neuem eingestellt hätten; die Begießungen mit Eiswasser wurden bereits mehrere Stunden durchgeführt und gegenwärtig verspürte er keinen Schmerz mehr im Bein.

Ich empfahl dem Emir die größte Vorsicht mit dem Eiswasser, indem ich ihn darauf aufmerksam machte, daß er durch einen unmäßigen Gebrauch dieses Mittels sein Leiden trotz der vorübergehenden, scheinbaren Besserung und Verminderung des Schmerzes doch nur verschlimmern würde. Ich glaubte umsomehr auf Vorsicht in bezug auf das Eiswasser bestehen zu müssen, als ja die dem Leser bereits bekannte Bauart der hiesigen Wohnungen dem Zugwind den freiesten Spielraum gestattete. Zweifellos werden die Erkältungen hier, in Asien, bei dem relativ milden Klima (im Winter) durch die schlechte Bauart der Häuser, hauptsächlich aber durch den Zugwind bedingt. Zu diesen Erkrankungen trägt in bedeutendem Maße gewiß auch die Beheizung der Zimmer durch den „Mangal" bei. Die strahlende Wärme dieser Mangalen erwärmt nur eine Seite des Körpers, währenddem die andere Seite gleichzeitig dem kalten Zugwinde ausgesetzt ist. Auf diese Weise holte ich mir bei einer Audienz von neuem einen Muskelrheumatismus.

Alle diese Umstände bewogen mich, darauf zu bestehen, daß der Emir die Begießung mit Eiswasser einstellen und statt dessen Abreibungen mit Eis und nachfolgende Einwicklungen in Wolle anwenden müsse.

„Ich würde gern von dem Eiswasser abstehen," antwortete

Digitized by Google

der Emir, „wenn sich nur andere Mittel finden ließen, die eben so gut den Schmerz lindern würden.“

Ich brachte einige Mittel in Vorschlag, der Emir aber wies ungeduldig meine Vorschläge zurück und sagte, daß er sich jetzt gut fühle.

Als der Emir die Gesandtschaft verabschiedete, äußerte er die Hoffnung, daß die Gesandtschaft glücklich nach Taschkent gelangen werde. Er nannte darauf die Namen der Mitglieder der afghanischen Gesandtschaft, welche mit unserer Gesandtschaft auszogen. Es waren ihrer drei: der Sserdar Schir-Ali-Chan, der Vetter des Emirs, der Wesir Schah-Mahomed-Chan und der Kasi Abdul-Kader. Zur Begleitung war ihnen der frühere Gesandte, Mirsa-Mahomed-Hassan-Chan, beigegeben.

„Ich bitte, daß Sie meinen Gesandten gerade so gut Glauben schenken, wie mir selber,“ sagte der Emir. „Was sie auch sagen werden, wißt, daß es gerade so ist, als ob ich selber, persönlich zu Euch rede.“

Auf die Frage des Generals Rasgonow, wen der Emir zum Chef der Gesandtschaft bestimme, erhielt er folgende Antwort:

„Sie sind alle gleich, aber die Unterhandlungen mit General Kaufmann wird der Kasi durch Herrn Malewinskij führen.“

Auf diese Weise war der Kasi de facto die Hauptperson in der Gesandtschaft, was, wie ich bemerkte, den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft nicht gerade sehr angenehm war.

Daraufhin wendete sich der Emir dem General Rasgonow zu und sagte:

„Erzählen Sie dem General Kaufmann von meiner Sympathie für Rußland. Nur von Rußland allein erwarte ich Hülfe. Die gegenwärtige Lage von Afghanistan ist Ihnen gerade so gut bekannt, wie mir selber: ich habe nichts vor Ihnen verheimlicht; aus Freundschaft zu Rußland habe ich mein Reich der Verwüstung preisgegeben. In die Hände von Rußland übergebe ich die Schlüssel zu dem Thore von Indien: es steht Rußland frei, ob es zugreift oder nicht. Möge der russische Zar auf mein Reich wie auf einen Teil seines Reiches blicken. Der große russische Kaiser gilt mir für meinen einzigen Beschützer. Was zum Wohle von Afghanistan geschieht, das geschieht zum Wohle

Digitized by Google

von Rußland. Die Verwüstung von Afghanistan ist ein Unglück für Rußland selber. Wenn jetzt Rußland mir seine Unterstützung verweigert, so wird meine Ehre darunter leiden ...."

General Rasgonow erkundigte sich bei dem Emir, ob es gestattet sein würde, wenn auch nur einen von seinen Gesandten nach Petersburg zu entsenden, im Fall, daß General Kaufmann solches für notwendig erachten sollte.

„Wenn eine Entsendung nach Petersburg erforderlich sein wird, so senden Sie alle und nicht einen," antwortete der Emir. „Uebrigens wäre es besser, wenn noch vor ihrer Reise nach Petersburg ein Beobachtungskorps in Schirabad postiert würde."

Rasgonow konnte hierauf keine bestimmte Antwort geben und die Frage, ob eines der Mitglieder der afghanischen Gesandtschaft nach Petersburg reisen dürfte, blieb darum unentschieden.

Als der Emir erfuhr, daß Samaan-Beg in Masari-Scherif zurückbleiben werde und als er sah, wie schwer dieser die Sache auffaßte, so begann er ihn zu trösten; er bat ihn, sich nicht zu grämen und versicherte, daß er den zurückgebliebenen Mitgliedern der Gesandtschaft die möglichsten Zerstreuungen gewähren werde.

Die Audienz wurde geschlossen.

Die afghanischen Gesandten hatten ein Schreiben [1]) von dem Emir Schir-Ali-Chan an den General Kaufmann erhalten, in welchem der Emir sein Zurückbleiben in Afghanistan unter anderem durch seine Krankheit entschuldigte. Der Emir empfahl dem General seine Gesandten, beklagte sich über das weitere Vorschreiten der Engländer in Afghanistan und schloß sein Schreiben mit folgenden Worten:

„Es sei Ihnen kund gethan, daß ich mit den edlen Eigenschaften und dem guten Betragen des Generals Rasgonow und seiner Begleiter sehr zufrieden bin. Wahrhaftig, der General ist ein gewissenhafter und fähiger Offizier der ruhmvollen Regierung und ist unserer von Gott verliehenen Regierung wohl gesinnt!"

Als wir den Emir verließen, war das Wetter schon ein recht winterliches geworden. Ein dichter Schnee fiel in schweren

[1]) Das Schreiben findet sich abgedruckt in Correspondance etc. inclosure 50, No. 1.


Digitized by Google

Flocken herab und hatte die Erde bereits mit einer hohen Schicht bedeckt. Die afghanischen Gesandten ließen sich übrigens durch das Schneewetter nicht irre machen, im Gegenteil, ein frisch gefallener Schnee vor der Abreise galt bei ihnen für eine schöne Vorbedeutung. Auch unsere Gesandtschaft schreckte nicht vor dem Wetter zurück, es schien ihnen sogar ganz prächtig zu sein, dermaßen heftig war ihr Verlangen, möglichst bald Afghanistan zu verlassen, das ihr von Herzen zuwider geworden war. Nur für mich und für Samaan-Beg hatte dieser Tag etwas Fürchterliches. Nicht etwa darum, weil wir im Wege den Unbillen von Schnee und Regen ausgesetzt gewesen wären, sondern im Gegenteil gerade darum, weil sich uns die Möglichkeit bot, vor dem Unwetter Schutz zu finden, indem wir hier in dem warmen, alten Nest zurückblieben. Ich ertrage sonst ganz wacker die Unbillen des Lebens, aber — ich muß es gestehen — in diesem Moment fühlte ich mich tief unglücklich.

„Grämen Sie sich nicht, Samaan-Beg," wandte sich Rasgonow an diesen, der mit gebeugtem Haupt vor dem Kamin saß und ganz mechanisch, ohne sogar mit den Augen zu zwinkern, die roten Zungen des knisternden Feuers anstarrte. „Sie werden hier nicht lange zurückbleiben. Ich gebe Ihnen mein Wort, das erste, was ich bei meiner Ankunft in Taschkent dem General Kaufmann vorbringen werde, das wird die Bitte sein, daß man Sie zurückberuft."

Samaan-Beg schenkte dem General kein Gehör und starrte nach wie vor, unverwandt, gerade in das Feuer hinein. Er hatte tags vorher und auch heute kaum etwas zu sich genommen. Ich selber fühlte mich allerdings nichts weniger als gut aufgelegt, suchte ihn aber doch durch Scherze zu zerstreuen; ich versicherte, daß ich mich genötigt sehen werde, ihm, wenn er heute nichts zu Mittag essen wird, morgen einige Portionen Chinin einzugeben, da ja sonst das Fieber ihn ganz gewiß besuchen werde.

Schließlich waren die Anstalten zur Reise, die Bepackung der Lasttiere und die sonstigen Vorbereitungen zu Ende gebracht. Die Pferde waren gesattelt und scharrten ungeduldig mit dem Huf in der Erwartung ihrer Reiter. Rasgonow und die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft, die ihm folgten, drückten uns zum

Digitized by Google

letzten Mal die Hand, wünschten uns viel Glück; sie schwangen sich in den Sattel und nun — setzte sich der lange Zug der Reiter langsam in Bewegung. Ich und Samaan-Beg blieben allein zurück....

Mit der Unterhaltung zwischen uns beiden wollte es anfänglich nicht so recht gehen: der eine hatte so gut wie der andere genug mit seinen eigenen, traurigen Gedanken zu thun. Während mehrerer Stunden wechselten wir nur einige wenige, kurze Sätze. Dann aber trat sozusagen eine Reaktion ein und unsere Unterredung gewann einen freieren Lauf. Es traten Hoffnungen und Vorschläge auf, die zur Erleichterung des uns bevorstehenden, traurigen Lebens dienen sollten. Es wurde der Beschluß gefaßt, daß wir unter keinen Umständen zwischen unseren vier Pfählen bleiben würden, wie das unter Rasgonow geschah; wir wollten von Zeit zu Zeit Spaziergänge und Exkursionen in der Umgegend unternehmen. Das System von Stolettow, das auch Rasgonow in der Erbfolge übernommen hatte, die Furcht vor einem jeden Schritt außerhalb der Mauern unseres Lehmquadrats, war von uns rückhaltslos verurteilt worden. Fürs erste wollten wir nach Tachtapul und Balch gehen.

Den ganzen Tag über und auch den folgenden war keine Einladung vom Emir eingetroffen. Meine Vermutung, daß ich zu guter letzt vielleicht noch die lächerliche Rolle eines Leibarztes ohne Patient auszuführen haben würde, schien in Erfüllung gehen zu wollen.

Dafür aber stellten sich die kranken Eingeborenen mit jedem Tage in immer größerer Anzahl ein. Den Morgen pflegte ich meinen Kranken zu widmen. Die Zahl der Kranken, mit denen ich zu thun hatte, war so bedeutend, daß sich ein recht hübsches Material für die örtliche, medizinische Geographie sammeln ließ. Den ärztlichen Rat und auch die Arzeneien erteilte ich meinen Kranken unentgeltlich. Ich besaß jetzt eine ordentliche, ambulatorische Klinik. Wenn der Leser sich etwas näher hierfür interessiert, so ersuche ich ihn, mich bei meinem Morgenempfang zu begleiten.

Da haben wir einen Kranken, der von dem Fieber ganz entkräftet ist; er hat ein citronengelbes Gesicht mit einem erdfahlen Anstrich; Milz und Leber sind bei ihm von ungeheuerem

Digitized by Google

Umfang. Die Füße etwas ödematös, die Augen, farblos und glanzlos von dem langen Leiden, flehen um Hülfe. Zwei — drei Drachmen von gutem Chinin erwecken ihn geradezu von neuem zum Leben. Neben ihm steht ein Schwindsüchtiger: diesem kann schon niemand mehr auf der Welt Hülfe leisten. Ein wenig weiter steht ein Jünger der Venus: sein Körper ist mit syphilitischem Ekthyma bedeckt. Im Rachen ist das Zäpfchen zerstört; dasselbe droht auch den Gaumenbögen. Dann folgt ein anderes Subjekt mit syphilitischen Affektionen der Knochen und Haare.

Indem wir nun weiter unser improvisiertes Ambulatorium vor uns vorbeiziehen lassen, stoßen wir auf sehr zahlreiche Entzündungen der Augen: eiterige Conjunctivitis, kartarrhalische und trachomatöse Conjunctivitis, verschiedene Keratiten, Iriten und schließlich selbst Panophthalmien. Da steht auch ein Subjekt mit klaren, hellen Augen, die aber gegen das Licht völlig unempfindlich sind; wir untersuchen es und finden ein chronisches Glaucom. Wir erstaunen darüber, daß man hier diese interessante, aber seltene Krankheit vorfindet, lassen den Kranken jedoch stehen, da sich keine Iridektomie und darum auch nichts für denselben machen läßt. Meine Visitation schließt damit, daß ich Erkrankungen der Knochen, der Muskeln, der Gelenke und Katarrhe verschiedener Schleimhäute untersuche.

Einst stellte sich bei mir ein Patient ein, der eine besondere Beachtung verdiente. Es war das ein Knabe von etwa zehn Jahren, dessen Gesicht von Lupus dermaßen verunstaltet war, daß man ihn nicht ohne Grauen anschauen konnte. Samaan-Beg, der mich bei meinen Untersuchungen der Kranken stets begleitete, vermochte den Patienten gar nicht anzublicken; er sprach mit ihm, indem er sich zur Seite abgewandt hatte. Allerdings war das Gesicht des Knaben fürchterlich. Von der Nase waren bloß zwei Löcher zurückgeblieben, die von einem neugebildeten Narbengewebe umgeben waren. Diese neugebildete Narbe, stellenweise excoriiert, bedeckte auch einen Teil der Stirn zwischen den Brauen und der Wurzel der Nase. Der Mund war von unglaublichen Dimensionen, indem das Geschwür den rechten Winkel desselben ergriffen und das Zahnfleisch vernichtet hatte; die Zähne ließen sich mit den Fingern aus den Kiefern hervorziehen. Auf

Digitized by Google

der linken Seite war das Geschwür bis zu dem unteren Augenlid vorgedrungen; es hatte sich auch weiter verbreitet und einen ulcerösen Prozeß der Hornhaut bedingt; dies Auge war für den Kranken verloren. Traurig und schrecklich blickte das einzige Auge der rechten Seite. Uebrigens ist „schrecklich“ nicht das richtige Wort, eher „mit Schrecken“, in einer Angst um sein Geschick: das Geschwür näherte sich auch diesem Auge und hatte bereits eine Auswärtswendung des unteren Augenlides bewirkt; aus dem Munde des Unglücklichen floß beständig der Speichel ab, der von den zerstörten Lippen nicht mehr aufgehalten werden konnte. An einigen Stellen war die Oberfläche des Geschwüres von einer dünnen Schicht eines flüssigen, serösen Eiters bedeckt; die Ränder des Geschwüres waren außerordentlich atonisch, leblos. — Ich suchte dem Armen zu helfen, insofern das in meinen Kräften stand.

Auch kranke Frauen begannen sich bei mir einzustellen. Es war mir bekannt, wie eifersüchtig die Eingeborenen ihren Harem und ihre Frauen vor den Blicken der Fremden, namentlich aber der Europäer zu schützen suchten und welch' ein außerordentliches Mißtrauen und welchen Fanatismus sie in dieser Beziehung hegten. Schließlich stand mir auch das Beispiel der englischen Don-Juans in Afghanistan vor Augen, an deren Spitze sich der bekannte Burnes befand, und die die erste englische Katastrophe in Kabul heraufbeschworen hatten. Ich suchte darum meine Behandlung der kranken Frauen in der Weise einzurichten, daß die Eingeborenen auch nicht auf die geringste Idee von Mißtrauen kommen oder einen Vorwurf ihren Frauen und mir machen konnten in bezug auf irgend etwas, was nicht mit Medizin und Krankheit zu thun hatte. Ich untersuchte die Frauen gewöhnlich in Anwesenheit des dejourierenden, afghanischen Soldaten. In den Fällen, wo es sich um eine Untersuchung der Brust, des Leibes und überhaupt der nackten Körperteile handelte, führte ich die Kranken in ein inmitten des Hofes aufgeschlagenes Zelt. Mit der Kranken führte ich aber in das Zelt auch durchaus einen Anverwandten derselben, ihren Mann, Vater u. dgl. m., dann den dejourierenden Wachtsoldaten und den Verwalter unserer Residenz Mahmet-Din-Chan. Durch diese Maßregel brachte ich die kranken Frauen dazu, daß sie sich kaum vor

Digitized by Google

mir genierten; ihre Männer, Väter und Brüder hegten mir gegenüber ausschließlich nur dankbare Gefühle. Allmählich wurde die Zahl der mich besuchenden Frauen ganz bedeutend. Sie litten zumeist an äußeren Krankheiten, an verschiedenen Hautkrankheiten. Auch Augenentzündungen waren unter ihnen sehr häufig. Einige unter den Frauen zeichneten sich durch große Schönheit aus. Einst wurde ich bei einer schweren Geburt um Rat befragt. Es war ein operativer Eingriff erforderlich; ich bot meine Dienste an, wurde aber von den Anverwandten der Gebärenden kategorisch abgewiesen. Es ist zu bemerken, daß ich im afghanischen Turkestan keinen einzigen Kropf und keine „Rischta" (filaria medinensis) fand, die in Ferghana in der ersten Form und in den Gebieten des Turkestaner und Ssamarkander Gebirgszuges in zweiter Form so sehr verbreitet sind. Ueber den „Machao" (Elephantiasis arabum?) habe ich nichts zu hören bekommen, wohl aber hatte ich recht viel mit dem sogenannten Ssartischen Geschwür zu thun (eine Art von Flechte). Die vier erwähnten Krankheiten sind überhaupt den Gebieten an Ssyr-Darja und Amu-Darja (im Norden desselben) eigentümlich.

Am 21. Januar erschien der Bote des Emirs bei mir sehr früh. Es war erst 6 Uhr morgens. Der Emir-Saib rief mich zu sich. Ich kleidete mich sofort an und begab mich in Begleitung der üblichen Eskorte von afghanischen Infanteristen und Samaan-Beg zum Emir.

Ich fand Schir-Ali-Chan in demselben Zimmer, in welchem die Gesandtschaft gewöhnlich empfangen wurde. Auf dem Fußboden befand sich eine Matratze, die mit einer Pelzdecke bedeckt war. Es lagen auf ihr ferner einige runde Kissen. Der Emir befand sich in einer halb liegenden Stellung auf der Matratze, war halb angekleidet, das kranke Bein war nicht mehr verbunden, es lag bloß und war mit Krusten von einer schwarzen eingetrockneten Salbe bedeckt; diese Salbe war von den einheimischen Aerzten verordnet und bestand ihren Aussagen nach aus Eiweiß und Rosenblättern. Der Emir klagte über Schmerzen in der Kniekehlengrube. Aus seinen Mitteilungen ließ sich ersehen, daß der Schmerz sich von diesem Punkte aus in der Richtung der Hauptgefäße und Nerven erstreckte und bis zu

Digitized by Google

den Spitzen der Zehen ausstrahlte. Der Emir klagte über ein heftiges Kältegefühl in dem kranken Bein; es schien ihm, als ob es „eingeschlafen" sei. Infolge der starken Schmerzen war das Gesicht und der Hals mit Schweiß bedeckt; als das Bein von den Krusten der Salbe gereinigt war, untersuchte ich dasselbe näher. Es gewährte folgenden Anblick: die Hautfarbe des Beines war weißlich, gerade als ob das Blut dem Bein völlig fehlte; die Wade war ein wenig geschwollen. Bei der Betastung fühlte sich das Bein eiskalt an, aber nur bis zu dem Knie; die Gegend über dem Knie und auch das Knie selber hatten eine normale Temperatur. Ich versuchte, den Puls der Arteria dorsalis pedis oder der Art. tibialis postica, dort wo sie unter dem inneren Knöchel geht, ausfindig zu machen, — es gelang mir nicht. Auch der Puls der Art. poplitea ließ sich nicht finden. Ich untersuchte zum Vergleich das gesunde rechte Bein des Emirs und konnte den Puls in den erwähnten Blutgefäßen mit größter Leichtigkeit finden.

Die Untersuchung des kranken Beines berechtigte mich zu der Vermutung, daß es sich hier um eine lokale Stockung des Blutlaufes handelte. Jetzt hatte ich mir die Frage vorzulegen: was konnte die Ursache dieser Stockung sein. Ich fragte den Emir genau darüber aus, ob nicht das kranke Bein irgend welchen mechanischen Insult erlitten habe und erhielt eine verneinende Antwort. Indem ich nun die Ursache der Stockung des Blutlaufes zwischen einer Einklemmung oder einer Thrombose der Kniekehlenarterie zu wählen hatte, konnte ich mich eher für das letztere entscheiden. Von welchem Charakter aber war diese Thrombose? Auf diese Frage konnte ich momentan keine Antwort geben. Es stand mir jedoch sehr lebhaft ein Fall im Gedächtnis aus der Hospitalpraxis von der Klinik der Universität Kasan her: Bei dem Patienten fehlte einige Tage lang der Puls in der Arteria radialis und brachialis des linken Armes; immerhin erfolgte eine völlige Restituierung des Blutlaufes. In diesem Fall war die Ursache der Stockung des Blutlaufes eine rein mechanische, nämlich eine starke Kontusion. Der verstorbene Professor Nikolskij erklärte diese Erscheinung damals in folgender Weise: Der mechanische Insult, der auf die Schulter eingewirkt hatte, führte zu einer Zerreißung der inneren Scheidewand der

Digitized by Google

Arterie. Dieser Umstand nun führte zu einer Verstopfung des Blutgefäßes. Indessen existierte hierbei ein kollateraler Blutlauf, was sich daraus ergab, daß der Arm, wenngleich er auch viel kälter war, als der gesunde, der rechte Arm, immerhin doch eine höhere Temperatur besaß, als die Atmosphäre der Umgebung.

Im vorliegenden Fall fehlte dem Beine des Emirs anscheinend selbst der kollaterale Blutlauf: es war sehr kalt Der Emir klagte über heftige Schmerzen in der Kniekehlengrube. Ich untersuchte dieselbe sorgfältig, konnte aber nichts finden. Im ferneren verneinte ja der Emir kategorisch jeglichen mechanischen Insult. Es ließe sich nur schwer als Ursache der Stockung des Blutlaufes eine Einklemmung und eine Zerreißung der inneren Scheidewand der Kniekehlenarterie annehmen. Mehr Wahrscheinlichkeit hatte die Vermutung für sich, daß ich's mit einer Thrombose der Arterie zu thun hatte, infolge von Gerinnung des Blutes in dem Hauptstamm des Gefäßes und in seinen Verzweigungen. Es war das eine recht traurige Vermutung: ja vielleicht noch mehr — eine für den Emir ganz verzweifelt schlimme.

Jetzt hatte ich es mit einer anderen Frage zu thun: wann mochte die Verstopfung der Arterie zu stande gekommen sein? Ich hatte den Patienten das letzte Mal am 18. Januar gesehen. Das Bein zeigte dazumal auch nicht die geringsten Anzeichen des Vorhandenseins einer Thrombose, im Gegenteil, es waren gewisse Zeichen eines rheumatischen Leidens vorhanden. Die Verstopfung mußte somit in der Zeit zwischen dem 18. und 21. Januar stattgefunden haben.

Was mochte die nächste Ursache der Thrombose gewesen sein? Was mochte diese furchtbare Komplikation der Krankheit bedingt haben? — Auf all' diese Fragen ließ sich nur mit Vermutungen antworten.

Ich glaube nämlich, daß das Gefäßsystem des Emirs mehr oder weniger bedeutende Veränderungen atheromatöser Natur besitzen mußte, wenngleich durch eine objektive Untersuchung nichts Derartiges nachzuweisen war. Der Zustand der Gefäße und des Herzens gab in dieser Beziehung keinerlei Anhaltspunkte. Atheromatöse Veränderungen der Gefäße in den äußeren und leicht zugänglichen Körperteilen, wie z. B. an den Armen, dem Kopf, die mit bloßem Auge zu erkennen wären, hatte ich nicht bemerkt.

Digitized by Google

Andererseits aber war die Möglichkeit einer solchen Veränderung der Blutgefäße keineswegs völlig ausgeschlossen. Hierfür sprach folgendes: erstens das Alter des Emirs — er war 57 Jahre alt; zweitens der Umstand, daß der Emir seit lange und sehr intensiv dem Mißbrauch von Spirituosen ergeben war. Wenn wir aber die Voraussetzung für zulässig erklärten, daß die Gefäße in eine atheromatöse Veränderung eingegangen waren, so gewann ein anderer Umstand die größte Bedeutung: die anhaltende und sehr intensive, künstliche Kälteeinwirkung auf das Bein. Die Uebergießung des Beines mit Eiswasser hatte mehrere Stunden lang angedauert und wurde in den nachfolgenden Tagen vielleicht von neuem wiederholt (ich weiß hierüber nichts Genaues, man berief mich ja nicht zum Emir, man fragte mich nicht nach meiner Meinung. Im Gegenteil, als ich dem Emir riet, die Uebergießungen einzustellen, so wurde mein Rat zurückgewiesen). Dies Eiswasser konnte nun im vorliegenden Fall eine Stockung des Blutlaufes hervorgerufen haben, sei es durch einen Krampf der Gefäße oder durch ihre vollständige Paralyse — in beiden Fällen mußte sich eine schädliche Einwirkung auf die Beschaffenheit des Blutes in der betreffenden Extremität ergeben.

Selbstverständlich war ich mehr zu der Anschauung geneigt, daß ich es mit einer temporären Stockung des Blutlaufes zu thun habe; nur in diesem Fall ließ sich etwas unternehmen; dort, wo es sich um eine Stockung des Blutlaufes in folge einer Gerinnung des Blutes handelt, läßt sich nichts mehr machen, die ganze Therapie ist dann gleich null. Alles, was ich im vorliegenden Fall mit dem kranken Glied vornehmen konnte, bestand darin, daß ich die Blutzirkulation in der Haut zu verstärken suchte; ich machte eine leichte Einreibung in die Haut mit Veratrinspiritus und hüllte dann das Bein in Wolle ein. Nach dieser Manipulation bemerkte der Emir, daß das Bein sich zu erwärmen schien. Der heftige Schmerz in der Kniekehlengrube dauerte jedoch nach wie vor fort. Ich griff zu narkotischen Mitteln, hier stieß ich aber wiederum auf eine Weigerung des Emirs. Ich schlug ihm Morphium in Pulver vor, er wies es jedoch mit Entschiedenheit zurück. Die Leute, die ihn umgaben, und die einheimischen Aerzte stimmten in corpore dieser Weigerung bei.

Digitized by Google

„Das Morphium ist ein ‚trockenes und hitziges Mittel‘,“ sagte der Emir. „Mein Temperament ist auch trocken und hitzig — Morphium ist mir darum schädlich.“

Es ist hier vielleicht am Platz, den Leser mit dem gegenwärtigen Stand der medizinischen Kenntnisse in Central-Asien unter den Eingeborenen bekannt zu machen.

Es ist zu bemerken, daß die Afghanen gerade so wie alle Central-Asiaten sich in ihrer Weltanschauung auf metaphysische Doktrinen stützen. Sie sind der Anschauung, daß in der Welt vier Kräfte zum Ausdruck kommen: Wärme, Kälte, Trockenheit und Feuchtigkeit. Die Kombinationen dieser Kräfte in verschiedener Proportion bedingen die Welterscheinungen, gleichviel ob es sich hier um rein physikalische oder um die psychischen Erscheinungen des menschlichen Geistes handelt.

Natürlicherweise dominieren die metaphysischen Anschauungen auch in der Medizin der Eingeborenen. Die verschiedentlichsten Kombinationen der vier benannten Kräfte oder Elemente bedingen das Wohl oder das Böse für den Menschen. Aber selbst das Temperament des Menschen ist nichts anderes als eine entsprechende Summe dieser Kräfte, insofern sie für Bildung des Geistes und des Körpers, also des Organismus überhaupt in betracht kommen. So wird behauptet, daß in dem Fall, wo der Mensch nervös und hitzig ist, die Kräfte — Hitze und Trockenheit in ihm in größerer Proportion vertreten sind, als Kälte und Feuchtigkeit. Handelt es sich um einen phlegmatischen, schwer beweglichen Menschen, so dominieren die beiden letztgenannten Kräfte.

Diesen Anschauungen über die Temperamente entsprechend teilen die Aerzte das ganze menschliche Geschlecht in vier Kategorieen ein: trockene, hitzige, kalte und nasse Menschen. Jedoch dominieren stets, oder wenigstens in entschiedener Mehrzahl der Fälle, in dem Menschen zwei Kräfte oder zwei Elemente, die seiner Natur eine entsprechende physische und moralische Erscheinung verleihen. Am häufigsten findet sich in dem Menschen folgende Kombination von Elementen: die Trockenheit verträgt sich am besten mit der Wärme, die Feuchtigkeit begleitet gewöhnlich die Kälte. Von dem Standpunkte dieser Klassifikation aus bezeichnen die Afghanen sich selber als ein trockenes und

Digitized by Google

hitziges Volk; die Europäer hingegen, die „Firindschis", als kalt und naß. Wie metaphysisch diese Klassifikation aber auch erscheint, so besitzt sie doch zweifellos eine gewisse reale Grundlage: Hitze bedingt natürlich Trockenheit, Kälte Feuchtigkeit. Ein Blick auf die Karte genügt, um die kosmischen Grundlagen der philosophischen Weltanschauung der Eingeborenen begreiflich zu finden: Afghanistan ist von drei Seiten von unendlichen, wasserlosen, glühenden Wüsten umgeben; hier ist alles sehr trocken und in hohem Grade warm. Bei den Schneegipfeln des Hindukusch hingegen ist es sehr kalt und auch sehr feucht. Im ferneren berechtigt den Afghanen seine eigene wilde, leicht aufflammende Natur und auch die Leichtigkeit und Hagerkeit seines Körperbaues dazu, daß er sich der Kategorie der trockenen und hitzigen Menschen anschließt. Hingegen waren die Europäer, mit denen die Afghanen hauptsächlich zu thun hatten, Engländer, die sich, wie bekannt, durch Phlegma und relative Schwerfälligkeit auszeichnen.

Ich bezweifle, daß die Eingeborenen ihre Bezeichnung für die Europäer aufrecht halten würden, wenn sie den feurigen Spanier, den empfänglichen Italiener und den leichtbeweglichen Franzosen gesehen hätten.

Wie bereits erwähnt, lassen die Afghanen in der Medizin die gleichen Grundlagen gelten, die sie für ihre philosophische Weltanschauung besitzen: Kälte, Wärme, Feuchtigkeit und Trockenheit [1]) bedingen in ihrem Einfluß auf den menschlichen und den tierischen Organismus überhaupt Schaden und Nutzen. Befindet sich z. B. in dem menschlichen Organismus ein Ueberfluß in bezug auf das kalte und feuchte Element, so kann ein solcher Organismus nicht für gesund gelten; der gleiche Fall tritt dort ein, wo sich ein Ueberschuß an dem trockenen und heißen Elemente findet. Die Prädisposition zu verschiedenen Erkrankungen wird durch die Zusammensetzung der Elemente bedingt. So kann

---

[1]) Bemerkenswert ist es, daß in der Physiologie der Talmudisten ebenfalls vier Kräfte erwähnt werden, die das Naturleben beherrschen: Kälte, Wärme, Trockenheit und Feuchtigkeit. Jede Erscheinung ist nach den Lehren der talmudistischen Physiologie bloß eine Variation in der Zusammensetzung der vier Elemente: Feuer, Luft, Wasser und Erde. Siehe Dr. Kowner, „Geschichte der Medizin" in den „Mitteilungen der Universität Kijew", 1878 Nr. 2. (Russisch.)


Digitized by Google

ein trockenes und hitziges Individuum z. B. eher unter dem Einfluß der entsprechenden Kräfte, d. h. der Trockenheit und Wärme erkranken, als unter dem Einfluß der entgegengesetzten Kräfte, die hingegen auf seinen Organismus nur in wohlthätiger Weise einwirken.

Diese Grundanschauungen in der Pathologie und Aetiologie bedingen eine entsprechende Therapie der erkrankten Organismen. Wenn nun die Gesundheit in Abhängigkeit steht von einem Gleichgewicht der genannten vier Kräfte und eine Krankheit das Resultat einer Störung des Gleichgewichtes dieser Kräfte ist, so ergiebt sich das Prinzip der Therapie sozusagen von selber: „der Patient leidet an einem Ueberschuß von Hitze und Trockenheit, — ob nun dieser Ueberschuß das Resultat einer vorübergehenden Einwirkung der beiden genannten Kräfte oder durch die Organisation des Menschen selber bedingt ist, das bleibt sich gleich — um die Krankheit zu kurieren, muß seinem Organismus offenbar eine entsprechende Quantität von kalten und feuchten Elementen beigebracht werden.“ In dieser Art urteilen die afghanischen und die central-asiatischen Aerzte überhaupt.

In entsprechender Weise werden auch alle medizinischen Mittel in vier Kategorieen eingeteilt: hitzige, trockene, kalte und feuchte. Das Morphium gehört zu den trockenen und gleichzeitig auch zu den hitzigen Mitteln. In bezug auf diese Stellung des Morphiums in der pharmaceutischen Klassifikation der Eingeborenen läßt sich eine gewisse reale Grundlage nicht verleugnen. Die Wirkung des Morphiums auf den Verdauungstraktus ist ja bekannt. Ganz willkürlich aber ist's, daß auch das Chinin zu dieser Kategorie gehört. Indem nun die afghanischen Aerzte den gesamten Mitteln a priori hitzige Eigenschaften beilegen, geben sie weder Morphium, noch Chinin in Fällen von fieberhaften Krankheiten und Entzündungen. Bei der Malaria wird Chinin übrigens gebraucht; der „Kunein“ (Chinin) ist hier sogar sehr bekannt. Oft bitten die Fieberkranken, ohne sich weiter über ihre Krankheit auszusprechen, einfach um „Kunein“ [1]). Moschus („Mjuschk“) gilt ebenfalls für ein hitziges Mittel, was bis zu

[1]) Das Chinin wird nach Afghanistan aus Indien gebracht. Es findet hier einen bedeutenden Absatz, ist aber leider sehr teuer und, was die Hauptsache, sehr schlecht, verunreinigt, mit einer Menge von Beimischungen.

Digitized by Google

gewissem Grade auch begreiflich erscheint. Die Abführmittel werden als kalt und naß bezeichnet; auch das ist gewissermaßen nicht unberechtigt. Gänzlich unbegreiflich ist es aber, daß das Wasser zwar als „kalt-feuchtes“ gilt, das Eis hingegen als trocken und hitzig! Der russische Thee, d. h. der schwarze Thee, ist trocken und hitzig, der grüne Thee, der aus Indien kommt — kalt und feucht (vielleicht, weil er abführend wirkt). In der Klassifikation der Arzeneimittel der Eingeborenen stößt man oft auf derartige Seltsamkeiten.

Hiermit habe ich auch die Gründe erwähnt, aus welchen der Emir das Morphium zurückgewiesen hatte und das waren auch die Gründe, aus welchen er von den Einreibungen des Beines mit Eis an Stelle der Begießungen mit Eiswasser abstehen zu müssen glaubte.

Allerdings! das Eis ist ein trockenes und hitziges Mittel, der Emir aber selber ein trockener und hitziger Organismus. Ergo — ist der Gebrauch von Eis schädlich.

An diesem Tage wurde ich vier mal zum Emir berufen. Das letzte Mal besuchte ich ihn um 12 Uhr nachts. Ich untersuchte diesmal das Bein wiederum ganz genau, wobei ich beständig Vergleichungen mit dem gesunden Beine anstellte.

Als ich das gesunde Bein betrachtete, so versicherten die eingeborenen Aerzte mit ironischem Lächeln, daß das Bein ja gesund und darum nicht zu betrachten und zu untersuchen sei. Ich unterließ natürlich nicht, sie über den Zweck der Untersuchung des gesunden Beines aufzuklären. Sie machten sich jedoch nach wie vor über mich lustig und wurden in dieser Hinsicht sehr eifrig von der Umgebung des Emirs unterstützt, so z. B. von dem Lojnab, dem Neffen des Emirs u. a. m. Ich machte sie darauf aufmerksam, daß die Krankheit sehr ernstlich und daß hier das Spaßen nicht am Platze sei. Aber das half nichts. Die Aerzte, unterstützt von der Umgebung des Emirs, suchten mich offenbar zurückzudrängen.

Kaum eines von den Mitteln, die ich dem Emir dieses mal empfohlen hatte, wurde angenommen. Ich wurde entlassen, ohne auch nur etwas ausgerichtet zu haben.

Am folgenden Tage wartete ich fruchtlos auf eine Einladung des Emirs. Auch die nächsten zwei Tage bekam ich den

Digitized by Google

Kranken nicht zu sehen. Inzwischen begab sich der Hofmeister, Mahmet-Din-Chan, der mit der Hausverwaltung unseres Lehmpalastes betraut war, täglich morgens und abends an den Hof des Emirs, um Berichte und Grüße zu erstatten. Bei einem seiner Besuche machte mir Mahmet-Din-Chan die Mitteilung, daß die afghanischen Aerzte eine Besserung in dem Verlaufe der Krankheit erzielt hätten. Ich wußte nicht, ob ich ihm Glauben schenken sollte oder nicht, genauere Nachrichten fehlten mir.

Aus Verdruß über das ziellose Sitzen zu Hause und das fruchtlose Warten auf eine Einladung von Seiten des Emirs entschloß ich mich endlich zu einem kleinen Spaziergang in der Stadt und in der Umgebung derselben. Am 24. Januar schickte ich Mahmet-Din-Chan zum Emir mit der Anfrage, ob mir ein kleiner Ritt in der Umgebung der Stadt erlaubt sei. In Beantwortung meiner Anfrage sandte mir der Emir seinen Adjutanten zu, der mich beim Spaziergang zu begleiten hatte.

Seit zwei Tagen hatten wir bereits prachtvolles Wetter. Von Schnee und Schmutz war keine Spur mehr zurückgeblieben. Die Sonne strahlte hell von dem azurblauen Himmel herab und überflutete die Mutter-Erde mit ihren heißen Strahlen. Stellenweise begann schon ein verfrühtes Grün aufzuschießen. Es ließ sich ein Zug verspüren, wie in den ersten Frühjahrstagen; man atmete leicht und frei. Die Saatkrähen krächzten laut und fröhlich aus Vergnügen über das warme, sonnige Wetter. Der Winter schien gar nicht vorhanden gewesen zu sein!... Nur im Süden ragten die mit Schnee überladenen Berge empor und redeten dafür, daß der Winter nicht ganz seine Rechte verloren habe und daß vielleicht schon in der nächsten Zeit derartige Schneegestöber vorrücken konnten, wie sie auch im Dezember am Platz gewesen wären. Wir hatten ja erst den 24. Januar....

Mit mir ritt Samaan-Beg und 6 Kosaken aus der Eskorte. Von der afghanischen Eskorte hatten wir keinen Mann mit. Als ich den Hof verließ, schlug ich die Richtung nach West ein und sagte dem mich begleitenden Adjutanten, daß ich nach Tachtapul reiten möchte.

Circa eine Viertelstunde lang hatten wir durch die Stadt zu reiten, welche uns das allerorts gleiche monotone Bild einer typisch central-asiatischen Stadt gewährte. Schadhafte Lehm-

Digitized by Google

mauern, die die Straße von beiden Seiten einengen, Lehmhütten, eine Menge von Gärten, in welchen unter allen Bäumen ganz besonders der häßlich zugestutzte Maulbeerbaum auffiel, ein paar leere Karawanserais, stille und menschenleere Straßen — das war es, was wir in der Stadt zu sehen bekamen. Ein reges, buntes Leben macht sich nur auf dem Bazar bemerkbar, dem Lebenscentrum, dem Puls der Stadt.

Als wir die Stadt verließen, führte uns unser Weg an Feldern vorbei, die in allen Richtungen von Bewässerungsgräben verschiedener Breite durchschnitten waren. An einigen Stellen waren die Felder mit Winterweizen bedeckt, der unter den warmen, belebenden Sonnenstrahlen bereits zu grünen begann. Die Bewässerungsgräben waren noch trocken, es fand sich kein Tropfen Wasser in ihnen; es war noch zu früh, um das Wasser in sie hineinzulassen.

Direkt vor uns, im Westen, am Horizont ließen sich dunkle Massen von Gärten und weiße Mauern von anscheinend umfangreichen Gebäuden bemerken. Bald unterschieden wir zwei bedeutende Niederlassungen. Die eine von ihnen, die sich in einem dunklen Streif fast am Fuße der Berge erstreckt, heißt Schirabad. Die Berge treten hier auseinander und bilden ein weites Thal, das ungefähr die Richtung des Meridians besitzt. Die Niederlassung zu rechter Hand, die von Schirabad auf etwa 4 Werst absteht, ist Tachtapul, nach Versicherung der Afghanen die stärkste Festung in ganz Afghanisch-Turkestan und die Basis ihrer Macht über die Eingeborenen. Beide Niederlassungen befinden sich von Masari-Scherif in einer Entfernung von etwa 8 Werst. In einer Werst von Schirabad in der Richtung nach Tachtapul erhebt sich ein einzelner Hügel, der von einer doppelten Mauer umgeben ist und auf seinem Gipfel ein Schloß trägt. Es ist das die frühere Citadelle von Schirabad, die jetzt verlassen und halb zerstört ist.

Wir näherten uns allmählich der Festung Tachtapul, deren Mauern und Bollwerke sich jetzt schon genau unterscheiden ließen. Man konnte bereits die Anzahl der Türme zählen. Jetzt befanden wir uns unmittelbar vor der Festung. Es ist das ein rechteckiges Viereck, dessen Mauern nach den Himmelsgegenden gerichtet sind: eine westliche, südliche, östliche und nördliche.

Digitized by Google

Die Länge der südlichen Mauer, vor welcher wir uns befanden, mag ca. 200 Ssaschenj betragen; die Höhe ca. 3 bis 4 Ssaschenj. Die Gesamtzahl der Türme, diejenigen der Eckbollwerke eingerechnet, beträgt 11. Die Türme erheben sich über der Mauer auf etwa 1½ Ssaschenj. Die Mauern sind gezackt. Wie die Mauern, so sind auch die Türme mit Schießscharten versehen. Die Eckbollwerke treten stark hervor, so daß von ihnen aus der die Mauern umgebende Graben leicht beschossen werden kann. Aus den Schießscharten ragten die dunklen Mündungen der Geschütze hervor. Als ich mich der Festung genähert hatte, wollte ich mein Roß zur Seite lenken. Der Adjutant machte mir jedoch in liebenswürdiger Weise den Vorschlag, durch die Festung und durch das östliche Thor zurück nach Masari-Scherif zu reiten. Wir begaben uns zu dem Thore, das sich gerade inmitten der Mauer befand. Es wird durch einen Wall von geringerer Höhe und durch einen Graben geschützt. Die Gräben waren gegenwärtig trocken. Das Thor, bei welchem sich keine Wache fand, war sperrweit offen. Es konnte ein jeder das Thor passieren, dem das beliebte. Die Mauern sind hier ca. 2 bis 3 Ssaschenj breit, aus Lehm.

Das Innere der Festung ist recht häßlich. Fast der gesamte Raum ist mit jurtenartigen Lehmhüttchen bedeckt. Es sind das die hiesigen Kasernen. Die Soldaten standen vor ihren Wohnungen in Gruppen und vereinzelt umher. Sie starrten uns neugierig und mit offenem Maul an. Ich prüfte sorgfältig ihre Physiognomieen, indem ich darauf gefaßt war, feindseligen Blicken zu begegnen. Aber allerorts bemerkte ich nur Neugierde und Staunen. Selbst der schmutzige und in Lumpen gehüllte Derwisch glotzte uns staunend mit seinen großen Augen an, fletschte seine weißen Zähne, indem er zu lächeln versuchte und streckte die Hand nach einem Almosen aus.

Inmitten der Festung, gesondert von den Kasernen, erhebt sich eine recht umfangreiche, aber ohne jegliche Anmaßung auf Schönheit, selbst ohne die traditionellen Kacheln, erbaute Moschee. Hier befindet sich auch ein kleiner Markt, auf welchem hauptsächlich Nahrungsmittel zum Verkauf kommen.

Auch hier drängten sich viele Soldaten umher. Einige von ihnen waren mir bekannt, es waren das meine ehemaligen

Digitized by Google

Patienten. Mit strahlenden Gesichtern riefen sie dem Doktor-Saib laute Begrüßungen zu. Wie mir der gesprächige Adjutant mitteilte, besitzt die Festung etwa 30 Geschütze. Momentan lagen hier 8 Bataillone Infanterie im Quartier. Das Wasser wird hier durch Gräben aus dem Balch-Flusse herbeigeleitet; es giebt aber auch Brunnen und außerdem noch einen kleinen Teich. Als wir das Osthor der Festung verließen, befanden wir uns auf dem glatten und breiten Wege, der nach Masari-Scherif führt. Es ist das der Postweg von Balch. Der Weg, auf welchem wir vor einer Stunde aus Masari-Scherif gekommen waren, ist der Landweg. Masari-Scherif, das sich in einem flachen Thale befindet, lag jetzt vollständig offen vor uns. Die Bodenneigung von Tachtapul aus nach Masari-Scherif ist nicht gerade bedeutend, macht sich aber sehr bemerkbar. Zwei schlanke Minarets mit smaragdengrünen Kuppeln ragten malerisch über der dunklen Masse der schlummernden Gärten empor. Von Tachtapul aus bis zur Stadt ritten wir gerade eine Stunde lang.

Am 25. Januar, um 10 Uhr morgens, erschien bei mir der Achun. Er fragte mich, was wohl mit dem kranken Bein des Emirs zu thun sei.

„Der Emir-Saib,“ sagte er, „hat seit drei Tagen wegen der Schmerzen im Beine nicht schlafen können; der Schmerz setzt keinen Moment aus, trotzdem daß alle Mittel zur Linderung desselben angewendet wurden. Ich habe unter anderem „Afium“ (Opium) und den Saft von Mohnsaat gegeben, aber ohne Erfolg. Vielleicht kann uns der Doktor-Saib etwas gegen den Schmerz im Beine und auch gegen die Schlaflosigkeit anraten?“

Ich antwortete dem Achun, daß ich, so weit es in meinen Kräften unter den gegenwärtigen Verhältnissen stehe, gern behülflich sein werde, daß ich aber, ohne den Kranken zu sehen, namentlich aber da ich ihn schon seit vier Tagen nicht gesehen habe, absolut nichts empfehlen könne.

Der Achun erhob sich und sagte, daß er dem Emir über unser Gespräch Bericht erstatten werde. Daraufhin entfernte er sich.

Wenige Minuten später erschien der Bote des Emirs, Gulam-Haider-Chan. Ich nahm die erforderlichen Medikamente zu mir und begab mich unverzüglich zum Emir. Bei meinem

Digitized by Google

Eintritt in die Wohnung desselben bemerkte ich im ersten Zimmer links den Lojnab mit einigen Männern aus der nächsten Umgebung des Emirs. In den Zimmern des Emirs selber war es sehr dunkel. Als ich die Portiere zurückschlug und die Schwelle überschritt, konnte ich mich in der Dunkelheit gar nicht orientieren und blieb darum stehen. Der Emir, der meine Verlegenheit bemerkte, rief mich an. Ich folgte seiner Stimme und fand ihn bald. Er befand sich auf demselben Lager, wo ich ihn am 21. Januar gesehen hatte, halb liegend und gestützt auf die Kissen und die Arme der ihn umgebenden Männer. Auf seinem Gesicht hatte sich ein schweres Leiden ausgeprägt; die Augen waren von dunklen Rändern eingefaßt und schauten matt unter den buschigen Augenbrauen hervor. Sein Gesicht war schweißbedeckt. Er stöhnte mit röchelnder Stimme.

Der Emir forderte mich auf, Platz zu nehmen und erzählte mir, daß er sich all' die vorhergehenden Tage sehr schlecht gefühlt habe. Der fürchterliche Schmerz, der gerade so war, „als ob man den Knochen mit einer kalten Säge durchsägte", hatte sich namentlich in dieser Nacht ganz unerträglich gesteigert. Die ganze Zeit über vom 21. bis zum 25. konnte er kein Auge schließen oder auch nur für einen Moment den Schmerz vergessen. Die erste Bitte, welche er an mich richtete, war, daß ich ihm etwas zum Schlaf geben möge.

Ich bat den Emir um Erlaubnis, sein Bein zu betrachten Es war mit einer gelben Salbe bestrichen. Als ich die Binde abnahm, schien mir das Bein gerade in solchem Zustande zu sein, wie am 21. Januar. Die Beleuchtung des Zimmers war jedoch so schwach, daß die feineren Färbungen der Haut durchaus nicht zu unterscheiden waren. Bei der Betastung erwies es sich, daß das Bein noch immer so kalt war, wie vorher. Der Puls war weder in der Art. dorsalis pedis noch in der einen oder anderen Art. tibialis zu finden. Auf meine Frage, ob der Emir das Bein in dem Kniegelenk beugen und strecken könne, antwortete er bejahend. Er bejahte ebenfalls meine andere Frage, ob er die Berührung mit der Hand an der kranken Fußsohle spüre. Der Emir klagte besonders über unerträglichen Schmerz in der Kniekehlengrube. Er ergriff die Finger meiner Hand und suchte mit ihnen gerade diejenige Stelle ausfindig zu machen, in

Digitized by Google

welcher er angeblich den größten Schmerz verspürte. Ich konnte hier nichts Auffälliges finden. Die wie Saiten angespannten Muskelsehnen begrenzten beiderseits die Grube. In der Grube selber suchte ich fruchtlos nach dem Pulse der Art. poplitea.

Das Bein befand sich offenbar in einem Zustand der Agonie, in einem Kampf zwischen Leben und Tod. Daß der Ausgang schlimm sein mußte, war zweifellos. Um den Schmerz zu lindern, machte ich in der Nähe des schmerzenden Punktes eine Einspritzung von 1/6 gr. (0,01) Morphium. Innerlich gab ich dem Emir gleichzeitig eine gute Dosis Chloral-Hydrat ein. Nach einiger Zeit wurde die Dosis wiederholt. Das Bein aber wurde, nachdem es mit Kampherspiritus eingerieben war, in Flanell eingehüllt. Bald darauf schlief der Emir ein.

Gegen 3 Uhr nachmittags wurde ich von neuem zum Emir gerufen. Er teilte mir mit, daß er, unmittelbar nachdem ich mich entfernt hatte, aufgewacht wäre und daß sich der Schmerz von neuem eingestellt habe. Er beklagte sich sehr über diesen Schmerz und stöhnte laut. Auf seinen Wunsch entfernte ich die Binde von dem Bein. Nun bemerkte ich in der Färbung der Haut des Beines einige Veränderungen: in der oberen Partie des Unterschenkels fand ich einen leicht bezeichneten transversalen Zickzackstreif von dunkler, blau-roter Färbung. Unterhalb dieses Streifes war die Haut eiskalt, über dem Streif hingegen zeigte sich eine Temperatur, die sogar ein wenig höher war, als an der entsprechenden Stelle des gesunden Beines. Es begann sich offenbar die Demarkationslinie zu ziehen. Der gangränöse Prozeß begann sich zu begrenzen. Es war nicht minder klar, daß es nun schlimm mit der Sache stand. Die Hoffnung hatte ich aber wenigstens noch, daß der Prozeß lokalisiert bleiben werde. Immerhin war das ein schlimmer Trost für mich.

„Doktor-Saib,“ rief mir der Emir zu, „Achun und auch meine anderen Aerzte raten mir, zu Blutegeln zu greifen. Was meinen Sie dazu?“

Ich antwortete, daß meiner Meinung nach die Zeit für Blutegel versäumt sei und daß ich gegenwärtig dieses Mittel für nutzlos halte.

„Sie haben mir aber doch selber am 21sten zu Blutegeln geraten,“ unterbrach mich der Emir.

Digitized by Google

„Damals hatte diese kleine Operation einen Sinn, gegenwärtig aber zweifle ich an ihrem Nutzen," antwortete ich.

„Kann mir das schaden? Kann sich meine Krankheit dadurch verschlimmern?" fragte wiederum der Emir.

„Nein."

„Nun, dann möge man die Blutegel bringen," beschloß der Emir.

In unser Zimmer wurde eine Frau hereingeführt von ausgesprochen tartarischem Typus. Sie war ohne die übliche Verschleierung. Dem Aeußeren nach mochte sie etwa 40 Jahre alt sein. Sie schritt mit nackten Füßen unhörbar über den Teppich einher, näherte sich dem Emir und grüßte tief. Daraufhin zog sie aus der Tasche ihres „Beschmets" (Halbrock) ein Tüchlein hervor. In einem Knoten dieses Tüchleins waren die Blutegel fest eingebunden. Sie löste sorgsam den Knoten, erkundigte sich darnach, wo sie die Blutegel anzulegen habe, bestrich darauf zu einem mir unbekannten Zwecke das Bein mit sauerem Rahm, wusch es ab und begann dann, indem sie Beschwörungen murmelte, die Blutegel, einen nach dem anderen, anzusetzen. Die Blutegel zögerten lange und wollten nicht recht anbeißen. Es war eine halbe Stunde vergangen und noch immer war kein einziger Tropfen Blut abgesogen worden. Die Frau machte nun die Umgebung auf ein Amulet aufmerksam, ein ledernes Säckchen, das an dem kranken Beine des Emirs hing, und erklärte, daß das Amulet die Blutegel zum Beine nicht zulasse. Das Amulet wurde sofort abgeschnitten, aber die Blutegel wollten noch immer nicht anbeißen; erst nach längerer Zeit begannen sie allmählich, einer nach dem anderen, sich anzusaugen. Immerhin war nur die Hälfte von ihnen in Thätigkeit. Einige von den Blutegeln waren unterhalb der Demarkationslinie gesetzt, aber von ihnen griff kein einziger zu.

In Betrachtung dieser Vorgänge versunken, war ich etwa zwei Stunden unbeweglich auf meinem Sitz verblieben. Schließlich begann ich eine unangenehme Kälte und einen Schmerz in der rechten Hälfte meines Körpers zu verspüren; trotzdem daß Fenster und Thür in dem Zimmer mit Decken verhängt waren, ließ sich hier doch ein recht empfindlicher Zugwind verspüren. Einen Rheumatismus hier zu holen, mochte nicht gerade schwierig

Digitized by Google

sein. Ich ersuchte darum den Emir um Erlaubnis, aufstehen und herumgehen zu dürfen, aber längere Zeit im Zimmer herumzugehen war natürlicher Weise nicht gerade passend — ich mußte meinen Platz von neuem einnehmen; ich unterließ selbstverständlich nicht, den Emir darauf aufmerksam zu machen, daß er seine Wohnung mit einer bequemeren vertauschen möchte, erhielt aber die Antwort, daß „hier alle Häuser in gleicher Weise gebaut und bessere Zimmer nicht vorhanden seien."

Als ich nach Hause ging, hielt ich's für nötig, den Achun und einige Männer aus der nächsten Umgebung des Emirs zu mir einzuladen. Ich mußte nun auch auf meine eigene Lage bedacht sein. Der ungünstige Ausgang der Krankheit des Emirs war im höchsten Grade wahrscheinlich. Ich mußte mich vor den sehr wohl möglichen, wenngleich auch unbegründeten Beschuldigungen schützen. Bei einem ungünstigen Ausgang der Krankheit konnte das Volk die Schuld daran mir zuschreiben: die Menge ist fanatisch und auch die eingeborenen Aerzte würden wohl gern dazu bereit sein, die Verantwortlichkeit an dem schlimmen Ausgang der Krankheit von ihren Schultern zu wälzen. Im Interesse meiner eigenen Sicherheit wollte ich nun eine Art von Konsilium veranstalten, an welchem die einheimischen Aerzte und auch die nächsten Anverwandten des Emirs sich zu beteiligen hatten.

Am Abend stellten sich bei mir ein: Achun, Gulam-Haider-Chan, Mahmet-Schah-Chan und noch einige Anverwandte des Emirs. Ich fragte Achun direkt, was er von der Krankheit des Emirs halte und bat ihn, sich durchaus aufrichtig in dieser Beziehung auszusprechen. Statt einer Antwort auf meine Frage wünschte er, daß ich ihm sein medizinisches Buch, das gerade bei mir war, zurückgeben möchte; er wollte mir vermutlich ein ganzes Kapitel aus seiner Pathologie vorlesen. Ich forderte ihn jedoch auf, seine *persönliche* Meinung auszusprechen. Nun sagte er, daß seiner Anschauung nach die Krankheit darin bestehe, daß der Emir ein allzu hitziges Blut habe; dieses Blut gerade sei die Ursache der Krankheit. „*Es habe sich, kraft seiner Hitze, in das Bein hinabgelassen und hierdurch die Kälte desselben bedingt*" (?!) ...

Der ehrenwerte Leibmedikus des Emirs hatte offenbar nicht

Digitized by Google

die geringste Idee von dem Charakter des vorliegenden Falles. Ich versuchte ihn über den Sinn des Krankheitsprozesses aufzuklären und richtete dann folgende zwei Fragen an ihn: erstens, ob seiner Meinung nach die Krankheit zu heilen sei oder nicht? und zweitens, wenn sie heilbar sei — ob schwer oder leicht?

Auf diese Fragen antwortete Achun, daß er die Krankheit für leicht heilbar halte.

„Ich hoffe (Insch Allah), den Emir-Saib in drei bis vier Tagen völlig herzustellen,“ meinte er.

Nun sprach ich meine Anschauung über die Krankheit aus. Ich erklärte allen Anwesenden, daß das Bein für den Emir verloren und daß sogar das Leben des Emirs stark gefährdet sei.

„Ueberlassen Sie die Sache mir,“ unterbrach mich Achun, „und Sie werden den Emir-Saib gesund sehen.“

Gegen einen derartigen frechen Eigendünkel etwas auszurichten, war schwer. Ich ersuchte die Anwesenden, dem Emir gegenüber von unserer Versammlung zu schweigen, namentlich aber in bezug auf meine Meinung, und hob die Sitzung auf.

Nun stand es für mich bereits außer Zweifel, daß ich der Sündenbock in dieser Angelegenheit sein werde. „Wollen wir sehen,“ dachte ich mir, „wie diese Sache ablaufen wird.“

Am anderen Tage hatte ich einen heftigen Fieberanfall und konnte darum den Emir nicht besuchen. Die folgenden Tage bis zum 30. Januar war ich allerdings gesund, besuchte aber den Emir ebenfalls nicht, weil ich nicht zu ihm gerufen wurde. Inzwischen war Achun mehrmals bei mir und teilte mir mit augenscheinlichem Vergnügen mit, daß es dem Emir besser gehe. Er erzählte unter anderem, daß er *das Bein mit dem Blut eines frisch getöteten Ziegenbockes eingeschmiert und mit den Eingeweiden des Tieres bedeckt habe.*

Inzwischen waren folgende Gerüchte zu mir gelangt, oder vielmehr, sie waren bestätigt worden, indem man derartiges schon vor der Abreise unserer Gesandtschaft zu hören bekam, jedoch damals zu bezweifeln müssen glaubte. Jakub-Chan hatte kurz vordem einen Brief an den Sserdar Feïs-Mahomed-Chan, den Truppenbefehlshaber im Vilajet Tschaar eingesandt. In diesem Brief erteilte er den Truppen den Befehl, daß man seinen Vater,

Digitized by Google

Schir-Ali-Chan, nicht nach Rußland lassen möge. Sollten sie es zulassen, daß der Emir sich aus Afghanistan entfernen würde, so drohte Jakub-Chan, Rache an ihren Familien zu nehmen, die in Kabul zurückgeblieben waren. Der Sserdar trug diesen Brief in einer Versammlung der Offiziere vor und fragte, was nun zu thun sei.

„Sie sind unser Befehlshaber," antworteten sie, „was Sie beschließen, das werden wir auch thun."

Der Sserdar entgegnete hierauf, daß er heute allerdings ihr Befehlshaber sei, daß sie aber vielleicht schon morgen ihm nicht mehr würden gehorchen wollen; er könnte somit in eine sehr fatale Lage geraten, wozu er keineswegs Lust habe.

Nun beschlossen sämtliche Anwesende, daß man mit der Antwort nicht zu eilen habe und die Sache sich ordentlich überlegen wolle. Gleichzeitig aber ließ Feïs-Mahomed-Chan diesen Brief den Truppen, die sich in den Städten von Turkestan befanden, vorlesen und eine Kopie des Briefes allen Sserdaren zusenden. In dem Briefe des Jakub-Chan wurde die Zurückhaltung des Schir-Ali-Chan in der Weise motiviert, daß: „gegenwärtig noch keine so dringende Notwendigkeit vorhanden sei, um zu fremder Hülfe zu greifen, indem der Emir ja noch über recht viele Truppen verfüge [1]). Er, Jakub-Chan, wünsche nicht, daß man von seinem Vater erzähle, daß er aus Furcht vor den anrückenden Engländern entflohen sei."

Diese Gerüchte erschienen mir recht auffallend. Warum wollte Jakub-Chan sich der Reise seines Vaters nach Rußland widersetzen, zu welcher er ja bereits seine Zustimmung gegeben hatte. Diese Zustimmung ließ sich aus der Adresse ersehen, welche der Emir von verschiedenen Gemeinden und Volksältesten erhalten hatte und die mit den Unterschriften vieler Sserdaren und Armeeoffiziere, nicht minder aber auch mit der Unterschrift des Jakub-Chan versehen war. Diese Adresse bevollmächtigte den Emir zur Reise nach Rußland und auch dazu, daß er im Namen seines ganzen Volkes den „Weißen Zaren" um Beistand gegen England

---

1) In Kabul, in Vilajet Tschaar und im Herat zählte man zur Zeit 45 Bataillone Infanterie mit einigen Regimentern Kavallerie und 100 Geschützen.

Digitized by Google

bitten sollte. Nun aber suchte Jakub-Chan durch alle erdenklichen Mittel diese Reise zu verhindern. Was hatte das zu bedeuten? Unwillkürlich drängte sich die Frage auf: sind denn die Adresse und die Unterschriften nicht vielleicht einfach gefälscht gewesen? oder hat vielleicht Jakub-Chan in Abwesenheit seines Vaters Zeit gefunden, sich mit den Engländern in Verbindung zu setzen und handelt gegenwärtig unter ihrem Einfluß? Anscheinend verfuhr er im Interesse seines Vaters. Wer mochte aber wissen, was hinter der Maske des Wohlwollens steckte? Jakub-Chan konnte doch nicht vergessen, daß er von seinem Vater nur in folge von Ausnahmsverhältnissen in Freiheit gesetzt worden war. Nun, es wird sich ja das mit der Zeit zeigen ....

Vom Kriegsschauplatz liefen indessen folgende Nachrichten ein: Ein paar Tage nach der Abreise des Emirs und unserer Gesandtschaft von Kabul hatte sich die englische Kavallerie der Stadt Kabul auf eine Entfernung von 15 Werst genähert. Hier stießen die Engländer auf einen afghanischen Posten von 50 Infanteristen. Die Engländer entwaffneten die Afghanen, machten sie zu Kriegsgefangenen und kehrten mit ihnen ungehindert zurück. Es stand außer Zweifel, daß die Momunder keineswegs ihr Bündnis mit den Engländern aufgegeben hatten, selbst dann nicht als Jakub-Chan in Freiheit gesetzt wurde. Im großen und ganzen aber war in den kriegerischen Operationen ein Stillstand eingetreten.

In Afghanistan selber aber, und zwar in dem Herzen von Afghanistan, in Kohistan, waren Unruhen ausgebrochen. Schon als der Emir sich in Tasch-Kurgan aufhielt, war die Nachricht eingelaufen, daß die Gebirgsvölker in dem Gebiet, das vom Westen durch Heibek und Kagmard, im Osten von Inderabad begrenzt wird, sich empört hatten. Hier befindet sich in dem Thal Chost eine afghanische Festung, die von 300 Mann besetzt war. Die Völker von Chost und Inderabad, denen sich noch die aus Pendschir anschlossen, hatten die Festung umzingelt und drohten die Garnison auszuhungern, wenn sie sich nicht ergeben wollte.

Die Afghanen sahen, daß ein Widerstand nutzlos war, sie entschlossen sich, die Waffen zu strecken, verließen die Festung und wurden gründlich ausgeplündert. Die Festung wurde von

Digitized by Google

den Aufrührern besetzt, die nun erklärten, daß sie den Schir-Ali-Chan nicht mehr als ihren Herrscher anerkennen wollten.

Auf diese Nachricht hin hatte der Emir schon aus Tasch-Kurgan gegen die Aufrührer zwei Kompagnieen entsandt. Aus Masari-Scherif hatte er noch eine andere Kompagnie nachgeschickt und dem Gouverneur von Badachschan den Befehl erteilt, zwei Kompagnieen von seinen Truppen an Ort und Stelle hinzusenden. Der Regent von Kundus hatte den Auftrag, sich dieser Angelegenheit speziell zu widmen. Zur Zeit war noch nichts weiter hierüber bekannt.

Vor mehreren Tagen hatte ferner eine Handelskarawane, die aus Kabul in das Vilajet Tschaar zog, in dem Paß Kara-Kotel einen Ueberfall von Räubern zu erleiden gehabt. Die Kräfte der Karawane waren jedoch so bedeutend, daß die Räuber mit Verlust zurückgeschlagen wurden. Aber auch die Karawane hatte zwei Mann verloren und die Verwundeten waren auf beiden Seiten sehr zahlreich; der Karawanen-Baschi selber war verwundet. Vor ein paar Tagen war diese Karawane glücklich in Masari-Scherif angelangt. Die Räuber hatten sich nach ihrem Mißerfolg in das Thal des Flusses Gori zurückgezogen und dort das Dorf Baldur ausgeplündert. Es wurden ihnen sofort afghanische Kavalleristen nachgesandt; 11 Mann waren ergriffen worden; von diesen gehörten jedoch 9 nicht zu der Bande der Räuber, zwei Mann aber wurden gestern hier, in Masari-Scherif, durch Kanonen erschossen. Somit waren die Tage von Burnes zurückgekehrt.

Vor drei Tagen kam es unter den in Masari-Scherif befindlichen Truppen fast zu einem Blutbad. Der Anlaß hierzu war der folgende: Der Lojnab hatte in Erfahrung gebracht, daß bei den Herater Kavalleristen Hazardspiele gespielt werden, er hatte ihnen einige Infanteristen zugesandt mit dem Befehl, das Kartenspiel aufzugeben. Die Kavalleristen wollten den Infanteristen nicht folgen, als diese aber auf ihrem Auftrag bestanden, wurden sie entwaffnet und stark durchgeprügelt. Die Gemißhandelten kehrten zurück, bekundeten ihren Genossen die ihnen angethane Beleidigung und diese griffen nun sofort zu den Waffen, um an den Kavalleristen Rache zu nehmen. Dem Lojnab,

Digitized by Google

der von diesen Ereignissen benachrichtigt wurde, gelang es, unter ihnen Frieden zu stiften.

Am 30. Januar erschien der Achun wieder. Auf meine Frage, wie es mit dem Emir stehe, antwortete er: „ganz gut, Gott sei Dank! Der Emir empfindet jetzt nicht mehr so starke Schmerzen; das Bein schmerzt nicht mehr, aber es verbreitet einen schlimmen Geruch.“

„Der Emir-Saib,“ fuhr er fort, „bittet den Doktor-Saib, daß er sofort zu ihm kommen möge.“

Als ich in der Wohnung des Emirs angelangt war, überraschte mich ein spezifischer penetranter, wie von faulendem Fleische herrührender Geruch. Der Emir lag jetzt auf dem Bett, das nach meinen Angaben vom 25. Januar eingerichtet war. Er stöhnte stark; sein Atem war rauh, geräuschvoll und hastig. Die Zahl der Atemzüge in einer Minute war 36. In der Brust ließen sich großblasige Rasselgeräusche vernehmen; der Puls war hart, unregelmäßig, ca. 100 in der Minute; die Körpertemperatur war kaum erhöht; das Gesicht überströmt von reichlichem Schweiß. Er klagte über eine außerordentliche Müdigkeit, Zerschlagenheit, Schlaf- und Appetitlosigkeit.

Nun untersuchte ich das Bein. Es bot einen geradezu fürchterlichen Anblick! Von dem Knie bis zu den Zehen hatte es eine dunkel-grüne Färbung; stellenweise hatte sich die Haut abgehoben, das Fleisch ging in Fäulnis über und entwickelte den stechenden Geruch, der mich beim Eintritt in die Gemächer des Emirs frappiert hatte. Als ich mit der Hand auf die noch erhaltenen Partieen der Haut drückte, zeigte sich eine Krepitation, die vermutlich durch die Zersetzung des Blutes in den Gefäßen und durch Fäulnis der Gewebe des Unterschenkels bedingt war. Das Bein war somit schon eine völlige Leiche. Die abgestorbenen Partieen wurden durch eine Demarkationslinie von dunkel-rot-blauer Färbung begrenzt. Diese Linie fand sich unmittelbar unter dem Kniegelenk. Das Gelenk selber war nach den vorliegenden Merkmalen noch nicht in den Prozeß der Erkrankung hineingezogen. Es ließ sich jedoch nicht vermuten, daß es unberührt bleiben werde: Die Demarkationslinie war nur sehr schwach ausgeprägt.

Während meiner Untersuchung legte mir der Emir die Frage

Digitized by Google

vor, ob die Krankheit heilbar sei oder nicht, er forderte eine kategorische Antwort auf diese Frage. Selbstverständlich war das Bein unwiederbringlich verloren. Aber nicht nur das — das Leben des Emirs war selber in hohem Grade gefährdet, es konnte leicht zu einer purulenten Blutvergiftung kommen und dann — dann waren die Tage des Emirs gezählt. Selbstverständlich konnte ich aber doch aus rein humanen Rücksichten dem Emir keine kategorische Antwort geben. Wie mutig auch der Mensch sein mag, wie vorbereitet zu einer Erlösung von seinen langen Leiden, immerhin macht die Nachricht von dem nahen Tode doch einen außerordentlich schweren Eindruck auf ihn. Ich sagte darum, daß die Krankheit in letzter Zeit vorgeschritten sei und daß ich keine entscheidende Antwort weder für noch gegen einen günstigen Verlauf geben möchte.

„Was meinen denn Ihre Aerzte dazu?“ fragte ich den Emir.

„Wir wollen lieber von ihnen nicht mehr reden,“ antwortete der Emir mit Betrübnis. „Sie haben sich als unwissende Tröpfe erwiesen. Ich bin genügend bestraft dafür, daß ich bis jetzt ihren Ratschlägen gefolgt bin. Jetzt aber werde ich nur Ihnen allein gehorchen und widerspruchslos all' Ihren Ratschlägen und Anordnungen Folge leisten. Mein Haus ist jetzt Ihr Haus. Sie können jetzt mit all' meinem Hab nach Gutdünken umgehen. Sie können alle meine Anverwandten und meine Aerzte als Gehülfen und Feldscheer benützen.“

Armer Emir! Ein wenig spät bist Du zu diesem Entschluß gekommen. Die Menschheit steht bis jetzt noch fern der Kunst, das einmal Abgestorbene wieder zu beleben .... In welcher Lage befand ich mich aber jetzt? Keinem Sterblichen wünsche ich, je in eine solche Lage zu geraten.

Meine nächste Aufgabe war nunmehr einerseits, gegen die weitere Verbreitung des Zersetzungsprozesses zu kämpfen; andererseits den Organismus des Emirs zu stärken. Ich legte einen antiseptischen Verband an, gab dem Emir innerlich einige stärkende Mittel ein und zog mich zurück. Ich hatte wiederum den Achun und einige Würdenträger zu mir eingeladen. Ich klärte sie über den Zustand des Emirs auf und sagte ihnen, daß bei

Digitized by Google

uns die europäischen Aerzte in solchen Fällen zur Amputation des kranken Gliedes greifen.

„Was meinen Sie hierzu?“ fragte ich.

„Nein, dieses Mittel läßt sich im vorliegenden Fall nicht anwenden,“ war die einstimmige Antwort der anwesenden Würdenträger.

„Bei uns,“ sagte Achun, „greift man auch mitunter zu der Amputation des kranken Gliedes. Aber im vorliegenden Fall darf diese Operation nicht ausgeführt werden: unser Patient ist ja ein Herrscher und kein gewöhnlicher Sterblicher. Ein Herrscher darf nicht einer derartigen Operation unterworfen werden. Allahs Wille geschehe! Wenn Er den Emir-Saib gesund machen will, so wird er auch ohne Operation genesen; wenn aber Allah in seinem Rat beschlossen hat, daß der Emir sterben soll, so — möge Sein Wille geschehen.“

Fast den ganzen Tag verbrachte ich am Bette des Kranken. Ich riet ihm, ein wenig Wein zu trinken. Der Emir ließ nun aus seinem Weinkeller einige Flasche „Portwein“ bringen, als welchen er den Wein bezeichnete.

„Es ist das ein siebenjähriger Portwein, — schub est!“ (sehr gut) pries er seinen Wein.

Ich versuchte den Wein. Er schien recht gut zu sein. Als ich späterhin nach Hause kam, wurde es mir sehr übel. Ich befürchtete, daß die einheimischen Aerzte mich vergiftet hatten [1]), was ja sehr leicht geschehen konnte, und nahm ein Brechmittel ein. Das Brechmittel wirkte... und das war das Ende der Sache. Eine Stunde später sandte mir der Emir eine große Flasche von diesem Wein zu, aber der Wein blieb unberührt.

An diesem Tage besuchte ich den Emir zum letzten Mal um 12 Uhr nachts. Der Emir warf sich in seinem Bett hin und her und stöhnte. Er griff beständig mit den Händen zur Magen-

[1]) Schon in Tasch-Kurgan, als ich den Emir in Behandlung nahm, machte derselbe mich darauf aufmerksam, daß ich möglichst vorsichtig sein möge mit Speise und Trank, die mir von privater Seite offeriert werden könnten. Im vorliegenden Fall wurde mir der Wein von dem Emir vorgesetzt, aber der Emir war ja krank, er konnte nicht dafür einstehen, daß zu dem Weine nicht etwas zugeschüttet war.


Digitized by Google

gegend hin und rief, daß es ihm so sei, als ob man seinen Leib mit „Messern zerschneide". Er behauptete, daß dieser Schmerz gerade durch den Wein erzeugt worden sei, den ich versucht hatte, und von welchem er zwei Gläser ausgetrunken hatte. Ich gab ihm eine tüchtige Dosis Brechmittel und nach dem üblichen Effekt Opiumtinktur. Der Emir beruhigte sich nun. Bemerkenswert war es, daß ich bei dieser Gelegenheit in dem Palast des Emirs keinen Tropfen Milch auftreiben konnte.

Heute begleitete mich Samaan-Beg bei meinem letzten Besuch zum Emir, bewaffnet mit einem Revolver; ich meinerseits war auch bewaffnet .... aber nur mit einer Pravazspritze.

Die übrige Hälfte der Nacht brachte ich mit Schreiben zu. Ich schrieb meine Berichte nach Taschkent. Als ich mich schlafen legte, war es bereits 6 Uhr morgens und das helle Tageslicht drang bereits durch alle unsere „Fensterthüren" herein.

Heute liefen Nachrichten darüber ein, was die Truppen dem Jakub-Chan geantwortet hatten: „da zur Zeit der Emir-Saib so schwer erkrankt ist, daß er nach Rußland nicht reisen kann, selbst wenn das seine Absicht wäre, so ist jede Rede darüber, daß man ihn in Masari-Scherif zurückhalte, unpassend.

Am 1. Februar traf ein Bote von dem Schirabader Beg ein, der mir einen ausführlichen Brief von dem Beg zustellte; dem Brief waren zwei Schachteln mit Konfekt aus verschiedenem Nußteig beigegeben. Das Konfekt war so schmackhaft, daß es jedem beliebigen Zuckerbäcker zur Ehre gereicht haben würde. Einige Stunden später erhielt ich einen Brief von dem bucharischen Gesandten, der am Hofe des Lojnab akkreditiert war.

Ischan-Chodscha, so hieß der Gesandte, schrieb in seinem Briefe unter anderem Folgendes: „Eine ununterbrochene Freundschaftskette verbindet die Herzen der beiden Nachbarvölker, der Russen und der Bucharen." Er schrieb ferner, daß ein jeder Buchare mit Freuden einen Russen sehe, wo das auch sein möge. Er sei in Taschkent gewesen, kenne viele russische Offiziere und habe in dieser Stadt viele Bekannte. „Es wäre mir sehr angenehm," fuhr er fort, „wenn ich Sie sehen und Ihnen persönlich alle diejenigen guten Wünsche übergeben könnte, die ich in meinem Herzen für Sie trage."

Digitized by Google

Ich gab dem Boten des Ischan-Chodscha natürlicherweise eine Antwort in dem Sinne, daß ich nichts dagegen habe, den bucharischen Gesandten bei mir zu sehen. Samaan-Beg schrieb ihm in meinem Namen ein kleines Billet.

Der Emir fühlte sich heute so gut, daß er ein ausführliches Gespräch mit mir und den ihn umgebenden Würdenträgern pflegen konnte.

„Ich verstehe nicht," sagte er, „wie die zwei Staaten, Schweden und Norwegen, friedlich unter der Herrschaft eines einzigen Menschen, eines gemeinschaftlichen Königs, leben können."

Er wünschte ferner zu erfahren: wie stark die Bevölkerung der Türkei sei, wie stark die Armee und auf welche Weise sie vervollständigt werde. Das Gespräch kam daraufhin auf den letzten russisch-türkischen Krieg, dann gingen wir zu Sibirien über, wobei der Emir meinen Feldscheer, Osernych, einen Sibirier, sehr viel über dieses Land ausfragte. Er wandte sich daraufhin zu seinem kleinen Sohne (richtiger gesagt zu seiner Tochter) und sagte, indem er auf mich hinwies:

„Siehst Du, das ist Dein Bruder. Von heute an sollst Du den Doktor-Saib gerade so wie Deinen Bruder betrachten. Aber zwischen Dir und dem Doktor besteht der Unterschied, daß der Doktor-Saib, Dein Bruder, zu mir kommt und mir Wohlthaten erweist, Du aber, sein Bruder, kommst zwar auch, machst aber gar nichts und wirst mir sogar oft lästig."

Ich war selbstverständlich in hohem Grade befriedigt über diese neuerworbene Verwandtschaft.....

Der Emir teilte mir unter anderem verschiedene Neuigkeiten mit. So hatten ihn z. B. seine Gesandten wissen lassen, daß sie sich gegenwärtig in Kalta-Minar befänden und wohl am 3. oder 4. Februar in Ssamarkand eintreffen würden. Der Emir erzählte mir dabei, daß auf der ganzen Strecke von Amu-Darja bis Ssamarkand eine afghanische Feldpost eingerichtet worden sei.

Ich war in hohem Grade erfreut darüber, daß ich den Emir in einer, wenn auch nur einigermaßen fröhlicheren Stimmung gefunden und daß er eine kleine Erleichterung von seinen furchtbaren Schmerzen hatte. Aber diese Erleichterung war nur eine vorübergehende Erscheinung. Schon am anderen Tage war

Digitized by Google

keine Spur mehr von einer Besserung vorhanden. Der Emir stöhnte wiederum und warf sich auf seinem Lager umher. Das Gangrän kroch immer weiter und weiter, immer höher und höher....

Am 3. Februar zeigte auch das Knie alle Merkmale einer beginnenden Absterbung. Auch das kleine Stückchen Haut unterhalb des Kniees, das in den vorhergehenden Tagen noch am Leben war, begann jetzt abzusterben. Die Haut war kalt, auf Druck stellte sich Krepitation ein. Das Kniegelenk war geschwollen, von dunkler bläulich-roter Färbung; bei der Berührung war es in hohem Grade schmerzhaft. „Wenn die Sache so weiter geht," dachte ich, „so wird das Knie nach ein paar Tagen völlig abgestorben sein." Der Emir klagte über Schmerz in dem Canalis femoro-popliteus; die Thrombose der Arterie hatte sich bis zu dieser Stelle erstreckt.

Am 4. Februar, abends, erschien bei mir Achun. Wir hatten eine lange und aufrichtige Unterredung, deren Gegenstand natürlicherweise der Emir und seine Krankheit war.

„Ja, Doktor-Saib," sagte mir Achun, „jetzt sehe auch ich ein, daß der Emir-Saib nicht lange leben wird. Ich habe mich wirklich geirrt und Sie waren im Recht. Sagen Sie doch, wie heißt doch diese Krankheit lateinisch?"

„Sphacelus", antwortete ich.

Der Achun wiederholte dieses Wort einige mal und sagte mir dann, daß die Krankheit bei ihnen „Schokakljus" genannt werde. Daraufhin begann er über die Gewohnheiten und den Charakter des Emirs zu reden.

„Sie können sich keine Vorstellung davon machen, was das für ein launischer Mann ist," sagte er; „er wollte stets seinen eigenen Willen durchsetzen. Ich, als sein beständiger Arzt, bin oft in der Lage gewesen, ihm Ratschläge zu erteilen. Wenn er aber gesund ist, so schenkt er den Ratschlägen keine Aufmerksamkeit. Wenn er erkrankt, so fordert er von dem Arzt nahezu ein Wunder. Der Arzt ist seinen Begriffen nach ein allmächtiger Mensch, ein Gott nahezu; die Medizin muß eine jede Krankheit bewältigen können. Ich muß Ihnen gestehen — ich sage das aber nur Ihnen allein — denn das ist das Geheimnis meines ganzen Lebens — daß der Emir schon seit langer Zeit einem

Digitized by Google

starken Mißbrauch von Spirituosen ergeben ist. Früher, da trank er gewöhnlich Wein; als ich ihn aber anflehte, daß er dieses von dem Koran verbotene Getränk lassen möge, begann er Schnaps zu trinken."

„Die Volksstimme hatte also wiederum einmal Recht," dachte ich mir; „ich hatte ja schon längst davon gehört, daß der Emir dem Mißbrauch von geistigen Getränken fröhne."

„Sie erinnern sich wohl," fuhr Achun fort, „wie Sie am 30. Januar, nachts, zum Emir gerufen wurden und wie der Emir damals über Schmerzen im Magen klagte. Diese Schmerzen rührten davon her, daß der Emir an diesem Abend zwei Flaschen Schnaps ausgetrunken hatte. Sie erinnern sich auch wohl an den Abend — ich glaube, es war das der 31. Januar — wo der Emir ganz schweißbedeckt war und über Müdigkeit klagte: er war damals stark betrunken ... Als Sie sein Halsleiden behandelten, so pflegte er zum Namaz-Diger die Dämpfe Ihrer Arzeneien einzuatmen. Zum „Namaz-Scham" aber atmete er mit dem Kasi Dämpfe ganz anderer Art ein. Sie tranken häufig ganze Nächte durch und ich habe dem Kasi oftmals gesagt: Du fürchtest Dich nicht vor Gott, indem Du selber trinkst und den Emir in seinen schlimmen Neigungen bestärkst. Es ist das aber ein gewissenloser Mensch ...."

Jetzt war es mir klar, warum der Kasi einen derartigen Einfluß auf den Emir gewonnen hatte, daß selbst der Bruder des Emirs, der Sserdar Schir-Ali-Chan, und selbst der Wesir, der ergebene Hund des Emirs vor diesem Kasi zurücktreten mußten.

„Ich muß Sie nur sehr bitten, hiervon niemandem zu erzählen," fuhr Achun fort. „Dafür, daß ich dies Geheimnis verraten habe, kann ich meinen Kopf einbüßen. Ich habe Ihnen das bloß gesagt, weil ich mich im Interesse des Emirs dazu verpflichtet fühlte. Ich weiß nicht — Sie sind natürlich viel gelehrter, als ich ... Vielleicht ist ein solcher Mißbrauch von Spirituosen von schädlicher Einwirkung auf den Verlauf der Krankheit des Emir-Saib ..."

Ich dankte dem Achun für seine Mitteilung und versprach ihm, seine Sache geheim zu halten.

Digitized by Google

An diesem Tage besuchte mich auch Ischan-Chodscha. Wir unterhielten uns etwa zwei Stunden über verschiedentliche Sachen. Den größten Teil der Zeit verschwendete der Gesandte des Emirs von Buchara auf Komplimente, die er den Russen im allgemeinen und dem General-Gouverneur von Turkestan im speziellen widmete. „General Kaufmann ist ein wahrer Friedensstifter,“ rief er. „Bevor er sich aufmachte, um Chiwa zu bezwingen, hat er dem Chan von Chiwa mehrfach geraten, von seinen Räubereien und von den Gewaltthaten gegen die russischen Kaufleute zu lassen. Er hat sich an den Dschonab-Ali gewandt (Titel des Emirs von Buchara), damit er den Chan von Chiwa berede, dieser Forderung nachzukommen. Erst dann aber, als General Kaufmann schon völlig die Geduld verlor, wegen der Unfügsamkeit und der Frechheit des verräterischen Chans, erst dann zog er gegen Chiwa aus und besiegte das Land.“

Ischan-Chodscha wünschte ferner zu erfahren, ob die russische Regierung den Afghanen Hülfstruppen zusenden werde? Warum die Engländer stehen geblieben und nicht mehr weiter nach Kabul vorrücken? Ob Schir-Ali-Chan in Buchara den Emir besuchen würde, im Fall, daß seine Reise nach Rußland zu stande käme u. dgl. m.

Ich meinerseits fragte ihn, was er von der Existenz einer muselmännischen Typographie in Kabul wisse. Ischan antwortete kategorisch, daß in Kabul eine Typographie weder vorhanden sei, noch vorhanden gewesen wäre, und daß sämtliche Bewohner Central-Asiens ihre gedruckten muselmännischen Bücher aus Indien bezögen, hauptsächlich aus Bombey oder aus Rum (Konstantinopel). Zum Schluß fragte er, ob ich nicht mit Samaan-Beg die Güte haben würde, in seiner Wohnung vorzusprechen. Ich antwortete hierauf, daß ich nichts gegen einen Besuch bei meinem guten Nachbar habe, ich könne jedoch keine bestimmte Zeit angeben, da ich den größten Teil des Tages und der Nacht am Bette des Emirs verbringe und außerdem noch zu jeglicher Zeit zu ihm abgerufen werden könne, wenn ich zu Hause sei. Hierauf empfahl sich Ischan-Chodscha und zog sich zurück.

In unserem Lehmquadrat begann es schlimm auszusehen: unter den Kosaken gab es wieder Kranke und am 4. Februar erkrankte auch Osernych, der Feldscheer, meine rechte Hand.

Digitized by Google

Mit dem Emir ging es in den folgenden Tagen immer schlimmer. Es stellte sich bei ihm ein starkes Fieber ein. Uebrigens besaß ich keine zusammenhängende Temperaturkurve, da der Emir mitunter sich gegen Temperaturmessungen wehrte. Er war in hohem Grade nervös, launisch und leicht erregbar geworden. Einst forderte er kategorische Antwort auf die Frage: ob er genesen werde oder nicht. Selbstverständlich konnte ich keine kategorische Antwort geben, da ja diese Antwort quo ad vitam nur im höchsten Grade ungünstig ausfallen konnte. Nun behauptete der Emir, daß ich eine bestimmte Antwort darum verweigere, weil ich seine Krankheit zwar heilen könne, aber nicht wolle. Er drohte damit, daß er hierüber der Turkestaner Regierung und selbst dem Kaiser schreiben würde. Andererseits versprach er mir ein Lack (100 000 Rupien) zur Belohnung, wenn ich ihn heilen würde, und versicherte, daß seine Frauen und Anverwandten mich noch speziell belohnen würden u. dgl. m. Noch etwas später und der Emir begann zu delirieren. Er befand sich in einem Zustand von Halbbewußtsein, er schien betäubt zu sein. Um von ihm eine Antwort auf die an ihn gestellten Fragen zu erlangen, mußte man ihm die Worte sehr laut zuschreien. Aber selbst dann gab der Emir lange Zeit keine Antwort, es schien, als ob er sich auf etwas zu besinnen suchte, bevor er antwortete. Der Puls wurde klein, gespannt und frequent. Es war klar, daß die purulente Blutvergiftung — das was ich so sehr befürchtete — begonnen hatte. Jetzt waren nicht nur die Tage, sondern auch die Stunden des Emirs gezählt. Die letzten zwei, drei Tage seines Lebens befand sich der Emir in einem Zustand der unausgesetzten Agonie. Er war zumeist bewußtlos. Einen Tag vor dem Tode hatte er das Vermögen der Schluckbewegungen verloren. Wenn ihm in den Mund ein Trank eingeflößt wurde, so floß die Flüssigkeit mit gurgelndem Geräusch hinab durch die paralysierte Speiseröhre und ergoß sich dann in den Magen. Bald darauf verlor er das Redevermögen. Trotz bedeutender Moschusdosen, die ich ihm subcutan beibrachte, erwachte er nur für wenige Minuten zu einem halbbewußten Zustande. Bei den Versuchen, die er zum Reden machte, ließ sich nur ein dumpfes Aechzen vernehmen. Inzwischen war das Gangrän auf etwa 5 Zoll oberhalb des Kniegelenkes vor-

Digitized by Google

geschritten. Selbst in der Schenkelarterie war kein Puls mehr zu fühlen. Der Emir Schir-Ali-Chan erlosch langsam....

Wie wunderbar aber war es inzwischen draußen geworden! Die Natur feierte die ersten sonnüberfluteten und von Vogelgesang erfüllten Frühlingstage.... Als ich am 8. Februar, des Morgens, wie gewöhnlich auf das terrassenartige Dach meiner Wohnung hinaustrat, so bot sich meinen Blicken ein wundersames Bild. Unmittelbar zu meinen Füßen entfaltete sich ein ungeheuerer „Gartenhain“. Zwischen dem Dickicht der Bäume zeigten sich hie und da die völlig regellos verstreuten Häuser der Bevölkerung. Die kuppelförmigen Dächer erinnerten mich an die üblichen Bienenkörbe und die ganze Masse der Gärten an einen ungeheueren Bienenstand. Auf der ganzen Strecke dieses umfangreichen Gartenhaines zeigten sich allerorts vereinzelt und in Gruppen mit schneeweißen Blüten übersäete Bäume. Neben den blühenden Aprikosenbäumen, die wie mit lockerem, glänzenden Schnee bedeckt waren, fielen ganz besonders die in Violet- und Purpurfarben getauchten Mandelbäume in die Augen. Die Luft war von einem feinen Aroma erfüllt. Hinter den Bergen rückte allmählich die Sonne hervor und sandte der erwachenden Erde ihren Gruß zu. Die goldigen Fäden des Sonnenlichts, die zwischen den Bergzacken hervorbrachen, neigten sich zu der kalten Erde und erweckten die in ihr schlummernden Lebenskeime.... Rund herum herrschte eine fast tote Stille — eine Elster bloß, die von den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne erweckt und erwärmt worden war, schnatterte ganz unmäßig auf einem der mächtigen Tschinaren, die sich mit ihren weiten Armen über unseren Hof erstreckten. Ich konnte über die Barriere der Mauer, die unser Gebäude von dem Pferdehof trennt, hinübersehen. Auch dort hat bereits ein Leben und eine Bewegung begonnen. Ich sehe, wie der schwerfällige Kosak Frolow langsam um sein Pferd herumgeht: er streichelt es phlegmatisch und sucht dann etwas Durchlöchertes, was wie eine Pferdedecke aussieht, an seinem Pferd zurechtzuzupfen. Ein paar Dschigiten sind barfuß aus dem Filzzelt herausgesprungen und begeben sich auch zu ihren Pferden. Sie kratzen sich und gähnen mit weit aufgesperrtem Munde, so daß die Kiefer knacken. Drei afghanische Wachtsoldaten, die an dem Eingangsthor auf ihren unver-

Digitized by Google

meidlichen Schafsfellen ausgestreckt liegen, erheben ihre zottigen Häupter; sie sind in dieser Lage wie erstarrt, gerade als ob sie darüber sinnen, ob es bereits an der Zeit sei, aufzustehen. Auf dem staubigen Wege, von welchem sich eine Partie vor der äußeren Mauer unseres befestigten Vierecks übersehen läßt, schreiten langsam drei mit Klee und Holz beladene Ischaks her. Hinter ihnen schleppt sich, hinkend und schlotternd, ein elender Usbeg. Die Esel nähern sich dem Thor und treten in unseren Hof ein. In der Gegend des Emir-Palastes läßt sich Musik vernehmen. Das Orchester spielt den üblichen Morgenmarsch — und wiederum senkt sich das allgemeine Schweigen auf die Umgegend herab...

Der Emir Schir-Ali-Chan verschied am 8. Februar abends. Es war das ein Mann, der verdient hat, daß man seiner mit einigen Worten gedenke.

Digitized by Google

7. Kapitel.

Biographie des Emirs. — Das afghanische Turkestan.

Kurze Biographie des Emirs Schir-Ali-Chan. — Kurze Geschichte seiner Regierung. — Sein fünfjähriger Kampf mit den Brüdern. — Schir-Ali-Chan unter englischem Einfluß. — Seine Reformen. — Verminderung des englischen Einflusses; Anwachsen desjenigen der Russen. — Die Persönlichkeit des verstorbenen Emirs. — Das afghanische Turkestan in ethnographischer Beziehung. — Statistik: die Bevölkerung, Ackerbau, Viehzucht, sonstige Beschäftigungen der Einwohner. — Meteorologische Beobachtungen.

Wie bekannt, war der Emir Schir-Ali-Chan einer der jüngsten Söhne des Dost-Mahomed-Chan.

Der Zutritt zu dem Thron wurde ihm nur durch den im Jahre 1858 stattgefundenen Tod seines älteren Bruders, Gulam-Haider-Chan, ermöglicht, der von Dost-Mahomed-Chan zum Nachfolger bestimmt gewesen war. Nach Akber-Chan und dem verstorbenen Kronprinzen hatte Schir-Ali-Chan zweifellos das größte Anrecht auf den väterlichen Thron. Seine älteren Brüder waren durchaus unfähige Leute, so Affal-Chan und auch Mahmet-Hassan-Chan, ja wenn sie selbst nicht so beschränkt gewesen wären, so hatten sie doch keinerlei Anhang unter dem afghanischen Volke. Mahmet-Asim-Chan und Mahmet-Emin-Chan erfreuten sich allerdings eines Anhanges und waren auch nicht so gar unfähig; immerhin aber konnten sie nicht gegen Schir-Ali-Chan aufkommen.

Digitized by Google

Am 9. Juni 1863 starb der 80jährige Emir Dost-Mahomed-Chan. Den Thron bestieg sofort Schir-Ali-Chan. Er war dazumal ungefähr ein Vierziger. Seine Brüder schienen ihn widerspruchslos als Emir anerkannt zu haben. Aber es war das eben bloß Schein. Bereits im Herbst desselben Jahres empörte sich Asim-Chan in dem Bezirk Kurum. Schir-Ali-Chan ließ seinen 16jährigen Sohn, Jakub-Chan, als Regenten in Herat zurück, zog selber rasch gegen seinen aufrührerischen Bruder aus, schlug ihn und nötigte ihn, auf englischem Boden Schutz zu suchen.

Im Monat Dezember des gleichen Jahres erhielt Schir-Ali-Chan einen Brief vom anglo-indischen Vice-König, der ihn als Emir von Afghanistan anerkannte.

Im Frühjahr des folgenden Jahres empörte sich Asim-Chan; ihm schloß sich auch der Regent von Balch, Affal-Chan, an.

Aber auch diesmal waren die aufrührerischen Brüder rasch niedergeworfen. Mahomed-Rafik-Chan, der General des Emirs, trug über Asim-Chan in der berühmten Schlucht Badschgach einen Sieg davon. Affal-Chan bat um Gnade und Frieden. Infolge seiner Gutmütigkeit gewährte Schir-Ali-Chan dem Affal-Chan Verzeihung und schloß mit ihm einen „ewigen“ Frieden. Die Begnadigung war so vollständig, daß Affal-Chan nach wie vor als Regent von Afghanisch-Turkestan verblieb. Währenddem aber die Brüder, die nunmehr Frieden geschlossen hatten, ihre Zeit fröhlich und angenehm in Tasch-Kurgan verbrachten, begann Abdurrachman-Chan, ein Neffe des Emirs und der Sohn des Affal-Chan, Intriguen zu schmieden. Der Emir befahl ihm aus Tachtapul nach Tasch-Kurgan zu kommen. Abdurrachman setzte jedoch eilig über den Amu hinüber und traf nun offenkundige Anstalten zu einem Kriegszug gegen den Emir. In hohem Grade aufgebracht durch das Vorgehen seines Neffen, bemächtigte sich Schir-Ali-Chan der Persönlichkeit des Vaters desselben und warf den Affal-Chan in ein Gefängnis.

Im Frühjahr des folgenden Jahres, 1865, mußte Schir-Ali-Chan wiederum zu den Waffen greifen. Asim-Chan hatte sich von neuem empört. Die anderen Brüder, Emin-Chan, der Regent von Kandahar, Mahmet-Scherif-Chan, der Regent von Girischk und Far und der Neffe des Emirs, Dschellaluddin,

Digitized by Google

schlossen sich ihm an. Asim-Chan erlitt bald eine Niederlage. Bei Kelati-Gilsai kam es zu einer Schlacht mit Mahmet-Emin-Chan; auch hier erfocht der Emir einen glänzenden Sieg. Aber dieser Sieg kam ihm teuer zu stehen: in dieser Schlacht fiel sein Lieblingssohn und Nachfolger Mahmet-Ali-Chan. Auch diesesmal wurden die aufrührerischen Brüder großmütig begnadigt.

Der siegreiche Emir zog sich nach Kandahar zurück. Hier schloß er sich in seinem Schmerz über den Tod seines Sohnes von aller Welt ab; er wollte mit niemandem sprechen, niemand sehen. Es wurde dem Emir gemeldet, daß Balch in den Händen von Abdurrachman-Chan sei; daß der Feind gegen Kabul vorrücke, — er schenkte diesen Umständen keine Aufmerksamkeit. Tagelang saß er schweigend und in Gedanken versunken; er unterbrach sein Schweigen nur durch Klageausrufe: „Mein Sohn! Meine Hoffnung! Du bist nicht mehr vorhanden!...“ Die Trauer um den Sohn hatte den Emir in eine Art von Geistesverwirrung versetzt. Er ließ einst einige durchaus unschuldige Leute töten; ja er versuchte sich selber das Leben zu nehmen, indem er sich in einen tiefen Teich stürzte. Tagelang nahm er keine Speise zu sich....

Auf die Nachricht hin, daß Abdurrachman-Chan gegen Kabul vorrücke, hatte der Emir die Verteidigung der Hauptstadt seinem ältesten Sohne (nach Mahmet-Ali-Chan), Mahmet-Ibrahim-Chan und dem Sserdar Rafik-Chan überlassen. Ibrahim-Chan erwies sich als durchaus unfähig. Er entzweite sich mit Rafik-Chan, und dieser talentvolle General ging in folge dessen zu Abdurrachman-Chan über. Am 24. Februar 1866 wurde Kabul schließlich von den Truppen der Feinde des Emirs eingenommen. Ibrahim-Chan floh nach Kandahar und brachte seinem Vater die traurige Nachricht, daß seine Residenz in den Händen der Feinde sei.

Dieses Ereignis fachte die dem Emir eigene Energie von neuem an. Er zog eilig 15000 Mann zusammen und rückte gegen Abdurrachman-Chan vor. Am 27. April trafen die feindlichen Armeeen bei Sseid-Abad zusammen. In dieser Schlacht bewährte sich Schir-Ali-Chan, wie sonst, als ein Mann von großer Tapferkeit und Energie, aber auch als ein geringes Feldherrentalent. Abdurrachman-Chan hatte vor der Schlacht eine feste Position eingenommen und diese noch durch Gräben und

Digitized by Google

Wälle verstärkt. Schir-Ali-Chan hingegen hatte seinen von einem strengen Marsch durch ein mit tiefem Schnee bedecktes Terrain (der Winter war in jenem Jahre sehr schneereich) ermüdeten Truppen keine genügende Rast gegönnt, sondern sie geradewegs zu einem Sturm auf das Lager von Abdurrachman-Chan geführt. Drei Attacken des Emirs blieben erfolglos. Während der dritten Attacke gingen die Kandaharer Truppen zu dem Feinde über. Der Emir erlitt eine völlige Niederlage und entfloh mit einigen wenigen Reitern nach Gasna. In dieser Stadt fand er jedoch keine Aufnahme. Er zog sich nach Kandahar zurück.

Bald darauf proklamierte sich Affal-Chan, der nach der Niederlage des Schir-Ali seine Freiheit erlangt hatte, als Emir und ließ sich in Kabul nieder.

Schir-Ali-Chan hatte indessen seinen Mut nicht verloren. Zwar hatte er an einem Mangel an Geld, an Waffen, an Truppen stark zu leiden, immerhin aber traf er energische Anstalten, um den Kampf fortzusetzen. Er trat in Verbindung mit der anglo-indischen Regierung und ersuchte diese um Subsidien und Waffen, namentlich um Flinten, an denen der Emir einen besonderen Mangel hatte. Gleichzeitig stand er in Unterhandlungen mit dem Regenten von Balch, Feïs-Mahomed-Chan, und es gelang ihm auch, diesen für sich zu gewinnen. Im Januar 1867 verfügte er bereits über 8000 Mann. Aber bei Kelati-Gilsai wurde er wiederum von Abdurrachman-Chan geschlagen. Am 26. Januar wurde auch Kandahar von Abdurrachman-Chan besetzt.

Schir-Ali-Chan gelangte über Herat nach Tachtapul, woselbst sich sein Verbündeter Feïs-Mahomed-Chan befand. Sie sammelten hier 16000 Mann und zogen gegen Kabul aus. Wiederum aber bewies Schir-Ali-Chan, daß er nichts von der Kriegskunst verstand. Er teilte ohne jeglichen Grund seine Armee in mehrere einzelne Korps, wodurch er sie bedeutend schwächte. Abdurrachman-Chan wußte diesen Umstand in bester Weise auszunutzen und schlug die Armeekorps des Emirs eines nach dem anderen. Schir-Ali-Chan zog sich mit einigen Reitern nach Tachtapul zurück; von dort ging er einige Tage später nach Herat, dem einzigen Bezirk, der ihm noch treu geblieben war.

Der Emir befand sich in einer trostlosen Lage. Seine Verbündeten und seine besten Generäle, z. B. Rafik-Chan und Feïs-

Digitized by Google

Mahomed-Chan waren entweder zum Feind übergegangen oder gestorben. Ihm stand nichts mehr zu Gebot: weder Geld, noch Truppen, noch Waffen, ja er hatte nicht einmal Aussichten auf Erfolg. Die anglo-indische Regierung hatte all' seine Gesuche mit Entschiedenheit abgelehnt. Als Emir von Afghanistan war von ihr Affal-Chan anerkannt worden und nach dem Tode desselben, am 25. September 1867, sein Bruder Asim-Chan.

Schir-Ali-Chan hatte indessen noch lange nicht jede Hoffnung aufgegeben. Er rüstete sich allmählich zu einem weiteren Kampf und wartete auf eine günstigere Wendung des Geschickes.

„Ich bin gerade so wie eine Holzschüssel," sagte der Emir. „Wie viele Mal ich auch falle, so zerschlage ich mich doch nicht. Abdurrachman-Chan aber ist wie eine chinesische Porzellan-Tasse; wenn die einmal fällt, so zerspringt sie in kleine Stücke."

Der Emir hatte recht. Ein Mißerfolg und Abdurachman-Chan hatte die Stadt Kabul und ganz Afghanistan verloren. Im Frühjahr 1868 gelangte Jakub-Chan, der von seinem älteren Bruder den Mut und die Tapferkeit geerbt hatte, durch einen unerwarteten Ueberfall in den Besitz von Kandahar. Er war mit kaum 50 Reitern ausgezogen. Aber auch der Emir verlor keine Zeit. Er zog sofort mit einigen hundert Reitern nach Kabul. Auf dem Wege wurde er allerorts wie ein Retter von der Tyrannei des Asim-Chan empfangen. Bald darauf bemächtigte er sich nach einem dreifachen Sturm der Hauptstadt von Afghanistan. Abdurrachman-Chan, der sich dazumal in Afghanisch-Turkestan befand, beeilte sich, Asim-Chan zu Hülfe zu kommen; wurde aber von Schir-Ali-Chan bei der Festung Sana-Chana aufs Haupt geschlagen. Zu Ende des Jahres 1868 befand sich das gesamte afghanische Gebiet, das der Emir vom Vater ererbt hatte, wiederum unter seiner Herrschaft.

Asim-Chan und Abdurrachman-Chan irrten lange in den verschiedensten Ländern umher; sie waren in Persien, in den bucharischen Gebieten, in der turkmenischen Steppe. Schließlich starb Asim-Chan. Im Jahre 1870 stellte sich Abdurrachman-Chan im russischen Turkestan ein und ließ sich in Ssamarkand nieder; die russische Regierung unterstützte ihn mit jährlich 25 000 Rubel.

Nun war Schir-Ali-Chan ungestört im Besitze des väterlichen

Digitized by Google

Thrones. Wäre er ein gewöhnlicher Mann gewesen, so hätte er sich damit begnügt. Er konnte jedoch nicht lange unthätig bleiben. Er wünschte, er suchte sich eine Arbeit. Er plante eine Reihe von Reformen, welche in seinem Lande durchzuführen ihm allerdings nicht beschieden war.

Vor allem wendete er seine Aufmerksamkeit dem Militär zu. Bisher gab es in Afghanistan keine regulären Truppen, nur eine Landwehr, Krieger, die nur im Notfall unter die Fahnen traten. Der Emir mußte sich gestehen, daß die „Gasi", d. h. die Kämpfer für den Glauben, den regulären Truppen gegenüber keinen Stand halten könnten. Seine erste Aufgabe war es, für Afghanistan eine reguläre Armee nach europäischem Muster zu schaffen. Er hatte aber weder Geld dazu, noch die erforderlichen Waffen und erfahrenen Instruktoren. Mit eigenen Mitteln konnte der Emir kaum etwas ausrichten. Notgedrungen mußte er den alten Feind von Afghanistan, England, um Hülfe ansprechen.

Die Engländer, die nun sahen, daß Schir-Ali-Chan seine Rivalen besiegt hatte, wollten sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, Einfluß über ihn zu gewinnen. Sie beglückwünschten ihn zu seiner Thronbesteigung und boten ihm ihr Bündnis an. Gleichzeitig erhielt der Emir von ihnen einige hunderttausend Rupien und eine Menge Waffen. Noch verlockender aber waren ihre Versprechungen für die Zukunft.

Vielleicht hätte sich Schir-Ali-Chan damals noch von den Engländern abgewandt und seine Freundschaft Rußland angetragen. Wenn wir nämlich damals auch nur das geringste Zeichen gegeben hätten, daß wir seine Freundschaft anerkennen wollten. Nun aber hatten wir ja Abdurrachman-Chan, dem Todfeinde des Schir-Ali-Chan, Aufnahme gewährt.

Schir-Ali-Chan sah sich somit genötigt, in ein Bündnis mit den Engländern zu treten und ihre Hülfe anzunehmen. Die Zusammenkunft des Emirs mit dem Vize-König von Indien in Ambala schien ein Beweis für den intimen und herzlichen Charakter dieses Bündnisses zu sein. Aber es war das lediglich Schein. Schir-Ali-Chan vergaß nie, daß die Engländer die einzigen Feinde und zwar die Todfeinde von Afghanistan waren. Dadurch, daß er sich in Ambala einstellte, beabsichtigte der Emir nur eine Erhöhung der Summe, die ihm die Engländer für

Digitized by Google

seine Freundschaft zu zahlen hatten. Er hatte Erfolg: er erhielt Geld, Waffen und Instruktoren.

Nach seiner Rückkehr aus Indien widmete sich Schir-Ali-Chan der Organisation einer regulären Armee. Das englische militärische Reglement wurde ins Afghanische übersetzt und bei den Truppen des Emirs eingeführt. Die Ausrüstung der Truppen war derjenigen des anglo-indischen Militärs bis zu gewissem Grade ähnlich. In der militärischen Ordnung hielt man sich überhaupt an das vorhandene Beispiel der indischen Truppen. Einen kapitalen Mangel der indischen Truppen, nämlich die Schwerfälligkeit, die außerordentliche Beschwerung der Truppen durch den Train, wußte die afghanische Armee sogar zu vermeiden. Die Truppen des Schir-Ali-Chan waren stets zum Ausrücken bereit. Das Wort Mobilisation war ihnen unbekannt.

Die Erfahrung hatte Schir-Ali-Chan gelehrt, daß die Rekrutierung der Armee durch Anwerbung sehr unbequem sei. Schir-Ali-Chan suchte darum in seinem Reiche eine allgemeine Wehrpflicht einzuführen. Jeder Afghane, jeder eingeborene Muselman mußte nach Erreichung eines gewissen Alters in die Armee des Emirs eintreten und eine gewisse Zeit dienen. Diese Maßregel und auch die Entwaffnung mehrerer Bezirke in Afghanistan riefen eine starke Opposition von seiten der zahlreichen Sserdare hervor, die in Afghanistan nahezu unabhängig waren. Sie hielten nicht nur ihre Kinder und Anverwandten, sondern selbst die gemeinen Soldaten von dem Militärdienst zurück.

Um die Soldaten der Sserdare für seine Armee und ihre Söhne für seine Garde zu gewinnen, griff der Emir zu folgendem Mittel: er ließ seinen leiblichen Bruder Neik-Mahomed-Chan als gemeinen Soldaten einreihen. Dieser Sserdar diente ganze zwei Jahre als Gemeiner in der Armee. Späterhin, als der Großsohn des Emirs, Achmed-Ali-Chan, der Sohn seines bei Kelati-Gilsai gefallenen ältesten Sohnes, herangewachsen war, verfuhr er mit ihm in gleicher Weise wie mit Neik-Mahomed-Chan. Die Opposition verschwand in folge dessen zwar nicht, nahm jedoch bedeutend ab. Zu Ende seiner Regierung hatte Schir-Ali-Chan ca. 60 Infanterie-Bataillone, die gut formiert und tüchtig bewaffnet waren. Mehrere Bataillone waren mit Schnellfeuer-

Digitized by Google

gewehren versehen. An Feldartillerie hatte der Emir keinen Mangel, schwere Artillerie fehlte ihm jedoch fast gänzlich [1]).

Auch den Verkehrswegen wendete der Emir seine Aufmerksamkeit zu. Er richtete eine Postverbindung zwischen Kabul und den bedeutendsten Städten des Reiches ein. Die Post stand nicht bloß der Administration, sondern auch Privaten zur Verfügung. Es waren Briefmarken im Preise von 1, $^1/_2$, $^1/_4$ und $^1/_{10}$ Rupie vorhanden. Sie wurden in der Kabuler Typographie (Lithographie?) gedruckt. Die Post wurde durch Reiter und Fußgänger besorgt. Im Winter konnte die Postverbindung über den Hindukusch gewöhnlich nur zu Fuß stattfinden.

Die Thätigkeit des Emirs hätte sich gewiß nicht bloß auf diese Sachen beschränkt, wenn ihm nur mehr Ruhe in den inneren und äußeren Angelegenheiten zu Teil geworden wäre. Indessen brachen in dem Lande bald hier, bald dort Unruhen und Empörungen aus, welche durch Militärgewalt gedämpft werden mußten. Gleichzeitig übte der Emir seine Truppen in kleinen Expeditionen, die eine Erweiterung seines Reiches zum Zwecke hatten. So wurde 1872 Badachschan gewonnen und 1875 das Chanat Meimene. Viel Kummer und Unannehmlichkeiten hatte aber der Emir durch die Empörung seines Sohnes Jakub-Chan zu erleiden. Der tapfere Sohn des Emirs fühlte sich schwer beleidigt dadurch, daß der Emir nicht ihn, sondern seinen jüngeren Bruder Abdullah-Dschan zum Thronfolger bestimmt hatte. Jakub-Chan hielt keineswegs mit seinem Zorn über diese Handlungsweise seines Vaters zurück. Er sprach sich offen darüber aus, daß er seinen jüngeren Bruder als Thronfolger nicht anerkenne. Es kam nahezu zu einem Kriege zwischen Vater und Sohn. Der Emir griff jedoch zu dem üblichen asiatischen Mittel: er bemächtigte sich in verräterischer Weise seines Sohnes und ließ ihn in ein Gefängnis werfen. Nun aber hatte der Emir die ganze zahlreiche Partei der Anhänger des Jakub-Chan gegen sich. Ein anderer Sohn des Schir-Ali-Chan,

[1]) Bemerkenswert ist es, daß der Emir in seine Armee nur völlig gesunde und kräftige junge Leute aufnahm; der geringste physische Mangel wurde als Hindernis für den Eintritt in die Armee betrachtet. Leute mit spärlichem Haupthaar (Glatzköpfe) wurden von dem Emir rücksichtslos zurückgewiesen.

Digitized by Google

Ejub-Chan, der ebenfalls den Abdullah-Chan als Thronfolger nicht anerkennen wollte und das Geschick des Jakub-Chan auch für seine Person befürchtete, entfloh nach Persien und ließ sich dort in Chorassan nieder. Er schloß sich mit seinem Anhang der Partei der mit dem Emir Unzufriedenen an.

Unterdessen machten sich auch die äußeren Feinde des Emirs und des afghanischen Reiches, die Engländer, geltend. Ein paar Jahre nach der Zusammenkunft in Ambala traten die Engländer mit der Forderung auf, daß der Emir das ihm in Subsidien und Waffen vorgestreckte Kapital zurückzahlen möge. Diese Rückzahlung sollte darin bestehen, daß der Emir den Engländern die Möglichkeit verleihen sollte, Hand an die Unabhängigkeit von Afghanistan zu legen. Vorläufig handelte es sich darum, daß der Emir einen englischen Residenten in Kabul zulassen sollte. Der Emir sollte fernerhin englischen Offizieren gestatten, die nördlichen und westlichen Grenzländer von Afghanistan zu bereisen, damit sie sich angeblich die Gegend beschauen könnten. Daraufhin wurde dem Emir die Forderung vorgelegt, in Herat und Balch englische Garnisonen einziehen zu lassen. Und ferner sollte der Emir nach Simla kommen, um den neuen indischen Vize-König zu begrüßen und eine Adresse der neuen indischen Kaiserin darzubringen. Schir-Ali-Chan sah klar genug, wohin er mit seiner Freundschaft mit den Engländern geraten werde. Sie versorgten ihn mit Geld und mit Waffen, forderten aber dafür, daß er ihnen seine eigene Unabhängigkeit und die Unabhängigkeit von Afghanistan preisgeben sollte [1]).

Andererseits aber wußte der Emir, daß sein Nachbar im Norden, der noch viel mächtiger als England war, Rußland eine ganz andere Handlungsweise befolgte. Der Emir konnte es nicht unbemerkt lassen, daß Rußland seinen Nachbarn keinerlei Fallen stellte, worin sich England doch so sehr auszeichnete, daß Rußland

[1]) Nicht unpassend mag hier ein Citat aus dem Werke des bekannten englischen Reisenden Moorcroft sein, welches das Verhältnis der Eingeborenen zu den Engländern schon zu seiner Zeit, 1823, charakterisiert: „Die Engländer,“ sagten die Eingeborenen, „haben noch keinen Winkel von Asien betreten, ohne einen eigennützigen Hintergedanken. Schließlich kam es immer dazu, daß die Bevölkerung völlig unterworfen wurde.“ Moorcroft, Journey to Kaboul, vol. II, p. 408—9.



die benachbarten central-asiatischen Chanate nur dann züchtigte, wenn von diesen selber alle von Rußland vorgeschlagenen friedlichen Auswege zur Lösung der Grenzstreitigkeiten zurückgewiesen wurden. — Aber auch dann pflegte Rußland offen und ehrlich zu sagen: ich komme, um Euch zu strafen — und erst dann vollzog es die Strafe. Auch das mußte dem Emir bekannt sein, daß Rußland dem Emir von Buchara zwei mal großmütig Beistand geleistet hatte dort, wo es sich um die Erhaltung des Thrones für denselben handelte, daß es ihm zwei Bezirke erobert und zurückgegeben hatte.....

Der Emir Schir-Ali-Chan mußte schließlich wissen, daß Rußland, wenngleich es auch einen bedeutenden Teil von Central-Asien erobert hatte, mit der einheimischen muselmännischen Bevölkerung ganz anders umging, als England. Man erinnere sich nur an das Verfahren der Engländer mit Indien. Die Rolle, die Rußland in Asien beschieden wurde, ist durchaus anderer Natur. Durch den Wechsel der Regierung haben die Central-Asiaten nur gewonnen. Unter den Chanen hatten sie bedeutend mehr Abgaben zu zahlen gehabt, als gegenwärtig, und schließlich war niemand sicher in bezug darauf, was ihm der nächste Tag bringen werde: der Chan konnte ihm zu jeder Zeit die Gurgel abschneiden lassen und sein Hab und Gut konfiszieren.

Alles das wußte der Emir und allmählich stellte sich bei ihm an Stelle der Furcht vor den Russen eine außerordentliche Hochachtung vor ihnen ein.

Dieses Gefühl des Emirs wurde keineswegs durch die offiziellen Verhandlungen mit der russischen Regierung geschmälert. Die Briefe des Generals Kaufmann an den Emir waren stets in sehr delikater Weise verfaßt, was den Zwecken, welche der General verfolgte, keineswegs Abbruch that. Ueber jegliches hervorragende Ereignis in dem russischen Turkestan erstattete General Kaufmann dem Emir in liebenswürdiger Weise Bericht; es war das eine Aufmerksamkeit des bevollmächtigten Vertreters des mächtigen Rußlands, die der Emir nicht unterschätzen konnte. Selbstverständlich verfuhr er in gleicher Weise. So setzte er den General in Kenntnis davon, daß er Abdullah-Dschan als seinen Nachfolger anerkannt habe.

Während der Konferenz zu Peschawer zwischen den eng-

Digitized by Google

lischen und afghanischen Bevollmächtigten stand der Emir bereits völlig unter europäischem Einfluß. Hätten wir ihm nicht eine Gesandtschaft zugesandt, so wäre er wohl selber der Erste gewesen, der uns im kritischen Moment die Hand entgegengestreckt hätte.

Ich möchte jetzt noch den Emir in physischer und moralischer Hinsicht schildern.

In seiner Jugend war er gewiß ein außerordentlich schöner Mann. Er war von mittlerem Wuchs, stämmig, mit breiter und hoher Brust. Seine Gesichtszüge hatten etwas ausgeprägt Semitisches. Seine gekrümmte Nase und die großen dunklen Augen verliehen ihm einen entschiedenen und energischen Ausdruck. Seine dichten, schwarzen, leicht ergrauten Brauen waren schön geschwungen und dem entsprechend hatte er einen dichten, welligen schwarzen Bart, von welchem sich einige wenige goldgefärbte Härchen ganz besonders abhoben. Das Haupthaar rasierte er nicht; die Afghanen lassen ja das Haar lang wachsen; er frisierte sein Haar ungefähr auf polnische Art. Das Haar war dicht, leicht gewellt, schwarz. Die Nägel an den Fingern färbte er mit einer grellen rot-bräunlichen Farbe.

Er mag sich früher einer eisernen Gesundheit erfreut haben. Zu meiner Zeit waren seine Kräfte schon merklich gebrochen. Zweifellos lag der Grund hierfür in den Unbillen und dem Wechsel des Geschickes, welchen er so vielfach in seinem Leben ausgesetzt war. Einen nicht geringen Einfluß auf seine Gesundheit mußte aber gewiß auch der nahezu einzige Fehler des Emirs, der Mißbrauch in geistigen Getränken gehabt haben. Die Resultate seiner Ausschreitungen ließen sich bis zu gewissem Grade schon an dem nervösen Zittern seiner Hände erkennen, von welchem seine sämtlichen aktiven Bewegungen begleitet waren (tremor potatorum). Seinen geistigen Eigenschaften nach war Schir-Ali-Chan für Central-Asien ein hervorragender Mann. Es war das ein Ritter ohne Furcht und Vorwurf. Seine Friedlichkeit und Gutmütigkeit sind genügend besprochen worden in der bereits erwähnten Geschichte seines Kampfes mit den Brüdern. Wenn aber Strenge erforderlich war, so bewies er sich unerbittlich.

Die Beispiele seiner Großmut sind leicht anzuführen. Es genügt, zu bemerken, daß er bis zum letzten Moment seines

Digitized by Google

Lebens in hohem Grade freundlich der russischen Gesandtschaft gegenüber auftrat. Nun aber müssen wir auch das bemerken, daß die Gesandtschaft, oder richtiger der General Stolettow, die Hoffnungen des Emirs ja geradezu betrogen hatte. Der ehemalige Chef der Gesandtschaft hatte ihm eine Menge vielversprechender Zusicherungen gemacht, denen Rußland nicht nachkommen konnte. Auf diese Weise trug die Gesandtschaft Schuld an dem gefährlichen Ausgang des anglo-indischen Zwistes.

Der folgende Chef der Gesandtschaft, General Rasgonow, hatte dem Emir den Rat erteilt, nach Rußland zu ziehen, um dort persönlich beim russischen Kaiser Aushülfe gegen die Bedrängnisse von seiten Englands zu erwirken. Der Emir war diesem Rat gefolgt, hatte sich nach Petersburg mit entsprechender Bitte gewandt und eine Zurückweisung erhalten.

Es ist überhaupt in hohem Grade auffallend, daß die Chefs der Gesandtschaft aus eigenem Gutdünken und ihren Instruktionen zuwider, dem Emir die verschiedentlichsten Ratschläge und Zusicherungen erteilten, die sich späterhin nicht ausführen ließen. Er aber schenkte unseren Gesandten unbedingten Glauben und hatte sich rücksichtslos den Russen ergeben. Für dieses sein Zutrauen wurde er grausam bestraft. Jeder andere asiatische Herrscher (und ob auch nur ein asiatischer?) hätte an seiner Stelle unsere Gesandtschaft den verschiedentlichsten Unannehmlichkeiten ausgesetzt. Stoddart und Conolly waren lange nicht so schuldig dem Emir von Buchara gegenüber, wie unsere Gesandtschaft vor dem Emir von Afghanistan, und dennoch verloren sie ihre Köpfe. Unserer Gesandtschaft hingegen trat Schir-Ali-Chan stets mit einer unveränderlichen Freundlichkeit und Zuvorkommenheit entgegen. Allerdings machte sich auch bei ihm mitunter der Aerger Luft, wie das der Leser aus dem Vorgehenden ersehen konnte. Nun glaube ich aber doch, daß an seiner Stelle selbst der größte unter den Stoikern außer sich geraten wäre.

Der Emir hatte nichts von dem Eigendünkel und der Unduldsamkeit, durch welche nicht nur die central-asiatischen Herrscher sich auszeichnen, wie z. B. der Emir von Buchara, sondern selbst ihre mehr oder weniger hochgestellten Würdenträger. Er war in

Digitized by Google

seiner Lebensweise und seinen Gewohnheiten einfach und blieb sich stets gleich.

Er wußte mit aller Welt umzugehen und sich stets dem geistigen Niveau seiner Umgebung anzupassen. Er erzählte einst in spaßhafter, aber außerordentlich charakteristischer Weise von seiner Thätigkeit, sich in die Lage derjenigen zu versetzen, mit denen er sich unterhielt, abgesehen davon, auf welcher gesellschaftlichen Stufe sie sich befanden. Es war das in Tasch-Kurgan, woselbst der Emir bereits seit einigen Tagen die Gesandtschaft nicht mehr berufen hatte.

„Zürnen Sie mir nicht," sagte er uns später, „dafür, daß ich Sie so lange nicht berufen habe. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, wie viel Schweine, Esel, Schöpse, Bären und andere Tiere ich in dieser Zeit gesehen habe; mit jedem von ihnen mußte ich in seiner eigenen Sprache verkehren: mit den Bären war ich selber ein Bär, mit dem Schöps selber ein Schöps u. s. w. Alle mußte ich sehen, alle anhören, mit allen reden. Anders ging es nicht, das wäre ja sonst eine Beleidigung ...."

Sein Wort, sein Versprechen hielt der Emir unter allen Umständen. Das „Wasser des Angesichts", d. h. die Ehre, ging ihm über alles. Und wiederum läßt sich ein Beispiel hierfür aus seinen Beziehungen zu Rußland entnehmen. Er hatte den Entschluß gefaßt, sich an Rußland zu halten und verharrte dabei bis zu seinem Tode. Die Freundschaft zu Rußland hatte ihm fast seinen Thron gekostet.

„Mögen die Engländer," sagte der Emir, „auch eine Menge von Städten besetzt haben, mögen sie das Aeußerste versuchen, um mich zum Frieden zu bringen. Es wird ihnen das nicht gelingen. Ich will nichts mehr von den Engländern und ihren Friedensanträgen hören. Ich werde ihnen aber eine noch größere Anzahl von Städten abtreten, ja selbst die Hälfte meines Reiches, wenn mir das der große russische Kaiser anraten wird. Ich bin ein Vasall seiner Majestät. Mein Reich ist sein Reich. Was er mir befiehlt, das werde ich ausführen. Sonst wäre das ja kein Freundschaftsbündnis."

Ueber den Edelmut des Emirs, seine Zugänglichkeit und Feinfühligkeit giebt uns folgendes Beispiel Auskunft.

Digitized by Google

Während ihres Aufenthaltes in Kabul sah sich die Gesandtschaft in folge der eigentümlichen Zustände in der Stadt, nicht minder aber auch in folge der Mißbräuche des Wesirs, häufig dem Hunger ausgesetzt. Es kam das dem Emir zu Ohren. Nach einer Audienz wandte er sich einst an Samaan-Beg mit folgenden Worten: „Wissen Sie was, Samaan-Beg ... ich bitte Sie, der Gesandtschaft mitzuteilen, daß sie mir nicht zürnen möge, wenn sie in irgend welcher Hinsicht Mangel zu leiden gehabt hat, ich wußte ja nicht, daß sie in einer solchen Lage war. Man sagt mir keineswegs alles. Wenn die übrigen Mitglieder der Gesandtschaft mir gegenüber aus Feingefühl ihre Notlage verschwiegen haben, so ist das begreiflich; sie sind ja meine Gäste. Warum aber haben Sie mir nichts davon gesagt? Sie sind mir doch mehr als ein Gast, ich betrachte Sie als meinen Bruder ..."

Der Emir besaß einen regen Verstand. Er fand sich leicht in jeder neuen Erscheinung, in jedem Ereignis zurecht. Sein Wissensdurst war auffallend: er wollte alles wissen. Er hatte recht ordentliche Kenntnisse in der Weltgeschichte und sprach namentlich gern über Peter den Großen. Die muselmännische Starrheit des Gedankens, der Fatalismus war ihm völlig fremd. Ich habe nie gehört, daß er sich des für jeden central-asiatischen Muselman unvermeidlichen und an passender und unpassender Stelle angebrachten „Insch Allah!" („Gott gebe es" „vielleicht doch") bedient habe. Er wollte alles selber ausführen.

In Afghanisch-Turkestan, wie in ganz Central-Asien überhaupt ist die Bevölkerung eine sehr gemischte. Das Hauptkontingent bilden die Usbegen verschiedener Stämme. Einige Bezirke und die früher mehr oder weniger unabhängigen Chanate sind ausschließlich von Usbegen bevölkert. Zu diesen Bezirken gehören: Kundus, Andcho und Schiberchan.

Die Usbegen repräsentieren auch hier die Ueberreste der großen „Urta-Jus." In Kundus und Tasch-Kurgan wohnen hauptsächlich die Usbegen aus dem Stamme Kattagan. In Masari-Scherif und Balch die Stämme Saraj und Ming; im großen und ganzen wohnen aber die Stämme sehr vermischt. Die Gesamtzahl der in dem Vilajet Tschaar wohnenden Usbegen wird auf ca. 400 000 Seelen beiderlei Geschlechts geschätzt.

Digitized by Google

Es bewohnen ferner dies Gebiet die Ueberreste der alten Baktrianer, die Aborigener dieses Landes, — die Tadschiken. Es sind ihrer jedoch nur sehr wenige übrig geblieben; sie sind geradezu wie verschlungen von dem usbegisch-mongolischen Strom, durch welchen das Vilajet-Tschaar überschwemmt wurde. Die Tadschiken wohnen ausschließlich in Städten, die Usbegen hingegen in Städten und Dörfern. Es lassen sich hier wohl kaum 100000 Tadschiken zählen. Am reinsten haben sie sich noch in den südlichen gebirgigen Teilen des Gebietes, namentlich in Badachschan erhalten. Es folgen ferner einige noch minder zahlreiche Völkchen. Es sind das Kirgisen, Turkmenen, Iraner (Perser), Awscharen, Hindus, Juden, Hesaren, Araber u. a. m. Die Gesamtzahl dieser Völker übersteigt kaum 50000 Seelen. Auf diese Weise läßt sich die Gesamtbevölkerung des Vilajets-Tschaar auf 500- bis 600000 Seelen beiderlei Geschlechts schätzen.

Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist Ackerbau und Viehzucht, in beiden Beziehungen sind ausschließlich die Usbegen thätig. Es werden hier die gleichen Nahrpflanzen gebaut, wie auch im russischen Turkestan: Sommer- und Winterweizen, Sorgho (Dschugara), Gerste, Hirse, Reis, Klee (Luzerne?), Sesam u. dgl. m. Die Ernten fallen recht schön aus: der Weizen giebt z. B. das 25fache Korn. Derartige Ernten werden hier selbstverständlich durch die Bodenbeschaffenheit bedingt (der anbaufähige Boden ist hier hauptsächlich Löß), andererseits aber durch die künstliche Bewässerung.

Die Obstzucht befindet sich hier, wie in ganz Central-Asien überhaupt, auf einer niederen Stufe. Es giebt zwar viele Gärten, denn ohne Gärten ist kaum eine Niederlassung zu finden; aber die in diesen Gärten wachsenden Obstbäume sind wild und erfreuen sich kaum einer Pflege von seiten des Menschen. Von einer Kreuzung verschiedener Arten hat die hiesige Bevölkerung auch nicht die geringste Idee. Die Obstzucht könnte hier jedoch bei richtiger Behandlung zu glänzenden Resultaten führen.

Wie primitiv hier auch die Landwirtschaft ist, d. h. der Ackerbau und die Obstzucht, so genügt das hier produzierte Korn und Obst doch nicht nur für die lokale Bevölkerung, sondern liefert auch einen bedeutenden Ueberfluß. Dieser Ueberfluß wird

Digitized by Google

von hier aus in die benachbarten Länder und Gebiete exportiert, so z. B. nach Buchara, Badachschan u. s. w.

Eine ähnliche Bedeutung kommt auch der Viehzucht zu. Die Usbegen erscheinen auch hier als Hauptproduzenten. Ungeachtet der despotischen Herrschaft der Afghanen und der willkürlichen Requisitionen von seiten der afghanischen Administration besitzen die Usbegen doch bedeutende Reichtümer an verschiedenem Vieh. Sie beschäftigen sich hauptsächlich mit Pferde- und Schafzucht; sie besitzen ferner Kamele, die sogenannte baktrianische Rasse, Dromedare („Nar"); fernerhin auch Rindvieh. Aus den Einkünften, die ihnen der Ackerbau und die Viehzucht liefern, bestreiten die Eingeborenen hauptsächlich die Staatsabgaben. Nach den von mir eingezogenen Erkundigungen beträgt die Gesamtsumme der Abgaben und Steuern, die die örtliche Bevölkerung in den Schatz des Kabuler Emirs und für den Unterhalt der Administration des Vilajets Tschaar einzuzahlen hat, etwa drei Millionen Rupien; es sind das ungefähr zwei Millionen Rubel, somit eine recht bedeutende Summe. Wenn man diese Summe auf die Zahl der steuerpflichtigen Glieder des Gebietes zurückführt, so ergiebt es sich, daß jeder eingeborene Arbeiter nicht weniger als 10 Rupien zu zahlen hat. Es ist das eine enorme Summe, wenn man berücksichtigt, daß die Bevölkerung außer den erwähnten Einkünften kaum noch irgend welche andere zu beziehen hat. Hieraus erklärt sich der Haß der Usbegen gegen die Afghanen. Die Afghanen betrachten das Vilajet Tschaar als eine Vorratskammer, aus welcher sie gerade so viel entnehmen, als ihnen eben beliebt. Die Abgaben werden von der Bevölkerung hauptsächlich in natura abgeliefert, d. h. in Korn und Vieh.

Der Handel ist in dem Lande sehr schwach entwickelt. Es ist das selbstverständlich. Die Industrie ist nur sehr gering. Die Seidenraupenzucht ist nur in schwachen Anfängen vertreten. Die bedeutende Menge von Wolle, die die großen Schafsherden liefern, finden kaum einen Absatz. Das wertvollste Produkt aus hiesiger Wolle sind die Teppiche, dann die Koschma und andere Kleinigkeiten mehr. Unter anderen Umständen aber könnte dieser Handelszweig der Bevölkerung manche Million Rubel einbringen. Momentan existiert jedoch kein Absatz für diese Ware.

Digitized by Google

Die hiesigen Märkte sind mit diesem Artikel überfüllt, ein Transport desselben in entlegenere Handelscentren ist aber bei den schlimmen Verkehrswegen ein Ding der Unmöglichkeit.

Immerhin bemerkt der Reisende, der das Land passiert, manche große Karawane von Kamelen. Es sind das jedoch zumeist bloß Transit-Karawanen, die indische, d. h. englische Waren nach Buchara, dem Hauptmarkt für Central-Asien, befördern. Daß die hiesigen Märkte von englischen Waren überfüllt sind, läßt sich nicht bemerken. Neben den englischen Waren treten hier auch russische auf. Selbst derartige Artikel, wie z. B. Kerzen (von der Fabrik Hubbard) und Schwefelhölzer (z. B. von der Fabrik Woroschzowa) sind hier keine Seltenheit.

Mit der Montanindustrie steht es hier schlecht, trotzdem daß die hiesigen Berge reich an den verschiedensten Produkten sind. Selbst die einst so berühmten Rubinminen von Badachschan und die Lapislazuliminen befinden sich in Vernachlässigung. Auf den hiesigen Bazaren kommen sehr viel Türkisen aus Nischabur zum Verkauf und zwar zu sehr billigen Preisen.

In der Umgegend von Masari-Scherif, in einigen 20 bis 30 Werst nach Süden, existieren in den Bergen irgend welche Mineralquellen, die in den Augen der örtlichen Bevölkerung eine große Heilkraft gegen verschiedene Krankheiten besitzen. Ich hatte keine Gelegenheit, diese Quellen zu besuchen und vermag darum nicht Bestimmtes über dieselben mitzuteilen.

Zum Schluß dieses Kapitels möchte ich noch einige Angaben über die hiesigen meteorologischen Verhältnisse vorbringen.

Ich habe das Vilajet Tschaar zu zwei sehr verschiedenen Jahreszeiten besucht; ich war hier im Sommer (Juni, Juli, August) und im Winter (Dezember, Januar und Februar). Meine meteorologischen Angaben beziehen sich darum auf sehr extreme Verhältnisse. Es läßt sich diesem Uebel jedoch nicht abhelfen und ich kann dem Leser natürlich nur das bieten, worüber ich selber verfüge. Die mittleren Angaben über die Temperatur im Schatten waren während meines Aufenthaltes hier folgende:

Aus 23 Beobachtungen von Ende Juni und Anfang Juli 1878—79 ergeben sich folgende Temperaturen:

8 Uhr morgens	1 Uhr mittags	8 Uhr abends
26,6 ° C.,	35,1 ° C.,	30 ° C.

Digitized by Google

Das Maximum der Temperatur um 1 Uhr mittags war gleich 43,6 ° C. (in Naïb-Abad am 8. Juli); das Minimum der Temperatur um 1 Uhr mittags betrug 32,2 ° C. (in Masari-Scherif am 2. Juli).

Aus 40 Beobachtungen im Winter (Dezember, Januar, Februar) 1878—79 ergeben sich folgende mittlere Werte:

8 Uhr morgens	1 Uhr mittags	8 Uhr abends
1,7 ° C.,	12,3 ° C.,	4,5 ° C.

Das Maximum der Temperatur war + 21 ° C.; das Minimum — 8 ° C.

Der kälteste Monat war der Januar.

Ungefähr die gleichen Angaben werden auch von den wenigen englischen Reisenden geliefert, welche vor vierzig Jahren das Amuthal besucht haben. Dr. Gerard berichtet in seinen Briefen folgendes: die Temperatur in Masari-Scherif stieg bis auf 100 ° F. (ca. 38 ° C.) [1]). An einer anderen Stelle spricht er davon, daß die Temperatur im Schatten zwischen 74 ° und 103 ° F. schwankte (ca. 23 ° und 39 ° C.) [2]).

Burnes stimmt nicht gerade mit seinem Reisegefährten Gerard überein.

„Das Klima von Balch ist sehr ungesund, jedoch nicht unangenehm," lesen wir bei ihm. „Das Thermometer stieg im Juni nicht über 80 ° (ca. 27° C.), obgleich der darauf folgende Monat der heißeste im ganzen Jahre ist." An einem anderen Orte heißt es bei ihm: „Das Thermometer sank am Morgen unter 52 ° (ca. 11° C.) [3]) herab, obgleich mehr als zwei Dritteile des Landes wüst lagen [4])." Aber auch er erwähnt einmal eine Temperatur von 103° (ca. 39° C.).

Die mittlere Jahrestemperatur aus den erwähnten Angaben ergiebt sich gleich 14,4 ° C. Selbstverständlich hat diese Angabe, da sie auf einer sehr beschränkten Anzahl von Beobachtungen beruht, einen sehr bedingten Wert.

---

[1]) Journal of the Asiatic Society of Bengal, vol. II, p. 13. Diese Beobachtung wurde im Sommer gemacht.

[2]) Ibid., p. 22.

[3]) Buchara 2c., Bd. I, S. 244.

[4]) Ibid., S. 249.

Digitized by Google

Sehr bemerkenswert sind die schroffen täglichen Schwankungen der Temperatur. Im Sommer sind sie viel intensiver, als im Winter. Uebrigens war der Winter in dem erwähnten Jahre nach den Versicherungen der Eingeborenen ein sehr milder; in der Regel ist er rauher. Der Amu-Darja gefriert nach den Angaben der Eingeborenen in dem Meridian von Masari-Scherif nie zu [1]). Als ich am 9. Dezember bei — 8° C. über den Amu hinübersetzte, so fand ich an den Ufern des Flusses eine Eiskruste von ca. 2 Arschin Breite. Einen Eisgang gab es nicht.

Die Bewölkung ist hier sehr unbedeutend, namentlich im Sommer. Unter 23 Sommertagen gab es bloß drei bewölkte; im Winter war die Zahl der bewölkten Tage natürlich eine bedeutendere: von den 43 Wintertagen, die ich in dem Thale des Amu verbracht habe, waren 26 bewölkt und unter ihnen 8 Regen- und Schneetage. Drei Regentage hatten die Erde gehörig durchnäßt. Von drei Schneetagen lieferten zwei eine recht bedeutende Quantität Schnee. Die gemessene Schneemenge eines jeden dieser Tage belief sich auf nicht weniger als drei Zoll Wasserhöhe.

Was sich auf die Richtung der herrschenden Winde bezieht, so bieten sich hier recht verwickelte Verhältnisse. Mitunter ließen sich doppelte Strömungen beobachten: der untere Zug der Wolken nahm eine Richtung nach Westen, der obere nach Osten. Im Sommer ließen sich wohl am häufigsten Südwinde beobachten [2]). Während meines Aufenthaltes in Masari-Scherif kam fast durchweg folgende Periodizität des Windes zur Geltung: von 9 Uhr morgens bis 6—8 Uhr abends herrschte gewöhnlich eine völlige Windstille. Selten nur gab es einen schwachen Windzug. Von 7 Uhr abends an erhob sich ein recht schwacher, warmer Süd-Wind; er erlangte seine größte Stärke um 3 oder 4 Uhr nach Mitternacht und wurde zu dieser Zeit kühl. Die Kraft des Windes nahm nun allmählich ab und gegen 9 Uhr morgens stellte sich wiederum eine völlige Windstille ein.

[1]) Burnes versichert, daß der Amu in den Gebieten von Kobadian und Kundus einfriert und daß das gerade keine seltene Erscheinung sei. Bokhara &c., B. II, S. 49.

[2]) Nicht Nordwinde, wie das Lieutenant Irwing in seinen Memoiren versichert: Journal of the Asiatic Society of Bengal, vol. VIII.

Digitized by Google

Im Winter prävalierten die östlichen und südlichen Winde. Ueber den „Germ-Ssir“ habe ich in dem ersten Bande berichtet. Barometrische und psychrometrische Beobachtungen konnte ich nicht anstellen, weil ich in folge der chronischen Mangelhaftigkeit der Taschkenter militär-topographischen Abteilung die entsprechenden Instrumente nicht erlangen konnte.

Digitized by Google

8. Kapitel.

Die Unruhen.

Gerüchte und Vermutungen. — Drei Kandidaten auf den Thron von Afghanistan. — Jakub-Chan. — Die Intriguen der Lieblingsfrau des Schir-Ali-Chan. — Mahmet-Haschim-Chan, der einflußreichste Kandidat. — Meine Stellung angesichts der sich zum Kampfe rüstenden Parteien. — Die Unruhen beginnen. — Ein anonymer Brief. — Das Gemetzel in Tachtapul. — Anordnungen für den Fall einer plötzlichen Abreise von Masari-Scherif. — Nächtlicher Ueberfall. — Das Lösegeld. — Bedrohliche Gerüchte. — Der Sserdar Neik-Mahomed-Chan. — Keine Fourage mehr. — Mahmet-Jakub-Chan, der Emir von Afghanistan. — Wiederum eine Metzelei, die Kanonade. — Ein Besuch des Sserdars Mahmet-Taïr-Chan.

Schon einige Tage vor dem Tode des Emirs begann es in der Stadt Masari-Scherif zu gähren. Es kursierten die verschiedentlichsten Gerüchte und Mutmaßungen. So wurde unter anderem erzählt, daß der Emir bereits gestorben sei, sein Tod aber von den Höflingen bis zu einem passenden Moment verheimlicht werde. Ueber die Ursachen der Geheimhaltung mit dem Tode des Emirs sprach man sich verschieden aus. Die einen sagten, daß man darum nichts von dem Tode des Emirs proklamiere, weil die erforderlichen Anordnungen in bezug auf die Thronfolge noch nicht getroffen seien. Andere wieder, daß noch nichts zur Bestattung des Emirs vorbereitet sei. Die Naiveren behaupteten, daß der Körper des Emirs noch nicht in die Haut eines Jacks, oder eines weißen Kamels eingenäht worden sei. Die Minderheit der Stadtbevölkerung, die mit der Sachlage mehr oder weniger vertraut war, behauptete, daß der Emir noch

Digitized by Google

am Leben sei und seine Kur fortgesetzt werde. Indessen war das Gerücht von dem Tode des Emirs so sehr verbreitet, daß selbst der bucharische Gesandte ihm Glauben zu schenken schien und seinen Mirsa-Baschi (Leibsekretär) zu mir sandte mit der Anfrage, ob der Emir wirklich schon gestorben sei. Gleichzeitig begannen dunkle Gerüchte darüber aufzutauchen, daß mit dem Tode des Emirs unvermeidlich Unruhen ausbrechen würden; man machte sich auf Mord, auf Raubthaten gefaßt ... Die Stadt, noch vor kurzem so lärmend, war jetzt verstummt und schien leer zu sein; auch auf den sonst so lebhaften Bazars war nichts mehr von der üblichen Bewegung bemerkbar, seit einigen Tagen bereits waren alle Buden geschlossen.

Ueber die bevorstehende Thronfolge wurde in folgender Weise gesprochen:

Zwei Tage vor seinem Tode hatte der Emir angeblich seinen leiblichen Neffen, den Sserdar Mahmet-Haschim-Chan, zu seinem Thronfolger erklärt. Dieser Sserdar war der Sohn des Mahmet-Scherif-Chan, welcher, wie oben erwähnt, eine so unvorteilhafte Rolle in dem Kampfe des Emirs Schir-Ali mit seinen älteren Brüdern um den Thron von Afghanistan gespielt hatte. Als der Emir den Sieg über seine Gegner davontrug, verjagte er seinen verräterischen Bruder Mahmet-Scherif-Chan nach Indien, behielt aber seine Söhne, Mahmet-Haschim-Chan und Mahmet-Taïr-Chan, bei sich zurück. Dem Mahmet-Haschim-Chan gab der Emir späterhin die Tochter von seiner Lieblingsfrau, der „Valide“, zur Frau. Diesen Neffen also hatte der Emir angeblich zu seinem Nachfolger bestimmt.

Es ist hier wohl am Platz, zu erwähnen, daß der Emir nach dem Tode des Abdullah-Dschan, des von Rußland und England anerkannten Thronfolgers, keinerlei auf die Thronfolge bezüglichen Anordnungen getroffen hatte. Die Sache schleppte sich auf diese Weise bis auf die letzte Zeit hin.

Jakub-Chan war allerdings von seinem Vater in Freiheit gesetzt; er war an der Spitze der Regierung, er war der Regent von Kabul und gleichzeitig auch der Oberbefehlshaber über die an der Ostgrenze des Reiches befindlichen Truppen, aber er war nicht als Thronfolger proklamiert. Diese Handlungsweise des Emirs erscheint recht eigentümlich. Warum hatte er nicht die

Digitized by Google

Macht des Jakub-Chan dadurch sanktioniert, daß er ihn öffentlich als Thronfolger anerkannte? Die Antwort auf diese Frage läßt sich nur in dem Harem des Emirs finden.

Zur Zeit der endgültigen Sicherung seiner Herrschaft ungefähr war der Emir dem Einfluß einer seiner Frauen, aus dem Stamme der Gilsai, erlegen. Die Anhänglichkeit und die Achtung, die der Emir dieser Frau entgegenbrachte, die übrigens nach Aussage der Höflinge einen außerordentlich energischen Charakter besaß, waren derartig, daß diese Frau die entscheidendste Stimme in dem Familienrat gewann. Kaum daß der Emir etwas vor ihr verheimlichte. Sie hatte einen großen Einfluß auf die innere Politik des Emirs, der selten etwas unternahm, ohne mit ihr darüber beratschlagt zu haben. Von dieser Frau besaß der Emir einige Töchter und einen einzigen Sohn, den Abdullah-Dschan.

Nach dem Tode des ältesten Sohnes des Emirs, Mahmet-Ali-Chan, galt der kühne Jakub-Chan als Thronfolger. Dieses Rechts erfreute er sich bis zum Dezember 1873. Zu dieser Zeit nämlich hatte der Emir unter dem Einfluß seiner Lieblingsfrau als Thronfolger den minderjährigen Abdullah-Dschan proklamiert. Die Folgen dieses Schrittes sind aus dem vorigen Kapitel bekannt. Jakub-Chan empörte sich gegen seinen Vater, da er seinem jüngsten Bruder sein Recht nicht abtreten wollte. Nun wurde Jakub-Chan von seinem Vater nach Kabul berufen, woselbst gegen ihn Beschuldigungen erhoben wurden, daß er geheime Verbindungen mit den Engländern gepflegt habe, um mit ihrer Hülfe von dem Emir abzufallen und ein unabhängiges Gebiet aus den westlichen und südwestlichen Bezirken von Afghanistan zu begründen. Jakub-Chan stand zweifellos in keinen Verbindungen mit den Engländern und kaum war wohl auch die zweite Beschuldigung begründet, daß er separatistische Gelüste hege. Derartige Vorwände aber brauchte die Lieblingsfrau des Emirs; sie wollte Jakub-Chan von dem Wege forträumen, der ihren Sohn zum Thron zu führen hatte, und sie scheuete, um dieses Ziel zu erreichen, vor keinem Mittel zurück. Jakub-Chan war des Hochverrats schuldig erklärt und in ein Gefängnis geworfen. Aber die ehrsüchtige und energische Frau konnte sich damit nicht begnügen. Das afghanische Sprichwort:

Digitized by Google

„der tote Kopf schweigt“ war ihr wohlbekannt, und sie zauderte nicht, um sich des Rivalen ihres Sohnes ein für allemal zu entledigen. Jakub-Chan wurde mehrfach vergiftet, erhielt aber stets rechtzeitige Hülfe. Mehrfach drohte ihm der Tod von der Hand gedungener Mörder... Alle diese Mordversuche brachten Jakub-Chan, der von Natur aus, wie man erzählte, im höchsten Grade sympathische Charaktereigenschaften besaß, zu einer außerordentlichen Erbitterung. Um dem gewaltsamen Tode zu entgehen, bestand er darauf, daß er im Hause seines Vaters aufgenommen wurde. Er genoß nur diejenigen Speisen, von denen sein Vater bereits gegessen hatte. Den Tag über teilten seine Haft mit ihm einige seiner Anhänger, des Nachts befanden sich zu beiden Seiten seines Bettes zwei treue Diener. Vor der Thür des Schlafgemachs wurde eine spezielle Wache postiert. Unter derartigen Umständen verbrachte der unglückliche Prinz, der entthronte Held, mehrere Jahre.

Inzwischen schlummerte auch die Partei des Jakub-Chan nicht. Sie agitierte stark gegen den Emir. Auch der Prinz Abdullah-Dschan wurde von ihr nicht außer Acht gelassen; in bezug auf den letzteren erreichten sie im August 1878 ihr Ziel. Ich habe gewissen Anlaß zur Vermutung, daß der Tod des Abdullah-Dschan durch eine Vergiftung vermittelst eines korrosiven Giftes erfolgt war.

Die eigentümlichen Umstände, die zu Ende des Jahres 1878 sich in Kabul ereigneten, brachten Jakub-Chan die Freiheit wieder. Er war jetzt frei, er hatte die Macht in den Händen. Selbstverständlich war die Partei der Frau des Emirs hierdurch in eine recht betrübte Stimmung versetzt. Sie war zum Wanken gebracht, aber noch lange nicht gebrochen und hatte noch nicht dem weiteren Kampf entsagt. Jetzt wurde alles in Szene gesetzt, um der Sache des Jakub-Chan zu schaden. Vor allem suchten sie die Thronfolgerfrage zu verschleppen. Auf diese Weise blieb Afghanistan bis zum Tode des Emirs ohne einen bestimmten Thronfolger. Die Partei der Emirfrau mußte aber durchaus einen eigenen Kandidaten für den leeren Thron aufbringen. Hierauf also ließ sich das plötzlich verbreitete Gerücht von der Wahl des Mahmet-Haschim-Chan zum Thronfolger

Digitized by Google

zurückführen. Die Partei verfügte momentan über keinen besseren Kandidaten, als Mahmet-Haschim-Chan es war.

Das Urteil des Volkes über den neuen Kandidaten lautete keineswegs zu seinen Gunsten. „Warum sollen wir den Mahmet-Haschim-Chan zum Emir machen?" so redete man in verschiedenen Kreisen der afghanischen Bevölkerung. „Sein Vater war ja ein Feind des Emirs Schir-Ali-Chan. Er hat unserem Lande so viel geschadet und auch jetzt kommt er an der Spitze der verhaßten Engländer gezogen. Giebt es denn keine würdigeren Leute für den Thron? Warum soll denn nicht Jakub-Chan oder Mahmet-Ibrahim-Chan oder schließlich der Großsohn des Emirs, Achmet-Ali-Chan, Emir werden? Selbst der Großsohn hat ja ein größeres Recht auf den Thron nach dem Tode seines Großvaters als Mahmet-Haschim-Chan."

Ueber die genannten Prätendenten wurde in folgender Weise geurteilt. — Mahmet-Ibrahim-Chan, der älteste unter den überlebenden Söhnen des Emirs, galt für einen schlichten und guten Menschen. Das Volk hatte ihn gern, aber in den Hofkreisen galt er für unfähig, das Land zu regieren. Allerdings war er durch keine besonderen Geistes- und Seeleneigenschaften ausgezeichnet. Es war das ein stiller, schweigsamer untersetzter Mann von etwa 40 Jahren mit einem schlichten Gesichtsausdruck. Während der Gesandtschafts-Audienzen und auch während meiner privaten Besuche beim Emir konnte ich den Mahmet-Ibrahim-Chan stets neben seinem Vater sehen. Er hörte gewöhnlich sehr aufmerksam der Rede des Emirs zu, sagte aber kaum je ein Wort. Der Emir hielt ihn für schwachsinnig.

Ueber den Großsohn des Emirs, Achmet-Ali-Chan, konnte man nur Lobenswertes vernehmen. Sehr befriedigend urteilte über ihn sein Großvater. Er besaß ferner eine recht bedeutende Partei und das Volk verhielt sich ihm gegenüber mit Verehrung in Erinnerung an seinen heldenhaften Vater.

„Wenn Achmet-Ali-Chan Emir werden sollte," sagte mir unser ehrenwerter Hofmeister Mahmet-Din-Chan, „so werden alle zufrieden sein."

Trotz alledem sprach man vorwiegend davon, daß Mahmet-Haschim-Chan vom Emir zum Thronfolger bestimmt worden sei.

Am 7. Februar, gerade als die Gerüchte von dieser Wahl

Digitized by Google

ganz besonders hartnäckig wiederholt wurden, begegnete mir bei einem meiner Besuche beim Emir in dem Palast der gedeckte Palanquin seiner Lieblingsfrau, die mit dem übrigen Harem in einem anderen Hause wohnte. Am gleichen Tage sah ich in dem Palast auch den Sserdar Feïs-Mahomed-Chan. Er war in voller Parade-Uniform, mit einem Helm mit Federbusch und einem Ordensband über der Brust. Ich bemerkte, daß er etwas wie einen Unterrock an hatte, der von den Hüften bis zu den Knieen hinabreichte; dieser Unterrock war aus Seide und strahlte in allen Farben des Regenbogens. Der Sserdar schritt mit einem ernsten Gesicht von einem Gebäude zu anderen. Er schien die aufgestellten Wachtposten zu revidieren.

Ich erfuhr späterhin, daß an diesem Tage in dem Palast des Lojnabs ein Kriegsrat versammelt worden war, der aus den Sserdaren und verschiedenen Militärchefs der lokalen Truppen bestand. Der Rat hatte sich zu dem Zwecke versammelt, um über die gegenwärtige Lage zu verhandeln. Auf diesem Rat wurde auch die Anordnung des Emirs in bezug auf die Thronfolge verkündet. Mahmet-Haschim-Chan war als Thronfolger erklärt worden; als man jedoch die Sserdaren über ihre Meinung hierüber befragte, so erteilte die Mehrzahl derselben eine ausweichende Antwort.

„Ich habe keine Ansprüche auf die Herrschaft in Afghanistan," sprach der Lojnab. „Weder mein Vater, noch mein Großvater waren Emire gewesen. Ich habe nichts gegen die Wahl des Mahmet-Haschim-Chan zum Emir. Ueberhaupt aber muß ich sagen, daß ich mich an den halten werde, der Oberhand gewinnen wird."

Der Sserdar Feïs-Mahomed sprach sich in gleichem Sinne aus. Uebrigens war es bekannt, daß beide zur Partei des Haschim-Chan gehörten.

In dem Rate wurde ferner auch folgender Beschluß gefaßt: der Lojnab und der Sserdar Feïs-Mahomed-Chan sollen auf ihren Posten verbleiben, bis eine spezielle Anordnung des neuen Emirs erfolgt. — Bemerkenswert war es, daß alle Welt den Jakub-Chan völlig vergessen zu haben schien.

Die Wahl Mahmet-Haschim-Chans zum Thronfolger konnte selbstverständlich dem Mahmet-Ibrahim-Chan nicht gefallen. Er-

Digitized by Google

zürnt hierüber schwor er, den Lojnab zu ermorden, da dieser hauptsächlich die Wahl durchgeführt hatte. Der Lojnab, der hiervon benachrichtigt worden war, traf seine Maßregeln, um sich gegen einen Ueberfall von seiten des Anhanges des Ibrahim-Chan zu schützen.

„Ich habe absolut nichts dagegen," sagte der Großsohn des Emirs, Achmet-Ali-Chan, „daß irgend ein Onkel von mir den Thron meines Großvaters besteigt, — möge das nun Ibrahim-Chan oder Jakub-Chan sein. Wenn aber Mahmet-Haschim-Chan Emir wird, so bin ich damit nicht einverstanden." Er schloß sich der Partei des Ibrahim-Chan an.

In den letzten paar Tagen vor dem Tode des Emirs konnte ich an seinem Bette weder seinen Sohn, noch seinen Großsohn, noch auch den Lojnab sehen. Sie saßen alle zu Hause, umringt von bewaffneten Männern. Sie wagten sich nicht hinaus, da sie stets in der Erwartung eines Ueberfalls von seiten ihrer Gegner schwebten.

Somit war es schon dazumal klar genug, daß nach dem Tode des Emirs ein Kampf ausbrechen werde. Die Hauptpersonen in diesem Kampf waren bereits bekannt geworden. Es war ferner zu ersehen, daß der Hauptschauplatz dieses Bürgerkrieges in Afghanisch-Turkestan und speziell in Masari-Scherif liegen werde.

Ich war so sehr überzeugt von der Unvermeidlichkeit eines solchen Ausgangs, daß ich, als ich am Abend des 7. Februar Salven und einige Flintenschüsse vernahm, der Ueberzeugung war, daß das blutige Drama bereits begonnen hatte. Dieses mal war ich jedoch im Irrtum. Die Schüsse galten dem Aberglauben und nicht der Rache. In Augen der central-asiatischen Muselmänner ist nämlich der Monat Ssafar ein unglücklicher Monat. Wenn nun der Monat zu Ende kommt, so äußern sie ihre Freude darüber in lärmender Weise, indem sie Flinten abschießen und mit Trommeln und Kupfergeschirr lärmen, schreien, pfeifen u. dgl. m. Die Bevölkerung von Masari-Scherif, die an diesem Abend zum ersten mal die schmale silberne Sichel des Neumondes erblickt hatte, begrüßte nun den Beginn des neuen Monats Rebi-el-Jevvel mit üblicher Ausgelassenheit. „Für wen der verflossene Monat ganz besonders unglücklich war," dachte ich damals, „das

Digitized by Google

weiß ich wohl: für den Emir-Saib war das der letzte Monat seines Lebens."

Angesichts der in Masari-Scherif bevorstehenden Unruhen und Bürgerkämpfe mußte ich natürlicherweise auch auf meine eigene Sicherheit bedacht sein. Ich mußte mich auf das schlimmste gefaßt machen, sobald nur das blutige Drama beginnen werde. Wenn schon die einflußreichen Leute unter den Eingeborenen sich verschiedenen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sahen, so war ich, ein Ausländer, ein Kaffir und zudem noch ein Mitglied der für Afghanistan so verhängnisvollen russischen Gesandtschaft, um so weniger berechtigt, mich darauf zu verlassen, daß ich in Sicherheit und Ruhe unter den kämpfenden Parteien verbleiben würde. Ich mußte zudem noch befürchten, daß man mir die Schuld an dem Tode des Emirs zuschreiben dürfte oder wenigstens mich dessen beschuldigen könnte, daß ich ihn schlecht kuriert habe. Es konnte mir das um so leichter passieren, da die einheimischen Hofärzte gewiß mit größter Bereitwilligkeit die Schuld an dem schlimmen Ausgang der Krankheit des Emirs von ihren eigenen Schultern abwälzen würden. Es brauchte bloß ein derartiges Gerücht unter dem Volke ausgestreut zu werden, um meine Lage zu einer außerordentlich kritischen zu machen: die Menge überlegt nicht [1]). Am 8. Februar, am Todestage des Emirs, wollte ich schon den Lojnab davon benachrichtigen, daß ich sofort nach Taschkent abreisen werde. Es waren aber gewisse Gründe vorhanden, die mich schließlich davon abhielten. Ich war ja in Afghanistan nicht bloß als Arzt des Emirs zurückgeblieben, sondern auch als unoffizieller politischer Agent der russischen Regierung. Allerdings hatte ich keine formelle Vorschrift in diesem Sinne; ich glaubte jedoch, daß ein mündlicher Befehl im vorliegenden Falle gerade dieselbe Bedeutung besäße, wie ein offiziell ausgestellter Auftrag unter entsprechender Nummer. Ich konnte mich auf die Worte des Generals Rasgonow, nicht

[1]) Der Gerechtigkeit wegen muß ich bemerken, daß die Afghanen, die „central-asiatischen Wilden", wie sie von den Engländern genannt wurden, in diesem Fall bedeutend edler dachten, als ihre hochgebildeten Nachbarn im Osten. Kein einziger Afghane hat mir die Schuld an dem Tode des Emirs zugeschrieben, die anglo-indische Presse hingegen hat recht anhaltend und energisch diese abscheuliche Verleumdung gegen mich aufrecht erhalten.


Digitized by Google

minder aber auch auf das erwähnte Schreiben des Generals Kaufmann stützen. Auf diese Weise mußte ich nolens volens in Masari-Scherif verbleiben und ein Zeuge alles dessen werden, was während des Bürgerkrieges passieren konnte.

Indessen hatte mir einer der Adjutanten des Emirs, der Awschare Gulam-Haider-Chan, der mich von dem bevorstehenden Bürgerkriege benachrichtigte, den freundschaftlichen Rat erteilt, möglichst bald Afghanistan zu verlassen. „Es wäre gut," sagte er, „wenn Sie noch in dieser Nacht (am 8. Februar) Masari-Scherif verlassen würden, um möglicherweise schon am Morgen des folgenden Tages jenseits des Darja zu sein. Es stehen hier großartige Unruhen in Masari-Scherif bevor."

„Ja, was habe ich denn bei der Sache zu thun," fragte ich ihn. „Bei dem bevorstehenden Kampf zwischen den bedeutenden und unbedeutenden Männern um das Erbe des Emirs werde ich mich ja nicht im geringsten beteiligen. Ich werde bloß ein Zuschauer sein von alledem, was da vorgehen wird."

„Ach, Sie kennen die Afghanen nicht," antwortete mir mein ehemaliger Patient. „Sobald nur ein Tropfen Blut fließt, so hören die Afghanen auf, Menschen zu sein: sie werden dann zu wahren Tieren und unterscheiden nicht schuldig und unschuldig von einander und schonen weder sich selber, noch die anderen. Wenn da die Leidenschaften auflodern, so können sie Ihnen die größten Unannehmlichkeiten anthun, ohne Rücksicht zu nehmen auf Recht oder Unrecht und auf die nachfolgende Strafe von seiten der russischen Regierung."

Bis zu gewissem Grade mochte ich ihm recht geben. Immerhin aber mußte ich noch einige Zeit in Masari-Scherif verbleiben.

Nachdem Gulam-Haider-Chan sich entfernt hatte, erschien Nassir-Chan mit der Meldung, daß die Pferde an diesem Tage ohne Futter geblieben seien. Als nämlich die Dienerschaft des Lojnab in dem Hauptdepôt für Fourage vorsprach, welches sich neben den Kasernen der Herater Kavalleristen befand, um dort die übliche Portion Fourage für meine Pferde zu holen, so wurden die Leute von den Soldaten fortgejagt, die ihnen sagten, daß jetzt kein Lojnab mehr vorhanden sei, daß sie niemandem mehr gehorchten und daß sie jetzt selber die Herren wären. Hier-

Digitized by Google

auf sandte der Lojnab in das nächste Städtchen Schirabad nach Fourage für meine Pferde. Um 7 Uhr morgens erschien der „Ferrach“, der Beschließer des Lojnabs, und brachte uns einen Hammel, Hühner und Kerzen; für die Pferde war jedoch kein Futter aufgetrieben worden. — An diesem Tage hatte ich wiederum einmal einen Anfall von Malaria.

Sobald wir uns am folgenden Tage von unserem Lager erhoben hatten, wurde uns eine Menge von Neuigkeiten zugebracht, — eine interessanter und wichtiger als die andere. Vor allem erzählte man über die Ereignisse der vorigen Nacht folgendes:

Am Abend des 8. Februar hatten Mahmet-Ibrahim-Chan und Achmet-Ali-Chan sich nach Tachtapul begeben; sie machten hier einen fruchtlosen Versuch, das Militär für sich zu gewinnen. Feïs-Mahomed-Chan hatte offenbar die Truppen genügend für Haschim-Chan bearbeitet. Nun griffen die Prätendenten zur Bestechung. Sie versprachen den Soldaten, den Sold für 6 Monate vorauszuzahlen, wenn sie zu ihnen übergehen würden. Die Soldaten schienen den Aufforderungen des Ibrahim-Chan geneigt zu sein. Als jedoch die Kisten mit dem Gold geöffnet wurden und man zu berechnen begann, wie viel ein jeder zu erhalten habe, so rief plötzlich jemand unter den Soldaten das Wort: „plündern!“ Die Soldaten warfen sich sofort über das Geld her. Es kam zu einer Schlägerei zwischen ihnen und dem Anhang des Mahmet-Ibrahim-Chan. Todte gab es dabei nicht, wie man erzählte, wohl aber einige Verwundete. Mahmet-Ibrahim-Chan und Achmet-Ali-Chan entfernten sich hierauf mit einigen Anhängern und sechs übrig gebliebenen Goldkisten aus Tachtapul und zogen durch die Schlucht Jussuf-Dere nach Kabul zurück [1]).

Der Lojnab war über die Vorgänge in Tachtapul sofort in Kenntnis gesetzt. Er beeilte sich, 120 Reiter den Flüchtlingen nachzusenden, um ihnen die sechs übrig gebliebenen Goldkisten

[1]) Diese Schlucht führt direkt nach Süden von Tachtapul. Es ist das der kürzeste Weg von Masari-Scherif nach Kagmard, wobei die drei ersten Pässe: Tschembarak, Kisil-Kotel und Kara-Kotel zu linker Hand bleiben. Es ist das der übliche Weg für die Kabuler Feldpost.


Digitized by Google

abzugewinnen. Die Flüchtlinge wurden noch in derselben Nacht in einigen Kuruch von dem Städtchen Schirabad eingeholt. Das Resultat des Zusammenstoßes war jedoch ein für den Lojnab sehr unerwartetes. Die Hälfte der Reiter ging zu den Flüchtlingen über, so daß den anderen nichts mehr übrig blieb, als zurückzukehren und über den Mißerfolg Meldung abzustatten.

In dem Moment, wo uns die Einzelheiten dieser Ereignisse mitgeteilt wurden, ließen sich ganz hörbar Kanonenschüsse aus der Ferne vernehmen. Sie schienen von Tachtapul herzukommen. Gleichzeitig — es war das um 8 Uhr morgens — trat bei mir der dem Leser bereits bekannte Ditten Mossin-Chan ein. Er sagte mir, daß er von dem Lojnab hierher gesandt sei mit dem Auftrag, unausgesetzt bei uns zu verweilen, um uns vor Gewaltthaten zu schützen, um die einheimische Wache zu befehligen, um unsere Aufträge zu besorgen u. dgl. m. Die afghanische Wache war für unser Haus verstärkt worden, die Soldaten hatten schwören müssen, daß sie die Urussen vor jeglichen Beleidigungen beschützen würden. Unser Lehmquadrat hatte sich in eine ordentliche Festung verwandelt, wenngleich von einer Belagerung oder von einem Bombardement noch keine Spur vorhanden war. Bei allen Ein- und Ausgängen unseres Lehmquadrats waren Wachen aufgestellt. Mossin-Chan hatte sich sofort in die Rolle eines Kommandanten hineingefunden und seine durchdringende Stimme war uns bald lästig genug geworden. Unaufhörlich konnte man seine Rufe vernehmen: „o, paredar! nesdik derwase bibaschid! o, Ssary-Dschan! tschi schuma migund? Indscha-biand!“ u. s. w. (Wache! an der Thür bleiben! Ssary-Dschan, was sagt Ihr da? Kommt doch her!)

Um 9 Uhr morgens brachte mir Nassir-Chan einen anonymen Brief herein, der in persischer Sprache verfaßt war. Der unbekannte Verfasser benachrichtigte mich davon, daß in Tachtapul ein Blutbad stattfände, daß die Truppen dem Lojnab den Gehorsam verweigert hätten und daß auch der Sserdar Feïs-Mahomed-Chan seinen Posten als Oberbefehlshaber der Tachtapuler Truppen verloren habe. Die Episode mit Mahmet-Ibrahim-Chan wurde in diesem Schreiben bestätigt, es schloß jedoch mit der Versicherung, daß die Russen nichts zu befürchten hätten; wenn ihnen irgend eine Gefahr drohen sollte, so würde er, der Ver-

Digitized by Google

fasser, dem Doktor-Saib zu Hülfe eilen mit dreihundert seiner Anverwandten, die sich in Masari-Scherif und der Umgegend befänden.

Es lag mir natürlich viel daran, den Verfasser des Schreibens zu ermitteln. Indessen blieben alle meine Nachforschungen resultatlos.

Inzwischen hatte Mossin-Chan unser Lehmquadrat in erforderlicher Weise in Kriegszustand versetzt. Er betrat jetzt mein Zimmer und begann ein gemütliches Gespräch mit Samaan-Beg, gerade als ob gar nichts vorgefallen wäre. Als ich ihn über die Ereignisse in Tachtapul befragte, behauptete er, daß er nichts davon gehört habe. — Ob er nun wirklich nichts wußte oder mich einfach nicht beunruhigen wollte, das war aus ihm nicht herauszubekommen.

„Mit der Ankunft der Russen in Afghanistan," sagte Mossin-Chan unter anderem, „hat sich auf unser armes Land eine ganze Flut von Unheil und Elend ergossen. Sie kamen nach Masari-Scherif — es starb der Lojnab Schir-Ali-Chan. Sie kamen nach Kabul — es starb der Thronfolger Abdullah-Dschan. Nun ist jetzt auch selbst der Emir-Saib gestorben; außerdem aber hat unser Land unter der Invasion der Engländer zu leiden und ist der Zerstörung ausgesetzt . . . ."

Hierauf bemerkte Samaan-Beg, daß ein gewisses Zusammentreffen dieser Ereignisse allerdings nicht zu leugnen sei, das gleiche würde aber wohl auch dann geschehen sein, wenn die Russen nicht nach Afghanistan gekommen wären. „Es hängt ja alles von Gott ab und alles geschieht nach seinem Willen."

Mossin-Chan stimmte dieser Aeußerung von Samaan-Beg völlig bei. Daraufhin aber wünschte er zu erfahren, ob Rußland den Afghanen in ihrem Kampf mit den Engländern beistehen werde, namentlich jetzt, wo der Emir-Saib gestorben sei. Ob General Stolettow nach Afghanistan zurückkehren werde und noch viel anderes mehr.

Bald darauf erschien bei uns der Mirsa Mahmet-Tasch. Es war das der „Chan-Ssaman", d. h. der Haushälter des Lojnabs, der gleichzeitig den Unterhalt der Gesandtschaft zu besorgen hatte. Er war aus Istalif gebürtig und hatte dort und in Masari-Scherif viele Anverwandte. Er hatte die Russen sehr lieb gewonnen und ihnen gegenwärtig und auch späterhin viele

Digitized by Google

Dienste erwiesen. Es stellte sich heraus, daß er der Verfasser des anonymen Schreibens war. In Ergänzung seines Briefes erzählte er mir, daß die Tachtapuler Truppen den Mahmet-Jakub-Chan zum Emir ausgerufen hätten; sein minderjähriger Sohn, Mahmet-Jssa-Chan, wäre von ihnen sofort auf einen Elefanten gesetzt und aus Masari-Scherif nach Tachtapul gebracht worden. Der Lojnab sollte sich angeblich auch dorthin begeben haben.

Einige Zeit später erhielten wir noch genauere Nachrichten über die Ereignisse in Tachtapul.

Als nämlich Mahmet-Jbrahim-Chan und Achmet-Ali-Chan aus Tachtapul entflohen waren, so hatte ein Teil ihrer Anhänger sich nach Balch geworfen, das von Tachtapul 15 Werst entfernt liegt. Sie hatten dort die lokalen Truppen mit den Ereignissen in Tachtapul bekannt gemacht. Die drei in Balch stationierten Bataillone gehörten vermutlich der Partei des Emirsohnes an, vielleicht hatte hier auch das bei Mahmet-Jbrahim-Chan zurückgebliebene Gold seine Dienste gethan; kurzum am 9. Februar erschienen früh morgens die drei Bataillone vor den Mauern Tachtapuls und eröffneten ein Bombardement. Die Tachtapuler Garnison, die keineswegs auf etwas derartiges gefaßt war, geriet in Verwirrung. Die Balcher erstürmten die Festung .... es kam zu einem furchtbaren Blutbad. Die Anhänger des Mahmet-Jbrahim-Chan mordeten die Anhänger des Mahmet-Haschim-Chan und die Truppen, die dem Mahmet-Jakub-Chan ergeben waren, töteten die einen, so gut wie die anderen. Ein Ausgang aus diesem allgemeinen Chaos war nicht zu finden. Schließlich aber trat der alte Sserdar Abdullah-Chan auf, — es gelang ihm, dem Blutbad Einhalt zu thun und nun bewies er mit großer Klarheit, daß Mahmet-Haschim-Chan kein Recht auf den Thron besitze. Seine kluge Rede wirkte auf viele Anhänger des Mahmet-Haschim-Chan; sie verließen ihn.

Nun aber schickte die energische Witwe des Emirs, die die Macht nicht aus ihren Händen fallen lassen wollte, sofort aus Masari-Scherif ihre Tochter Bibi-Dschan. Sie wurde nun sozusagen als Regentin vorgeschlagen für die Dauer des Bürgerkrieges in dem Lande. In folge der Minderjährigkeit der Bibi-Dschan müßte aber eigentlich als Regentin die Mutter auftreten; aber Bibi-Dschan wurde von den Truppen mit Gelächter und

Digitized by Google

mit den Rufen: „Einen Staat zu regieren ist nicht Frauensache!“ zurückgewiesen.

Daraufhin trat ein bisher völlig unbekannter Kandidat auf, der Sohn irgend eines Sserdars Sekeria-Chan. Wiederum kam man zu einer allgemeinen Balgerei. Neik-Mahomed-Chan aber, der leibliche Bruder des Emirs, berief zu dieser Zeit nach Tachtapul den Sohn Jakub-Chans, Mahmet-Issa-Chan, und schlug ihn zum Regenten in Vilajet Tschaar vor, Jabuk-Chan aber zum Emir von Afghanistan.

„Wenn Ihr damit nicht einverstanden sein wollt,“ sagte Neik-Mahomed-Chan, „so kann sich Jakub-Chan an Euch rächen. Bei vielen von Euch sind ja die Familien in Kabul zurückgeblieben; er wird Eure Verwandten töten können.“

Unter dem Einfluß dieser Drohung, oder weil die Truppen dem Jakub-Chan überhaupt ergeben waren, kam seine Wahl zum Emir zustande. Der Bürgerkrieg, in welchem ein Brigadegeneral, mehrere Offiziere und viele Soldaten gefallen waren, war nun eingestellt; nicht so die Unruhen überhaupt. Ein jeder fürchtete den anderen, ein jeder wartete nur den passenden Moment ab, um von neuem den Bürgerkrieg zu beginnen. Man sprach späterhin davon, daß Feïs-Mahomed-Chan nach der Metzelei gefangen genommen und von seinem Posten entsetzt worden sei.

Gleichzeitig wurde ich mit einem Gerücht bekannt, das unter den Soldaten und der Bevölkerung stark verbreitet war. Man erzählte, daß der Emir vor seinem Tode mir seinen Schatz anvertraut habe und daß ich nicht allein aus Afghanistan abreisen werde, sondern mit der Familie der Lieblingsfrau des Emirs. Ich staunte sehr über dieses Gerücht. Was hatte das zu bedeuten? Allerdings hatte mir der Emir im Fall, daß er genesen sollte, ein Lack Rupien versprochen. Er war ja aber gestorben und ich hatte keine einzige Rupie erhalten. Ich entschied mich dafür, daß dieses Gerücht von meinen Feinden, den hiesigen Aerzten, aufgebracht worden sei. Wie man aber die Familie des Emirs mit hineingezogen hatte, das war mir absolut unbegreiflich. Nun aber war es mir auch klar, daß ich jetzt nicht mehr weiter in Masari-Scherif bleiben durfte. Ich war ja jetzt nicht nur ernsten Unannehmlichkeiten ausgesetzt, sondern noch viel Schlimmerem. Ich schickte Mossin-Chan zum Lojnab mit der Nachricht

Digitized by Google

davon, daß ich nach Taschkent abreisen möchte, da es ja nach dem Tode des Emirs keinen Zweck für mich habe, in Masari-Scherif zu verbleiben. Ich bat den Lojnab um eine Eskorte und darum, daß er mich in Ehren, wie das einem Mitgliede der Gesandtschaft, „ihrem Gaste", gezieme, entlassen möge.

Währenddem Mossin-Chan sich beim Lojnab aufhielt, traf ich die Anordnungen, daß die Kosaken und die Dschigiten sich allmählich und ohne Eile zur Abreise bereiten sollten. Die Lasttiere wurden gesattelt, die Reitpferde von neuem beschlagen, die Sachen in die Packkoffer eingepackt. Mossin-Chan kehrte spät abends vom Lojnab zurück und erklärte, daß der Lojnab uns in Ehren ein Geleit geben werde, aber nur dann, wenn die Trauerzeit um den Emir um sein werde. Die Trauerzeit hatte drei Tage zu währen.

„Beunruhigen Sie sich nicht," sagte Mossin-Chan, „es droht Ihnen nicht die geringste Gefahr. Der Lojnab-Saib wird für Sie alles Erforderliche leisten, noch ist die Gewalt in seinen Händen."

Ich mußte Mossin-Chan allerdings Glauben schenken, war aber durch seine Versicherungen noch lange nicht beruhigt. Die Lastpferde ließ ich die Nacht über gesattelt stehen. Im äußeren Hof, wo sich unsere Pferde befanden, wurde außer der afghanischen Wache noch eine Dschigitenwache aufgestellt; im inneren Hof, woselbst ich mich befand, war eine Kosakenwache aufgestellt. Ich hatte aber einen argen Fehler gemacht, indem ich die Pferde auf dem äußeren Hof stehen ließ. Dieser Fehler brachte mir große Unannehmlichkeiten ein. Auf dem inneren Hof hätten die Pferde recht gut Unterkunft finden können. Ich hatte dies aber unterlassen und war für diesen Mangel an Umsicht bestraft worden.

Mossin-Chan legte sich in unserem Zimmer zum Schlaf nieder. Nichts weniger als verwöhnt durch die Bequemlichkeiten der Civilisation, wie er war, breitete er auf dem Fußboden seinen kleinen Teppich aus Bärenfell aus und legte sich nun auf diesem zurecht mit der Miene eines Mannes, dessen Gewissen durchaus ruhig ist und der einen tüchtigen Schlaf abzuhalten gedenkt. Immerhin schlief er noch lange nicht ein und belästigte uns mit seinem Gespräch über dieses und jenes. Ich hörte den

Digitized by Google

Schluß seiner Erzählungen nicht ab, indem ich in einen unruhigen Schlaf verfiel.

Die ganze Nacht durch, vom 10. zum 11. Februar, wurde in Masari-Scherif und in Tachtapul geraubt und gemordet. Es kämpften die einzelnen Truppenteile mit einander. Trotzdem daß der neue Emir erwählt worden war, trotzdem daß ein neuer Lojnab und ein neuer Oberbefehlshaber über die Truppen bestellt waren, herrschte in der Stadt doch noch eine völlige Anarchie. Die Soldaten thaten, was ihnen gerade einfiel. Sie plünderten ihre unbeliebten Offiziere aus. Mehrere Regimentskommandeure fielen den Aufrührern zum Opfer. Mitunter verliehen die Soldaten ihrem Mord und ihren Gewaltthaten eine gewissermaßen gesetzliche Sanktion. Wenn sie jemanden ausplündern oder ermorden wollten, so benachrichtigten sie hiervon das Haupt der Partei des Jakub-Chan, d. h. Neïk-Mahomed-Chan, und ersuchten ihn um entsprechende Erlaubnis. Je nach der Partei, welcher das ausersehene Opfer angehörte, wurde nun geplündert oder auch nicht. Wenn die betreffende Person der Partei des Haschim-Chan angehörte, so waren die Gewaltthaten stets gestattet. Auf diese Weise wurden in dieser Nacht viele Befehlshaber der Truppen entweder ausgeplündert oder getötet. Die zügellosen Soldaten beschränkten sich aber nicht auf die Gewaltthaten, die sie an ihren Befehlshabern oder Gegnern ausführten: auch die friedliche Bevölkerung, die Usbegen und Tadschiken, die sich nicht in Politik hineinmischten, entgingen der Plünderung nicht. In der Stadt ließen sich beständig Flintenschüsse und das Geschrei der wütenden Banden vernehmen. In der Luft roch es nach Pulver und Blut ....

In dieser Nacht war auch ich nahe daran, ein Opfer des Soldatenterrors und der Anarchie zu werden. Es wurde ein Ueberfall gegen uns ausgeführt, um uns auszuplündern.

Gegen 2 Uhr nachts näherte sich dem nördlichen Thor meines Hauses eine recht zahlreiche Soldatenmenge; der Chef der afghanischen Eskorte, die mein Haus zu bewachen hatte, erzählte späterhin, daß das ein ganzes „Paltan" (Bataillon) gewesen sei. Die Leute wollten durch das Thor in den inneren Hof gelangen. Die an dem Thore befindliche afghanische Wache wollte sie jedoch nicht in den Hof hineinlassen und drohte

zu schießen im Fall, daß sie auf ihrer Absicht bestehen würden. Die Räuber begannen nun meine Beschützer mit Scheltworten und mit Vorwürfen zu überschütten.

„Schämt Ihr Euch denn nicht, einen Kaffir zu beschützen? Ihr unterlaßt ja selber die Gelegenheit, eine Rupie mehr zu verdienen, die Ihr „für schlimme Zeiten“ zurücklegen könnet. Man sagt ja, daß der verstorbene Emir dem russischen Doktor alle seine Schätze übergeben habe. Kommt, wir wollen ihn zusammen ausplündern!“

Meine Wächter gingen jedoch nicht auf den verlockenden Vorschlag ein, sie beriefen sich auf ihren Schwur, die russischen Gäste beschützen zu wollen.

Die Unterredungen währten eine lange Zeit und schlossen damit, daß die Räuber unverrichteter Sache abzogen.

Einige Zeit später erschien an dem Südthor eine neue Bande von Räubern. Auch diese wollten in den Hof eindringen. Sie wurden aber ebenfalls von der afghanischen Wache abgewiesen. Auch dieses mal hatten die Räuber einen Mißerfolg davongetragen; aber als sie fortgingen, bedrohten sie meine Wache damit, daß sie bei Gelegenheit mit ihnen Abrechnung halten würden.

Das Beispiel der Räuber war für unsere Wache sehr ansteckend. „Wahrhaftig,“ sagten sie sich, „in dieser Nacht hat ja ein jeder Soldat sich etwas verdient. Wir haben aber keine einzige „Tscheka“ (auch „Tschoch“, eine Kupfermünze, gleich $1/3$ oder $1/4$ einer Kopeke) erworben. Gewiß ist es dumm von uns, daß wir einen Kaffir beschützen und zudem noch einen solchen, der so viel Geld hat....“ Anfänglich traten derartige Aeußerungen nur vereinzelt auf, mit der Zeit aber wurde die Zahl derjenigen, die für Raub stimmten, eine immer bedeutendere. „Wollen wir ihn allein ausplündern!“ wurde jetzt schon von allen Seiten gerufen. Der Befehlshaber der Wache, einer von meinen zahlreichen Patienten, war aber gegen die Plünderung.

„Ihr wollt Euch an eine ehrlose Sache machen,“ sagte er seinen Untergebenen. „Ihr habt ja den Schwur geleistet, den Doktor-Saib vor allen Uebeln zu beschützen. Ihr müßt Euch nun an diesen Schwur halten. Erinnert Euch nur daran, wie viele von Euch der Doktor unentgeltlich kuriert hat, wie viel er

Digitized by Google

Gutes gethan hat. Ihr werdet undankbar handeln, wenn Ihr ihm etwas anthut."

Unglücklicherweise traf gerade jetzt die Nachricht ein, daß die abgezogene Bande der Räuber die Wohnungen von einigen unserer Wachsoldaten überfallen, ausgeraubt und ihren Verwandten überhaupt manch' Uebles angethan hatte. Diese Nachricht gab den Ausschlag für die Plünderung. Sie hatten aber noch nicht Zeit gehabt, zu dem Thore zu gelangen, das von dem äußeren Hof zu dem mittleren Hof führte, der sich zwischen dem äußeren und dem inneren Hof befand, als schon mein Karawan-Baschi, Nassir-Chan, durch einen geheimen Durchgang zu mir gelangt war. Er schlug sofort Lärm und machte uns auf den bevorstehenden Ueberfall aufmerksam. Mein erster Befehl war der, daß sich alle meine Kosaken in dem Vorhause versammeln sollten, vor dem Thore, das von unserem Hof auf den mittleren Hof führte. Die Gewehre waren geladen, die Kosaken warteten nur auf das Kommando, um Feuer zu geben.

In dem Augenblick, wo Nassir-Chan anlangte, war Mossin-Chan rasch von seinem Bett aufgesprungen; er schlüpfte hastig in seinen kurzen Pelz aus Kaninchenfell, warf einen Blick auf seinen Revolver und rannte spornstreichs aus dem Zimmer hinaus. Währenddem nun Nassir-Chan den Samaan-Beg in die Einzelheiten des geplanten Ueberfalls einweihte, berief ich in mein Zimmer den Wachtmeister und einige Kosaken und öffnete vor ihren Augen den Lederbeutel mit dem mir von der Regierung mitgegebenen Gelde. Ich teilte das Geld in zehn Teile und gab jedem Kosaken einen Teil. Es waren das gerade 1000 Rubel in bucharischer Silbermünze. Außerdem hatte ich noch 400 afghanische Rupien.

Während dieser Operation erschien in dem Zimmer Mossin-Chan und bat mich um Geld.

„Warum brauchen Sie Geld," fragte ich Mossin-Chan.

„Man muß es den aufrührerischen Wachtsoldaten geben," antwortete er in nervöser Erregung. „Sie wollen uns überfallen .... Es ist besser, ihnen Geld zu geben."

„Wie haben Sie mich denn gestern versichern können," eiferte ich, „daß uns keinerlei Gefahr droht."

„Ach, Doktor-Saib! Jetzt sind ganz besondere Zeiten. Was

16*

Digitized by Google

gestern unmöglich war, das ist heute durchaus möglich. Vergessen Sie nicht, daß Sie in Afghanistan sind."

Bevor mich Mossin-Chan um Geld ansprach, hatte ich schon selber die Idee gehabt, den Aufrührern eine gewisse Summe anzubieten. Ich machte darum keine Widerrede mehr, es war übrigens auch keine Zeit dafür vorhanden.

„Wie viel brauchen Sie?"

„Geben Sie 300 Rupien."

Ich gab ihm 400, befahl aber, das Geld nicht mit einem Male den Aufrührern zu geben, sondern ihnen eine geringere Summe anzubieten, etwa 200 Rupien. Ich riet ihm, daß er mit den Aufrührern überhaupt möglichst hartnäckig handeln möchte.

Ich hatte noch nicht mal Zeit, die 400 Rupien abzuzählen, als Nassir-Chan in das Zimmer hereinstürzte und meldete, daß die Afghanen die Wache am Thore, das aus dem äußeren Hof in den mittleren führte, überwältigt hätten. Sie standen jetzt vor dem Thor, durch welches der mittlere Hof von dem Korridor getrennt war, der zu dem Thore unseres inneren Hofes führte. Dieses Thor und ebenso auch die vorerwähnten Thore hatten die Leute Mossin-Chans inne. Gleichzeitig erfuhr ich, daß die Afghanen sich unserer Reit- und Lastpferde bemächtigt hätten. Allerdings waren die Aufrührer nur 60 Mann stark und unsere Berdanflinten genügten vollständig, um mit ihnen fertig zu werden [1]). Ich wollte aber nicht zu diesem außerordentlichen Mittel greifen. Es schien mir umsoweniger ratsam, hiervon Nutzen zu ziehen, weil ja die ganze Stadt von Soldaten überschwemmt war, die gegenwärtig überall, wo es nur anging, plünderten. Die Gewehrsalven hätten leicht ganze Haufen von Räubern zu unserem Hause heranziehen können. Sie würden sich natürlicherweise mit denjenigen vereinigen, die mich plündern wollten, ihre Zahl konnte somit ganz unendlich anwachsen und das hätte dann ein Geschichte abgegeben, aus der wir kaum mit heiler Haut herausgekommen sein würden. Die Bedenken brachten mich eben dazu, daß ich mich von den Räubern loszukaufen versuchte. Mossin-

[1]) In Kabul sind einige Regimenter mit Schnellfeuerwaffen ausgestattet. Im Vilajet Tschaar haben die Truppen jedoch nur Vorderlader.


Digitized by Google

Chan verließ nun mit dem Gelde und in Begleitung von Nassir-Chan, von Mahmet-Din-Chan und einigen Dienern den inneren Hof. Er kam merklich lange nicht zurück. In meiner Ungeduld ging ich aus dem Zimmer auf den inneren Hof hinaus. Der Scheiterhaufen, der hier am Abend angezündet gewesen war, war jetzt bereits erloschen, der ganze Hof war in Dunkel gehüllt, aber über dem äußeren Hof stand ein dunkel-roter Feuerschein; es brannten dort vermutlich zahlreiche Scheiterhaufen. Hinter der Außenmauer ließ sich ein Lärm und ein unordentliches Geschrei vernehmen. Hie und da erkannte ich die Stimme Mossin-Chans, was er sprach, konnte ich nicht unterscheiden; zudem wurde seine Stimme nahezu völlig übertönt von dem Geschrei der Menge. Plötzlich knallten zwei Schüsse und die Kugeln pfiffen durch die knotigen Zweige der Tschinaren. Es mußte zu dieser Zeit da hinter der Mauer etwas sehr Gefährliches, etwas was ich nicht zu enträtseln vermochte, vorgehen; nach und nach nahm der Lärm ab, die Stimmen ertönten nicht mehr so leidenschaftlich und bald darauf kam auch Mossin-Chan zurück mit der Meldung, daß die Aufrüher sich mit 400 Rupien hätten abfinden lassen.

Auf dem mittleren Hof war inzwischen folgendes vorgegangen:

„Sobald wir nur auf dem mittleren Hof erschienen," erzählte mir Nassir-Chan, legten zwei Wachtsoldaten ihre Gewehre auf Mossin-Chan an und schossen sie ab; in diesem Moment aber schlug der Befehlshaber der Wache auf ihre Gewehre los und die Kugeln flogen in die Luft; gleichzeitig begann er die Soldaten zu bereden, daß sie die Russen nicht töten möchten. „Was ist das für ein Rat? fort mit ihm! Zum Angriff!" schrie die Menge und der Offizier erhielt von seinen Soldaten mehrere Ohrfeigen. Er machte jedoch kein Wesen daraus und fuhr fort, die Leute von ihrem Unternehmen abzuhalten. „Nehmt lieber von den Russen das Geld, aber laßt sie in Ruhe," sagte er. „Was nützt es Euch, wenn Ihr sie tötet? Sie sind zwar Kaffirs, aber doch unsere Gäste." — Nassir-Chan behauptete, daß gerade diese Kaltblütigkeit des Offiziers uns gerettet habe. Anders wäre es geworden, wenn er Scheltworte und Schläge erwidert hätte, dann wäre es unvermeidlich zum Blutvergießen

Digitized by Google

gekommen. — Jetzt machte auch Mossin=Chan ihnen den Vorschlag, das Geld zu nehmen," erzählte Nassir=Chan weiter. „Die Soldaten forderten 2000 Rupien. Wir versuchten zu handeln. Mossin=Chan bot ihnen 200 Rupien, aber sie wollten nichts davon hören. Nun steigerte Mossin=Chan allmählich die Summe auf 300 Rupien und gab auch keine Tscheka mehr zu. Jetzt begann wieder der Lärm, die Soldaten wollten ein so geringes Lösegeld gar nicht annehmen und schickten sich bereits an, ihre Drohungen zu verwirklichen.

Nun aber verfiel Mossin=Chan auf folgende List, die sich auch in bester Weise bewährte: er sagte, daß die Russen nicht mehr als 300 Rupien besäßen und daß er selber zu dieser Summe seine 30 Rupien hinzugefügt habe, die er den Soldaten schenke. Dann bat er Mahmet=Din=Chan und mich, daß wir ihm Geld leihen möchten. Auf diese Weise brachte er eine Summe von 400 Rupien zusammen, obgleich wir wußten, daß Sie ihm gerade eine solche Summe gegeben hatten. Die Soldaten aber wollten sich noch immer nicht mit diesem Gelde begnügen und schickten sich an, die Thür zu erbrechen. Jetzt begann der Offizier sie wiederum zu bereden. „Was wollt Ihr mit dieser Plünderei bezwecken?" sprach er. „Es wird Euch ja ohnehin Geld geboten. Greift doch zu! Ihr wollt durchaus die Russen töten, aber wird das Euch auch gelingen? Da hinter der Mauer befinden sich 12 bewaffnete Leute; ihre Flinten machen 20 Schüsse in der Zeit, wo unsere nur einen. Ueberlegt Euch das ... Es ist besser, wenn Ihr einfach das Geld nehmt ..."

Nun begann auch Mossin=Chan die Menge zu bereden, daß sie die Russen schonen möchten. „Tötet mich, aber rührt unsere Gäste nicht an," sprach er. Er weinte sogar dabei. Auch Mahmet=Din=Chan sprach zu unseren Gunsten. Er bedrohte die Aufrührer mit einer Strafe von seiten des neuerwählten Emirs."

Die leichtgläubigen Soldaten waren auf diese Weise dahin gebracht, daß sie die ihnen gebotene Geldsumme annahmen. Sie glaubten wirklich daran, daß wir kein Geld mehr hatten, nicht minder aber dämpfte ihr kriegerisches Gelüst auch die unangenehme Perspektive einer Bekanntschaft mit unseren Berdangewehren.

Als das Geld den Soldaten übergeben worden war und

Digitized by Google

sie die Teilung vorgenommen hatten, gab ich den Befehl, daß sämtliche Pferde auf den inneren Hof geführt würden. Nassir-Chan begab sich, um diesen Befehl auszuführen, kehrte aber sofort unverichteter Sache zurück und erzählte, daß die Afghanen ihm nicht gestattet hätten, die Pferde in den inneren Hof abzuführen. Sie motivierten ihre Weigerung damit, daß gegenwärtig keine Notwendigkeit vorhanden sei, die Pferde in den inneren Hof zu führen, da ja weder uns, noch unserem Hab und Gut gegenwärtig eine Gefahr drohe. Ich hatte aber bereits wenig Zutrauen zu der afghanischen Wache und bestand auf meinem Befehl.

„Lassen Sie die Pferde auf jenem Hof," sagte Mossin-Chan. „Wenn die Soldaten das Wort gegeben haben, die Pferde zurückzugeben, so werden sie ihr Versprechen erfüllen. Es ist ja gleich, wenn sie Ihnen etwas Schlimmes anthun wollen, so werden Sie selbst wenn die Pferde hier sein sollten, doch nichts gegen einen solchen Haufen ausrichten können. Schließlich können Sie ja uns hier einfach aushungern . . ."

Ich war jedoch anderer Meinung. Ich glaubte, daß es im äußersten Fall möglich sein würde, einen Teil der Mauer einzureißen, dann die Pferde zu besteigen und sich durch Flucht zu retten. Ich befahl darum nochmals, die Pferde unter allen Umständen auf den inneren Hof zu führen. Meine Befehle blieben jedoch leere Worte. Nassir-Chan verschwand, blieb 15 bis 20 Minuten lang im äußeren Hof, dann kam er wieder, ohne etwas ausgerichtet zu haben. Ich war furchtbar aufgebracht hierüber und sagte damals Mossin-Chan und Nassir-Chan eine Menge unangenehmer Sachen, indem ich sie des Leichtsinnes und der Voreiligkeit bei der Entrichtung der Loskaufsumme an die Soldaten beschuldigte.

„Sie sollten das Geld nicht früher gegeben haben, als bis die Leute die Pferde ausgeliefert hätten," polterte ich. Allerdings hatte ich damals vergessen, daß ich in dieser Beziehung der einzige Schuldige war. Ich war so leichtsinnig gewesen, daß ich die Pferde auf dem äußeren Hof gelassen hatte. Nach und nach fand sich jedoch ein Ausgleich, die Pferde wurden hereingeführt und ich atmete freier auf.

Ein Bataillon unserer Turkestaner Schützen wäre völlig

Digitized by Google

genügend gewesen, um die ganze Stadt und dazu auch die „drohende“ Festung Tachtapul zusammenzuschießen!... Aber 10 Mann Kosaken!... Was konnte ich mit so geringen Kräften ausrichten? ich mußte zahlen... Zu befürchten war es, daß mit dieser einen Zahlung die Sache noch nicht zu Ende war. Es konnte eine zweite Räuberbande erscheinen und ebenfalls ein Lösegeld fordern. Es war kein Ende dieser Zahlungen abzusehen! Wir hatten aber nur 1000 Rubel Kronsgelder und ca. 400 Rubel, die mir und Samaan-Beg gehörten. Wir konnten in die Lage geraten, gar nichts mehr zum Loskauf anbieten zu können. Es war somit klar genug, daß wir sofort Afghanistan verlassen mußten. Ich entschloß mich dazu.

Infolge dieses Entschlusses sandte ich dem Lojnab um 6 Uhr morgens einen von Samaan-Beg geschriebenen Brief zu, in welchem ich von ihm eine entsprechende Eskorte forderte, um zum Amu-Darja zu gelangen.

„Wenn Sie auf diese meine Forderung nicht eingehen werden,“ hieß es in dem Schreiben, „und wenn ich heute bis 10 Uhr morgens keine Antwort erhalte, so werde ich die Stadt ohne Eskorte verlassen. Sollte uns aber auf dem Wege etwas Schlimmes zustoßen, so wird die afghanische Regierung und speziell Sie, der Lojnab Chosch-Dil-Chan, dafür vor Rußland die Verantwortung tragen müssen. Die russische Regierung wird sofort die erforderlichen Maßregeln ergreifen, die für die Sicherung ihrer Unterthanen und Gesandten in den Gebieten von Afghanistan von nöten sein werden.“

Den Brief wollte Mirsa-Mahmet-Din besorgen. Der „Chan-Ssaman“, Mirsa-Mahmet-Tasch, versprach seinerseits, den Lojnab davon in Kenntnis zu setzen, was uns in dieser Nacht zugestoßen war. Auch Mossin-Chan erklärte, daß er sich zum Lojnab begeben werde. Auf diese Weise hatten sich fast alle unsere afghanischen Beschützer entfernt und wir blieben allein zurück. Inzwischen waren die Gerüchte über die Unruhen der Soldaten in der vergangenen Nacht, die nunmehr eingelaufen waren, von ganz ungeheuerlicher Art. So erzählte man, daß 200 Mann aus der Wache des Lojnabs das Haus desselben überfallen, dasselbe völlig ausgeplündert und sich mit der Beute nach Tachtapul zurückgezogen hätten. Der Lojnab sollte seitdem verschwunden

Digitized by Google

sein, man wüßte nicht, wo er sich gegenwärtig aufhalte. Man erzählte, daß auch der Sserdar Feïs-Mahomed-Chan ausgeplündert sei, ja, von einigen wurde sogar behauptet, daß man ihn ermordet habe.

Weder Mahmet-Din-Chan, noch Mossin-Chan, noch Mahmet-Tasch waren gegenwärtig zurückgekehrt und ich befürchtete, daß mein Schreiben nicht an die rechte Adresse gelangt sei. Auf jeden Fall hatte ich die Pferde unter Sattel stehen lassen; die Kosaken blieben auch bewaffnet und vier Mann von ihnen standen auf der Wache.

Gegen 8 Uhr morgens kehrte Mossin-Chan zurück. Meine Fragen beantwortete er nur ausweichend. Ueber den Lojnab sagte er kein Wort, trotz meiner Anfragen. Er hatte den Lojnab wohl nicht gesehen. Uebrigens erklärte er, angeblich im Namen des Lojnabs, daß wir noch an diesem Abend abreisen würden, und zwar um 10 Uhr. Ich protestierte gegen die späte Stunde der Abreise, es schien mir praktischer, die Stadt am Tage zu verlassen. Am Tage, dachte ich, sieht man eine jede Gefahr genauer, von welcher man bedroht wird; in der Nacht hingegen, da kann der geringste Umstand Anlaß zur größten Verwirrung geben. Mossin-Chan bestand jedoch auf dieser Anordnung. „Am Tage ist es gefährlich," wiederholte er; „in der Nacht hingegen, da kann man unvermerkt die Stadt verlassen. Unter den gegenwärtigen Umständen, da zeige selbst ich mich, der ich doch ein Afghane bin, nur mit größter Vorsicht auf den Straßen."

Gegen ein derartiges Argument ließ sich natürlich nichts einwenden. Auch dieses mal mußte ich Mossin-Chan nachgeben.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Doktor-Saib," fuhr er fort. „Wir werden Sie ohne jegliche Gefahr aus der Stadt hinausbringen. Verlassen Sie sich auf mich. So lange ich noch am Leben bin, droht Ihnen nicht die geringste Gefahr. Wenn man mich tötet, dann allerdings, dann weiß ich nicht, was mit Ihnen passieren kann."

Zu derartigen Behauptungen Mossin-Chans verhielt ich mich recht skeptisch. Ihm droht wohl, dachte ich, eine nicht geringere Gefahr, als uns, den Russen. Man konnte uns bis auf die Haut ausplündern; das war das Schlimmste, was uns bevorstand; ihn aber würde man am ehesten wohl totschlagen.

Digitized by Google

Man hatte mir erzählt, daß ein Teil unserer afghanischen Wache gegen Mossin-Chan in hohem Grade erbittert wäre, wegen seiner grausamen Strenge. Dies Gerücht mochte nicht unbegründet sein, man braucht sich ja bloß an einen Fall in dieser Art zu erinnern, von dem ich im 5. Kapitel des ersten Bandes gesprochen habe. Ich muß hier übrigens bemerken, daß nicht nur Mossin-Chan allein, sondern überhaupt alle afghanischen Vorgesetzten im Militär und im Civildienst sehr grausam ihren Untergebenen gegenüber sind. Ich war mehrfach Zeuge dessen, wie der Kemnab Mirsa-Mahomed-Hassan-Chan, der unter den höheren afghanischen Militärs vielleicht einer der mildesten und humansten war, seine Untergebenen eigenhändig durchprügelte. Natürlicherweise konnten nun die afghanischen Soldaten ihren Vorgesetzten gegenüber keine besonderen Sympathieen hegen. Sie machten bei passender Gelegenheit mit ihnen Abrechnung: ein Messer zwischen die Rippen — und damit war es aus.

Nach der Ankunft Mossin-Chans wurde mir die Meldung gemacht, daß der Sserdar Abdullah-Chan eingetroffen sei. Ich erwartete, daß er bei mir vorsprechen werde, er begnügte sich aber damit, daß er ein paar Minuten im äußeren Hof verweilte und sich dort mit der afghanischen Wache unterhielt. Er dankte den Soldaten für ihren treuen Dienst (?) und für die Selbstaufopferung (!), mit welcher sie den Doktor-Saib verteidigt hätten. Er versprach ihnen eine Belohnung an Geld und begab sich daraufhin nach Tachtapul, angeblich zu dem Zweck, um den neuen Regenten des Vilajets Tschaar, Mahmet-Issa-Chan, von dort nach Masari-Scherif zu bringen.

Um 9 Uhr morgens besuchte mich der Sserdar Neïk-Mahomed-Chan, der leibliche Bruder des verstorbenen Emirs. Es ist das ein kleiner, ziemlich hagerer Mann, mit sehr ausdrucksvollen Gesichtszügen. Man sah es ihm an, daß er mehrere Nächte nacheinander nicht geschlafen hatte. Seine Augen hatten einen gläsernen Glanz, sie waren von dunklen Ringen umgeben, die Lider waren angeschwollen. Er mochte ungefähr 28 Jahre alt sein. Gegenwärtig war er der Chef aller Truppen in Vilajet Tschaar, vor dem Tode des Emirs war er der Befehlshaber seiner Eskorte gewesen.

Nach den üblichen Begrüßungen erklärte mir der Sserdar,

Digitized by Google

daß mein an den Lojnab adressierter Brief von ihm, Neik-Mahomed-Chan, erhalten worden sei. Es wären alle durch den Inhalt dieses Briefes sehr betroffen gewesen.

„Wir haben absolut nicht erwartet," sagte er, „daß Ihnen etwas Aehnliches zustoßen könnte. Ja, wir hatten in dieser Zeit gewissermaßen vergessen, daß unsere „teuren Gäste" hier existierten. Der Tod des Emirs, seine Bestattung [1]), dann die Wahl des neuen Emirs — alles das hatte uns vollständig in Anspruch genommen. Ich versuche mich nicht zu rechtfertigen, wir tragen ja die Schuld daran, daß Sie diese Unannehmlichkeit erlitten haben. Gegenwärtig aber wird Sie niemand auch nur mit dem Finger berühren dürfen. Alle Soldaten haben das Versprechen gegeben, Sie nicht anzurühren."

Er bestätigte mir auch die Wahl des Mahmet-Jakub-Chan zum Emir und diejenige seines Sohnes zum Regenten von Afghanisch-Turkestan.

Zum Schluß unserer recht kurzen Unterhaltung teilte er mir mit, daß er seinerseits alles daran setzen werde, um uns ungefährdet und „in Ehren" aus der Stadt zu geleiten. Als ich mich nach der Zeit der Abreise erkundigte, bestimmte er sie noch für diese Nacht, „etwa zwei oder drei Stunden nach Sonnenuntergang." Auf meine Frage, warum ich die Stadt in der Nacht verlassen solle, antwortete er, daß das bequemer sei. Als ich aber hierüber meine Zweifel aussprach, bemerkte er: „Es giebt jetzt zwar eine Regierung, aber die Ordnung ist noch lange nicht hergestellt. Bei einer Begegnung mit den Soldaten könnte man immerhin noch irgend welchen Unannehmlichkeiten ausgesetzt sein." Der Sserdar widersprach sich offenbar selber. Soeben erst hatte er gesagt, daß die Soldaten ein Versprechen gegeben hätten, uns nicht anzurühren, jetzt aber befürchtete er, daß die Truppen uns irgend welche Unannehmlichkeit anthun könnten. Der Widerspruch, in welchen sich der Sserdar verwickelt hatte, sprach zweifellos dafür, wie außerordentlich die Leidenschaften der Menge

[1]) Der Emir Schir-Ali-Chan war sehr bescheiden, gerade wie im geheimen, bestattet worden und zwar in der Nähe des Masars. Auf seinem Grabe befindet sich eine Marmorplatte mit der Aufschrift: „Hier ruht die Asche Schir-Ali-Chans, des Emirs von Afghanistan."

Digitized by Google

entfesselt waren: auch über seinem, des Befehlshabers Haupte schwebte dem Schwerte des Damokles, nämlich der Eigenwille der zügellosen Soldateska.

Ich mußte mich natürlich dem Willen des Neïk-Mahomed-Chan in bezug auf die Zeit des Ausrückens aus der Stadt fügen. Er entfernte sich hierauf mit dem Versprechen, mich am Abend vor meiner Abreise aus der Stadt nochmals zu besuchen.

Bald darauf kehrte auch der Mirsa-Mahmet-Din-Chan zurück und erzählte, wie er nach dem Lojnab geforscht habe. Der Lojnab befand sich zu dieser Zeit in dem Hause des Neik-Mahomed-Chan. Hier befand sich auch Mahmet-Haschim-Chan. Als der Lojnab meinen Brief von Mahmet-Din-Chan erhielt, wollte er ihn beantworten. Neik-Mahomed-Chan beschloß jedoch, sich mit mir persönlich über das Notwendige zu besprechen und begab sich sofort zu mir. Der Lojnab und Mahmet-Haschim-Chan befanden sich momentan in Arrest.

Inzwischen knallten in der Stadt fast ununterbrochen Flintenschüsse. Mitunter gab es auch ganze Salven. Ein unheimliches Gefühl war es, zwischen seinen vier Wänden zu sitzen, währenddem draußen allerorts das Gespenst der Gewaltthaten und des Mordes herumirrte! ... Wir waren auf alles gefaßt. Wir erwarteten jeden Moment, daß eine Bande verzweifelter Kerle auf uns stoßen und daß dann ... Der Offizier der Wache versicherte allerdings, daß wir gegenwärtig nichts zu befürchten hätten, daß er uns vor jeglichen Räubern beschützen werde. Aber nach dem nächtlichen Vorfall legte ich schon nicht viel Wert auf seine Worte.

Gegen 11 Uhr besuchte mich ein Hadschi, ein Awschare von Geburt, mein Patient. Er war schon längst gesund, besuchte mich aber doch noch von Zeit zu Zeit. Nachdem er mit seinen Begrüßungen fertig war, begann er mich zu beruhigen und versicherte, daß meine Sicherheit keineswegs gefährdet sei. Wenn es auch in der Stadt einen bedeutenden Wirrwarr gegeben hätte, so wäre das eine übliche Erscheinung in Afghanistan nach dem Tode eines Emirs, bevor der neue Emir gewählt sei.

„Niemand wird Sie aber auch nur mit dem Finger berühren,“ wiederholte er mehrfach.

Er blieb bei mir einige Minuten, hatte eine ganze Menge

Digitized by Google

von unnützem Zeug zusammengeschwatzt und entfernte sich schließlich mit den Pulvern, die ich für ihn vorbereitet hatte. Er war allerdings gegenwärtig gesund, früher litt er an Gelbsucht, „Icterus“, immerhin hatte er sich bei mir die Arznei erbeten, — „für jeden Fall“, wie er sich ausdrückte, „da ja der Doktor-Saib uns heute verlassen wird.“

Nun stellte sich noch bei Samaan-Beg das Wechselfieber ein. Dieser Besuch kam uns höchst ungelegen. Auch bei mir brach ein heftiges Kopfweh aus und ich befürchtete ebenfalls einen Fieberanfall, da heute der dritte Tag seit dem letzten Anfall war; ich hatte übrigens am Morgen 10 Gran salzsauren Chinin geschluckt und war somit bis zu gewissem Grade garantiert vor einem neuen Fieberausbruch. Da ich nun zwei Nächte kaum etwas geschlafen hatte, so wollte ich während des Tages das nachholen, was ich während der Nacht versäumt hatte; aber die eigentümliche Lage, in welcher ich mich befand, bewährte sich als ein unversöhnlicher Feind des Schlafes. Man behauptet, daß die Soldaten unter dem Donner der Kanonen schlafen können. Natürlich hat die Gewohnheit hier viel zu sagen. Ich glaube aber nicht, daß ich dabei einschlafen könnte: ich habe nun einmal einen so dummen, feinfühligen Schlaf.

Inzwischen war Nassir-Chan bei mir eingetreten und meldete, daß die Pferde vermutlich auch heute noch hungrig bleiben würden. Er hatte bloß irgendwo ein wenig Ssaman aufgetrieben. Allerdings hatte dieser merkwürdige Mann sich auch Gerste zu verschaffen gewußt, aber ... dabei eine sehr traurige Geschichte durchgemacht. Er erzählte folgendes:

Als er den Sack mit Gerste auf einem Esel führte, begegnete ihm eine Bande afghanischer Soldaten.

„Was führst Du da?“ rief ihm drohend einer der Soldaten zu.

„Ich führe Gerste, Saiben,“ antwortete Nassir-Chan demütig.

„Für wen und wohin?“

„Dem Doktor-Saib in sein Haus.“

Nun ergriff der Afghane den Esel an den langen Ohren und führte ihn in einer ganz anderen Richtung ab.

„Saiben, Ihr führt den Esel nicht an den rechten Ort

Digitized by Google

hin!“ bemerkte Nassir-Chan. „Ich müßte ja die entgegengesetzte Richtung einschlagen ....“

Er mußte aber sofort schweigen, denn die Soldaten begannen ihn mit Flintenkolben zu schlagen.

Irgendwo hatte er auch ein wenig Brot für die Kosaken eingekauft, aber weder ein Hammel, noch Hühner, noch Milch, noch Butter war zu erlangen gewesen. Es war schon gegen 6 Uhr abends, als der unersetzliche Mirsa-Mahmet-Tasch uns einen Pilaw zubereitet hatte. Wenn er nicht dagewesen wäre, so würden wir wohl diesen und auch den folgenden Tag auf den Speisezettel des heiligen Antonius angewiesen gewesen sein. Unwillkürlich dachten wir jetzt an Rußland. Da giebt es zu dieser Zeit selbst in den ärmsten Häusern und Familien einen Ueberfluß an allen möglichen Speisen. Es war das ja der Sonnabend der Fastnachtswoche (Butterwoche). Da giebt's allerorts „Bliny“ (eine Art Pfannenkuchen) von verschiedener Art und von verschiedenem Geschmack, bei uns aber .... bei uns war bereits die „große Fastenzeit“ angebrochen.

Da ich nun gar nichts zu thun hatte, so beschaute ich mir, vielleicht schon zum hundertsten Mal, die Pferde. Das zweitägige Fasten hatte offenbar keinen Einfluß auf sie gehabt; während ihres Aufenthaltes in Masari-Scherif waren sie so feist und kräftig geworden, daß sie gewiß auch eine viel bedeutendere Fastenzeit hätten bestehen können.

Inzwischen wußte ich absolut nicht, was ich vornehmen sollte; das Erwarten des Momentes der Abreise war für uns geradezu peinigend. Man kam auf die häßlichsten Gedanken und konnte sich der schlimmen Vorahnungen absolut nicht erwehren. Ich glaubte gar nicht daran, daß wir ungehindert die Stadt verlassen könnten, trotz all' der Versicherungen der wenigen Afghanen, die uns ihre Freundschaft bewahrt hatten, daß wir keiner Gefahr ausgesetzt wären. Jedenfalls waren diese Versicherungen schon gar zu allgemein gehalten. Es liefen bei uns immer neue Berichte von neuen Kämpfen ein. Es wurde erzählt, daß der Lojnab mit einer Eskorte nach Tachtapul befördert worden sei und daß er sich dort in strengem Gewahrsam befände; sein Haus war angeblich ausgeplündert worden.

Digitized by Google

Um $2^1/_2$ Uhr nachmittags ließen sich Flintensalven vernehmen.

Bald darauf begann man aus Kanonen zu schießen. Es schien gerade, als ob man unmittelbar vor dem Thore unseres äußeren Hofes schoß. In der Stadt war ein unbestimmter Lärm und ein Geschrei zu vernehmen.

Ich hatte mich soeben erst zum Thee hingesetzt. Als ich das Schießen vernahm, eilte ich auf den Hof hinaus. In dem Vorhof stieß ich auf die Kosaken; sie hielten ihre Gewehre in Bereitschaft; ihre Augen glühten von einem wilden Feuer...

„Na, das ist mir ein Volk — diese Afghanen," rief ich im scherzenden Ton den Kosaken zu. „Die lassen einem nicht mal ruhig Thee trinken! Da wird man immer gestört...."

Dieser Scherz ermunterte augenscheinlich die Kosaken; einige von ihnen lächelten bei all' ihrer nervösen Spannung.

„Der chana bibaschid, der chana bibaschid, Doktor-Saib!" (Verlassen Sie das Zimmer nicht...) rief mir Mossin-Chan zu, sobald ich auf dem Hofe erschien.

Er stand, umgeben von seinen Leuten, an dem Thore, das von unserem Hof auf den mittleren Hof führte. Es schien mir, als ob die Augen seiner Leute einen ebenso phosphorescierenden Glanz hätten, wie diejenigen der Kosaken.

„Was geschieht denn da?" fragte ich Mossin-Chan auf russisch, ohne in diesem Moment zu überlegen, daß er ja kein einziges Wort russisch verstand.

Als Antwort auf meine Frage winkte er mir nur verzweifelt in der Richtung zu meinen Zimmern hin.

Unser Hof war völlig überströmt von den goldigen, milden und warmen Sonnenstrahlen. Ein jeder Sonnenstrahl berief die in der erwärmten Erde schlummernden Millionen von Keimen zum Leben. In der Luft war der mächtige Atem des Frühjahrs zu spüren, der dem Menschen ein so energisches und erneutes Bewußtsein von Leben und Kraft einflößt. Die Natur fesselte mit all' ihrem Zauber die Menschheit an das Leben — über unseren Häuptern aber schwebte der Engel des Todes..... um uns herum wurde gemordet......

Ich zog mich sofort in meine Zimmer zurück. Was mochte da hinter den Mauern des Hauses vorgehen?...

Digitized by Google

Ein paar Minuten später erfuhren wir, daß gegenwärtig das Haus des Lojnabs bis auf den Grund ausgeplündert wurde; es war in ihm „auch keine einzige Matte zurückgeblieben“, wie Mahmet-Tasch versicherte.

„Beunruhigen Sie sich nicht,“ rief mir ein Wachtsoldat zu, „es wurde da der Palast des Lojnabs geplündert.“

Die Flintensalven, die ich um halb drei gehört hatte, rührten von zwei Räuberbanden her. Die Herater und Kabuler Kavalleristen waren nämlich bei der Plünderung des Palastes in einen Streit um die Beute geraten — und nun gab es eine Schlächterei. Gleichzeitig wurde auch das Haus des Steuereinnehmers (Mestofi) ausgeplündert.

Als Neïk-Mohamed-Chan von diesem neuen Ausbruch des Kampfes Nachricht erhielt, ließ er von der Stadtcitadelle aus die königlichen Salutschüsse abfeuern, zum Zeichen, daß der neue Emir erwählt und eine Regierungsgewalt jetzt bereits wiederum bestehe. Er begab sich selber zu den Kavalleristen, die, als er auf dem Kampfplatze erschien, sich zerstreuten. Nun entsandte er Herolde, die durch sämtliche Straßen und Bazare der Stadt zu reiten und in ihnen zu proklamieren hatten, daß die obrigkeitliche Gewalt in dem Reiche wiederum hergestellt sei und daß jetzt alle Räuber und Empörer, die bei ihrem Verbrechen ertappt würden, in Gefangenschaft genommen und mit dem Tode bestraft sein werden.

Ich machte mich inzwischen zur Abreise aus der Stadt bereit. Als Mossin-Chan meine 16 Packkoffer erblickte, schüttelte er mißbilligend sein Haupt.

„Wissen Sie was, Doktor-Saib,“ sagte er, „lassen Sie die „Jachtanen“ hier in der Stadt zurück. Wir senden Sie Ihnen später in aller Richtigkeit nach.“

„Ja, warum soll ich sie denn hier zurücklassen?“ entgegnete ich, „es befinden sich in ihnen Sachen, die mir durchaus unentbehrlich sind.“

In sechs Koffern befand sich die Apotheke, in zweien der Vorrat an Geschirr, das Verbandmaterial, die chirurgischen Instrumente und anderes mehr. In den übrigen Koffern befanden sich meine Sachen und auch die Sachen der Kosaken.

„Die Sachen können Sie schon mitnehmen,“ behauptete

Digitized by Google

Mossin-Chan. „Ich rede nur davon, daß Sie die Packkoffer lassen mögen."

„Warum soll ich die Koffer zurücklassen? Wo werde ich die Sachen unterbringen?" entgegnete ich Mossin-Chan.

„Lassen Sie nur die Koffer. Die große Anzahl derselben wird bei allen denjenigen, auf die wir stoßen, den Verdacht erwecken, daß Sie Gold darin führen. Die Sachen aber können Sie in einfachen Säcken, in „Chorschumen" (Band I., S. 21) unterbringen."

Mahmet-Din-Chan schloß sich völlig der Meinung des Mossin-Chan an.

„Haben Sie mir diesen Rat persönlich zu erteilen, oder ist das der Sserdar Neïk-Mahomed-Chan, der Sie dazu bewogen hat?" fragte ich.

„Nein, der Sserdar hat darüber kein Wort gesagt; der Rat geht von uns selber aus."

„Nun, in diesem Fall halte ich's für unpraktisch, die Jachtanen hier zurückzulassen," meinte ich, indem ich hiermit unser Gespräch abschloß.

Uebrigens hatte ich doch dem Mahmet-Din-Chan den Auftrag erteilt, mir für „jeden Fall" die erforderliche Anzahl von Säcken und Chorschumen zu besorgen. Ohne Garantie von seiten des Neïk-Mahomed-Chan wollte ich jedoch die Koffer nicht in Masari-Scherif zurücklassen.

Späterhin fand sich bei mir der Offizier der afghanischen Eskorte ein und sprach höchst ausführlich über den nächtlichen Ueberfall. Er versäumte natürlich nicht, wie das einem rechten Herater geziemte, manches hinzuzulügen, indem er seine Heldenthaten und die dem Doktor-Saib erwiesenen Dienste herausstrich. Er bewarb sich offenbar um ein Geschenk. Ich beschloß, ihm etwas zum Andenken zu schenken, ohne Rücksicht auf den Anteil, den er ja gewiß von dem Lösegeld erhalten hatte. Mossin-Chan und Mirsa-Mahmet-Din ließen ebenfalls bei dieser Gelegenheit einige Worte zu ihren eigenen Gunsten einfließen. Ich anerkannte natürlich, daß sie mir zweifellos viel Nutzen gebracht hatten, vergütete ihnen aber vorläufig ihre Dienste noch nicht. Ich versah Mahmet-Din-Chan bloß mit einigen Unzen Jod-Tinktur, welche ich ihm auch früher für seinen Muskelrheumatismus ge-

Digitized by Google

geben hatte, und Mossin-Chan mit einer kleinen Quantität Chinin.

Um 6 Uhr abends besuchte mich der Neffe des Emirs, der jüngste Bruder des Haschim-Chan, der Sserdar Mahmet-Taïr-Chan. Auch dieser eröffnete seine Unterhaltung mit Beruhigungen.

„Der Sserdar Neik-Mahomed-Chan wird keine Anstrengung scheuen, um Sie sicher bis zur afghanischen Grenze zu geleiten," sagte er. „Er wird Ihnen eine Eskorte zur Begleitung mitgeben, die aus den treuesten und zuverlässigsten Männern bestehen wird, welche Sie um keinen Preis im Stich lassen werden. Es ist das gegenwärtig der allgemeine Wunsch der Familie des Emirs, daß wir Sie in Ehren und ungefährdet von hier heraus führen."

Daraufhin bot er mir im Namen des verstorbenen Emirs einige Geschenke an, oder richtiger gesagt, das Honorar für meine Behandlung. Es waren das zwei Kaschmirshawls und zwei Säckchen mit Silber. Ich wies die Geschenke zurück, der Sserdar aber beharrte darauf, daß ich sie annehmen sollte. Schließlich nahm ich die Shawls, lehnte aber das Geld kategorisch ab.

Ich teilte dem Sserdar mit, daß Mossin-Chan mir geraten habe, statt der Jachtanen Chorschumen auf den Weg zu nehmen. Er sprach sich ebenfalls für diesen Vorschlag aus und sagte, „daß es gewiß gefährlich wäre, eine so bedeutende Anzahl von Koffern mit sich zu führen."

Nachdem wir uns noch einige Zeit unterhalten hatten, erhob sich der Sserdar, drückte mir die Hand, wünschte mir in einigen warmen Worten eine glückliche Reise und entfernte sich.

Ich sandte nun sofort den Mirsa-Mahmet-Din-Chan nach den Säcken ab und traf selber noch meine letzten Vorbereitungen zur Abreise.

Digitized by Google

9. Kapitel.

Die Abreise von Masari-Scherif.

Ich erwarte die „Chorchumen". — Der Mirsa-Mahmet-Din-Chan. — Mein zukünftiger Correspondent. — Die Apotheke wird gerettet, das schwere Gepäck geht verloren. — Ich wünsche nicht, mein Leben in Afghanistan zu lassen. — Die Ankunft des Sserdars Neik-Mahomed-Chan. — Ein unerwünschter Reisebegleiter. — Mossin-Chan wird empfindlich. — Neuigkeiten vom anglo-afghanischen Kriegsschauplatz. — Das verlorene „Jabu". — Wir passieren die Stadt. — Der Abschied vom Sserdar. — Wir befürchten eine Verfolgung. — Der Kampf mit der Atmosphäre. — Ein Sand-„Buran". — Was nun? — Mossin-Chan und die Usbegen. — In Ssiagyrd. — Zwei Tage ohne Nahrungsmittel. — Der Weg durch die Wüste. — Ich werde von den bucharischen Boten gesucht. — Am Ufer des Amu. — Der Abschied von Mossin-Chan. — Ein Rückblick auf unsere Erlebnisse in Afghanistan. — Jenseits des Amu.

Patta-Gjusar, am 12. Februar.

Endlich stehe ich auf festem Boden. Bisher hatte der Boden unter meinen Füßen gewankt. Jetzt kann ich in Ruhe alles das aufschreiben, was unmittelbar vor meiner Abreise aus Masari-Scherif geschah, was während dieser Reise und nach derselben vorfiel; allerdings ist das Schreiben nicht gerade bequem: zum Schreibtisch dient mir mein Feldbett, zum Stuhl die Mutter Erde.

Am Abend des denkwürdigen Tages, der mir so viele intensive Empfindungen zugebracht hatte, d. h. am 10. Februar, stand der Zeiger der Uhr schon auf 8, als noch immer keine „Chorschumen" und keine Säcke eingetroffen waren. Schließlich erschien Mirsa-Mahmet-Din mit der Meldung, daß er weder das eine, noch das andere aufgetrieben habe. Was war nun zu thun? Immerhin mußte ich ihm für seine früheren und gegenwärtigen

Digitized by Google

Sorgen um uns und die Dienste, die er geleistet hatte, danken. Ich schenkte ihm zum Andenken eine silberne Taschenuhr, was ihn in Entzücken, aber gleichzeitig auch in Verlegenheit brachte.

„Ich bin Ihnen, Doktor-Saib, sehr dankbar für das Geschenk," sagte er ganz aufgeregt. „Das muß ich Ihnen aber sagen, daß, wenn ich Ihnen und den Russen überhaupt irgendwelche Dienste erwiesen habe, so geschah das keineswegs darum, weil ich von Ihnen irgendwelches Geschenk erwartete. Sie sind unsere Gäste, es war meine Pflicht, dafür zu sorgen, daß es Ihnen bei uns möglichst gut gehe."

Ich muß es gestehen, daß ich durch die Worte des ehrenwerten Mirsa sehr beschämt war. Wir waren nämlich während unseres Aufenthalts in Masari-Scherif mit diesem Menschen recht ungeniert umgegangen; wir betrachteten ihn als einen Diener. Er bekam von uns lediglich nur Befehle zu hören: verschaffe uns das, gehe dorthin, sorge dafür, daß die Pferde genügend Futter bekommen und die Leute genügend Nahrungsmittel, laß das Bad einheizen, laß den Pferdemist vom Pferdehof schaffen u. dgl. m. Den seelischen Eigenschaften dieses Mannes schenkten wir wenig Aufmerksamkeit, niemand dachte daran, ihn näher zu prüfen. Jetzt erst lernte ich diesen vortrefflichen Mann kennen, der uns so uneigennützig gedient hatte; er war es gerade, der uns am meisten Gutes erwiesen hatte; er war der erste, der sich zu dem Lojnab begeben hatte, um ihn auf die Gefährlichkeit eines längeren Aufenthaltes für uns in Masari-Scherif aufmerksam zu machen und ihn zu bitten, daß er uns möglichst schnell aus der Stadt befördern möge. Er hatte am meisten mit den nächtlichen Räubern gehandelt; er hatte meinen Brief an den Lojnab befördert und zwar zu einer Zeit, wo das Räuberwesen, die Anarchie in der Stadt ihren Gipfelpunkt erreicht hatten. Er hatte sich bemüht, mir die „Chorschumen" zu verschaffen und wenn ihm das nicht gelungen war, so waren sie wohl wirklich nirgends aufzutreiben gewesen. Ich bin bereit, dem Wesir vieles zu verzeihen dafür, daß er uns einen so nützlichen Hofmeister mit einer so guten und edlen Seele zurückgelassen hatte. Der Wesir aber trug schuld daran, daß wir mit diesem Mann so schlimm umsprangen. Mahmet-Din-Chan war nämlich ein Anverwandter

Digitized by Google

des Wesirs; da wir nun keineswegs schmeichelhafter Meinung von dem Wesir waren, so beurteilten wir nach dem Wesir auch diesen seinen Anverwandten, den ewig in seinen Leinwandplaid eingehüllten langen und gebeugten Alten. Ich bedauerte sehr, daß ich mich so geirrt hatte.

Ich beschenkte daraufhin auch den Mirsa-Mahmet-Tasch, der uns ja seinerseits stets mit vorzüglichem Pilaw und vorzüglichem Kjabab beschenkt hatte. Selbst am 10. Februar war es ihm gelungen, trotzdem daß alle Buden in der Stadt geschlossen waren, einen prächtigen Pilaw zu bereiten, dem wir unter anderen Umständen wohl alle Ehre angethan hätten. Dazumal blieb der Pilaw allerdings fast unberührt.

Ich schenkte dem Mirsa zwei Seidenchalats und einen silbernen Becher. Er war mit seinen Geschenken außerordentlich zufrieden. Um seine Dankbarkeit zu bezeugen, erklärte er sich bereit, mir nach meiner Abreise aus Masari-Scherif über alle Ereignisse, die im Vilajet Tschaar vorgehen würden, Bericht zu erteilen. Ich ging selbstverständlich mit Vergnügen auf diesen seinen Vorschlag ein. In bezug auf unsere Verbindung trafen wir folgendes Abkommen: der Mirsa sollte sein Schreiben auf den Namen des Begs von Schirabad adressieren; in diesem Briefcouvert sollte aber ein Brief auf meinen Namen oder auf den Namen von Samaan-Beg hineingelegt werden. Sollte das zustande kommen, so wäre das ja sehr schön. Somit könnten wir auch noch nach meiner Abreise zuverlässige Nachrichten aus Afghanisch-Turkestan erhalten und hätten die Möglichkeit, uns in unserem Verkehr mit der afghanischen Regierung nicht bloß auf die offiziellen Berichte der afghanischen Administration zu stützen, falls solche Berichte nach dem, was vorgefallen war, noch weiterhin in Taschkent eingehen sollten [1]).

---

[1]) Mirsa-Mahmet-Tasch kam seinem Versprechen in bester Weise nach. Er schrieb mir mehrmals im Jahre 1879. Nach Verabredung übersandte er seine Briefe dem Beg von Schirabad und hielt sich gewiß überzeugt, daß ich seine Briefe richtig erhalten würde. Der verräterische Beg aber sandte die auf meinen Namen adressierten Briefe nach Buchara dem Emir ein. So geschah das mehrere mal; späterhin aber begnügte sich der Beg nicht bloß damit, daß er die fremden Briefe unterschlug. Nachdem er drei — vier Briefe erhalten hatte, benachrichtigte er den Naïbil von Masari-Scherif, Gulam-Haider-Chan, von den

Digitized by Google

Inzwischen war ich ohne Chorschumen geblieben. Ich mußte die Jachtanen und die Sachen zurücklassen. Ich ließ aus meinen Jachtanen meine Sachen in ein paar Chorschumen einpacken, die ich schon früher einmal mir angeschafft hatte. Die Apotheke, die ich auf die unentbehrlichsten Mittel reduziert hatte, brachte ich in einem Chorschum unter, den wir schon von unserer Ausrüstung her hatten, den größten Teil der Medikamente mußte ich aber doch zurücklassen. Ich hatte natürlich meinen ganzen Vorrat an Chinin mitgenommen und auch die chirurgischen Instrumente. Meine Sachen, Bücher und die Apotheke hier zu lassen, das that mir allerdings leid . . . aber was war da zu machen? Behauptete ja die höchste afghanische Administration, daß es gefährlich wäre, die Jachtanen mitzunehmen ... Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: „Und die Palassen und die Koschmas?" aus denen konnte man doch in wenigen Minuten Chorschumen anfertigen! ... Jetzt war so ziemlich alles gerettet. Was einzupacken war — das wurde eingepackt. Die Apotheke blieb vollinhaltlich in den Jachtanen. Wir mußten bloß das Reservegeschirr, die Verbandmittel und dergleichen mehr umfangreiche Geschichten zurücklassen. Auch die Zelte blieben zurück. Mit vielem Bedauern hinterließ ich auch die von mir hier erworbene Sammlung von medizinischen Büchern der Eingeborenen. — Mit dem Umpacken der Sachen hatten wir nicht wenig Zeit verloren. Jetzt nahmen wir bloß drei Paar Jachtanen mit, was lange nicht so gefährlich war, wie acht Paar.

Inzwischen hatte sich die dunkle Nacht bereits herabgesenkt auf die sündige Erde, auf welcher auf einem kleinen Flecke gegenwärtig die menschlichen Leidenschaften so wild und so furchtbar gewütet hatten. Mit einer für den Leser wohlbegreiflichen Ungeduld erwartete ich die Ankunft des Sserdars Neik-Mahomed-Chan und seiner Eskorte. Er hatte mir versprochen, mich selber aus der Stadt hinauszubegleiten und wollte mir auch das Zeichen zum Aufbruch geben; ich hatte darum die Lasttiere noch nicht bepacken lassen. „Die Erwartung des Todes

---

Korrespondenzen des Mirsa-Mahmet-Tasch. Sofort ließ der Naïbil den Mahmet-Tasch ergreifen, in das Gefängnis werfen und sein Gut konfiszieren. Späterhin fand der Mirsa die Möglichkeit, sich zu befreien und hatte dann auch wieder Gelegenheit, den Russen seine Anhänglichkeit zu beweisen.

Digitized by Google

ist schlimmer, als der Tod selber," sagt ein arabischer Poet und ein anderer sagt, daß „die Erwartung den Menschen schlimmer als ein Feuer versenge"... Wie sollten aber wir das Warten ertragen, da doch über unseren Häuptern die drohende Gefahr der Gewaltthat schwebte und da wir dieser Gewaltthat, die blind wie eine Elementarkraft war, auf keinerlei Weise vorbeugen konnten. Durch Geld? aber ich hatte nicht mehr viel Geld anzubieten; das gesamte Kapital, über welches ich jetzt verfügte, überstieg nicht 1400 Rubel. Wahrscheinlicherweise würde das Geld auch nichts genützt haben... die Elemente waren entfesselt; der Sturm hatte seinen Höhepunkt erreicht; die Menschen waren zu Tieren geworden — es galt ihnen für nichts, so ohne jeglichen besonderen Anlaß einen Menschen zu töten, gerade so gut, wie sie etwa eine Krähe herunterschossen, die auf dem mißgestalteten Maulbeerbäumchen sitzt und ihre heisere Stimme anstrengt. Es wird mir wohl kaum jemand verargen wollen, wenn ich gestehe, daß mich mitunter eine Furcht beschlich. Hinzusterben, wenn das irgend welchen Zweck hat — das geht noch an. Meinetwegen! Aber hier, in diesem Loch, so ganz ohne jeglichen Grund zu sterben, das war eine unangenehme und keineswegs erwünschte Perspektive.... Diese Situation konnte mir keinen Mut einflößen. Ich bin nichts weniger als ein Held, wie er in den Romanen dargestellt wird, ein Held, der nicht nur mit Menschen, sondern auch mit den Elementen kämpft und glückliche Siege davonträgt und für diese seine Tapferkeit stets einen entsprechenden Lohn von der „Dame seines Herzens" erringt. Ich würde nicht mit Windmühlen kämpfen — und ich gestehe auch: ja, ich fürchtete mich, wenngleich ich mir auch Mut zuzusprechen suchte. „Gewiß," dachte ich, „währenddem wir die Stadt passieren, kann uns allerdings irgend eine Bande von schlimmen Kerlen anfallen, aber es kann ja auch alles glücklich abgehen. Jedenfalls werden wir uns nicht so wehrlos ergeben." Mein Gott, wenn wir doch wenigstens schneller ausrücken würden! Wenn es nur bald zu Ende kommt mit diesem qualvollen Warten! Dann aber möge geschehen, was da will....

Um 10 Uhr abends traf der Sserdar Neik-Mahomed-Chan ein. Mit ihm kam auch ein Bruder des Kemnabs Mahomed-Hassan-Chan, ebenfalls ein Kemnab, dessen Name mir jedoch

Digitized by Google

entfallen ist. Sie wurden von Mossin-Chan begleitet, der bereits in seinen kurzen Reisepelz aus Kaninchenfell gekleidet und mit einem gewöhnlichen afghanischen Gürtel umgürtet war. An der rechten Seite des Gürtels waren zwei Revolver eingesteckt, zu linker Hand hing sein unvermeidlicher, ungefähr 1½ Arschin langer und fast ganz gerader Säbel. Mit ihnen waren in mein Zimmer noch mehrere andere Personen eingetreten, die mir völlig unbekannt waren.

Etwas später erschien noch der Ssary-Dschan, Mahmet-Schah-Chan. Ich erfuhr sofort, daß er mir zur Begleitung bis zum Amu beigegeben sei.

Ich muß bemerken, daß mir die Bestimmung dieses Mannes zur Begleitung keineswegs gefiel. Ich hatte ihn schon früher nicht gern, gegenwärtig aber machte der habsüchtige Ausdruck seines Gesichtes auf mich einen durchaus unangenehmen Eindruck. Zudem hatten wir mit ihm noch einige alte Abrechnungen. Ich wollte darum vor allem gern mich auf irgend eine Weise von seiner Begleitung losmachen; jedenfalls aber wäre es momentan nicht am Platz und gewiß auch gefährlich gewesen, wenn ich diese meine Absicht sofort ausgeführt hätte.

Als er das Zimmer betrat, warf er einen gierigen Blick auf die 16 Koffer, die längs den Wänden hingestellt waren. Ich schaute ihn an und nickte ihm wie einem alten Bekannten zu. Er lächelte, aber dieses Lächeln schien mir ein verräterisches zu sein. Um diesen gefährlichen Mann, und als solcher bewies er sich auch späterhin, mir günstig zu stimmen, begann ich vor dem Sserdar Neik-Mahomed-Chan die Dienste, die er mir früher geleistet hatte, herauszustreichen.

„Es ist mir sehr angenehm,“ sagte ich, „daß Mahmet-Schah-Chan sich unter meiner Begleitung befindet: er ist mein alter Bekannter.“

Angenehm! ... Tausendmal angenehmer wäre es mir, wenn er nicht nur nicht in meiner Begleitung, sondern gegenwärtig gar nicht einmal hier im Vilajet Tschaar vorhanden gewesen wäre.

Das Lob, das ich dem Ssary-Dschan spendete, hatte die Eigenliebe Mossin-Chans verletzt.

„Allerdings wird Ssary-Dschan Sie während der Reise begleiten,“ bemerkte er gekränkt. „Nun aber werde ich, der

Digitized by Google

Ditten Mossin-Chan, Sie doch auch bis zum Amu begleiten und ich bin doch ein noch älterer Bekannter von Ihnen, als der Ssary-Dschan."

Guter, geradsinniger Mossin-Chan! O, wenn Du nur den eigentlichen Wert des Lobes kennen würdest, das ich dem Ssary-Dschan dargebracht hatte! Dann würdest Du ihn gewiß nicht darum beneiden . . .

„Natürlich, Mossin-Chan, Sie sind ein noch älterer und noch besserer Bekannter von mir," antwortete ich, „und Sie wissen, wie sehr ich Ihre Dienste und Ihre Freundschaft schätze. Aber auch die Verdienste Ssary-Dschans lassen sich nicht mit Schweigen übergehen."

Nun fragte mich aber der Sserdar, ob wir zum Aufbruch bereit seien. Ich antwortete hierauf, daß ich bloß auf die Anweisung von ihm gewartet habe, um die Bepackung der Tiere zu beginnen.

Wir machten uns nun an diese Arbeit. Auf dem inneren Hof ließen sich die Tiere nicht bepacken, da ein Pferd mit dem Gepäck nicht durch das Pförtchen hindurch konnte, das in den mittleren Hof führte. Es wurden darum anfänglich die Pferde in den mittleren Hof abgeführt, dann unsere Sachen hinübergetragen und schließlich das Bepacken begonnen. Es arbeiteten daran bloß die Dschigiten und Lautschen unter der Aufsicht Nassir-Chans und der Leute des Sserdars. Die Kosaken wurden nicht auf diesen Hof hinausgelassen. Gleichzeitig hatte der Sserdar einige Reiter in die Stadt entsandt, um zu erfahren, ob die Straßen auch genügend sicher seien und welche von ihnen am besten für uns zu passieren wäre. Er sagte mir darauf, daß bis zum Amu mich hauptsächlich die Leute Mossin-Chans und noch einige dem Sserdar ganz besonders ergebene Reiter und Infanteristen begleiten werden. Unter den Soldaten der Eskorte befanden sich auch Usbegen von der einheimischen Bevölkerung.

Diese Nachricht kam mir recht sonderbar vor. Was hatte denn das zu bedeuten? Die Gäste wurden dem unterworfenen und dem unterdrückten Stamme zum Schutze anvertraut? Bedeutete das nicht etwa, daß man sich auf die Usbegen mehr verlassen konnte, als auf die regulären Truppen, auf denen ja die ganze Macht der Afghanen über dem unterdrückten Volke

Digitized by Google

beruhte. Da mußten die Leidenschaften allerdings in furchtbarer Weise entflammt sein, wenn der Oberbefehlshaber über alle Truppen in dem Vilajet Tschaar zu der Hülfe derjenigen Usbegen greifen mußte, welche von den Afghanen so sehr verachtet werden und von welchen uns gerade die afghanische Regierung noch vor kurzem auf alle Weise zu isolieren gesucht hatte. Späterhin erwies es sich, daß gerade diese Usbegen und zwar hauptsächlich Usbegen, uns unschätzbare Dienste erwiesen hatten. Wenn die Usbegen nicht mit uns gewesen wären, so würden wir wohl zu Grunde gegangen sein — in der Sandwüste, während des Sand-Orkans. Jedoch hierüber später.

Die Bepackung dauerte lange genug, auch die Boten des Sserdars wollten lange nicht zurückkehren. Mit der Unterhaltung ging es nicht recht: ich beherrschte noch allzu mangelhaft die persische Sprache, um selbständig mit dem Sserdar eine Unterhaltung zu führen, Samaan-Beg aber war überhaupt nicht gesprächig Immerhin wechselten wir mit dem Sserdar einige Phrasen, welche, wie ich glaube, so bemerkenswert waren, daß sie wohl erwähnt werden dürfen. Der Sserdar fragte mich nämlich unter anderem, ob ich vielleicht nach Petersburg kommen werde. Ich antwortete hierauf, daß ich nach meiner Ankunft in Taschkent vermutlich nach Petersburg abreisen werde. Samaan-Beg erklärte ihm, daß ich mich in den medizinischen Wissenschaften zu vervollständigen gedenke. Nun trat der Sserdar mit der Bitte auf, daß ich vor dem russischen Kaiser doch kund thun möge, daß Afghanistan auch nach dem Tode von Schir-Ali-Chan Freundschaft gegen Rußland hegen werde, indem Mahmet-Jakub-Chan nichts Anderes anstrebe, als die freundschaftlichen Beziehungen zu der russischen Regierung, die von seinem Vater begonnen wurden, nach wie vor zu bewahren. Der Sserdar bat mich ferner, daß ich dem Turkestaner General-Gouverneur ausrichten möge, daß er, Neik-Mahomed und die gegenwärtige afghanische Regierung der Hoffnung wären, daß die Verbindungen zwischen Rußland und Afghanistan nach wie vor freundschaftlich bleiben würden. Er bat mich, daß ich dem nächtlichen Ueberfall keine besondere Bedeutung beimessen möge.

„Wenn Sie und Ihre Leute gegenwärtig auch nicht volle Sicherheit auf afghanischem Boden genießen, so ist das eben

Digitized by Google

bloß darum, weil hier auf kurze Zeit eine Unterbrechung in der Verwaltung des Landes eingetreten war; infolge dessen haben sich auch die gegenwärtigen politischen Unruhen zugetragen."

Er bat mich ferner, seinen Gruß der afghanischen Gesandtschaft auszurichten. Briefe an die Gesandtschaft hatte er mir nicht mitzugeben. Ich fragte ihn daraufhin, ob er vielleicht Nachricht aus Kabul oder von der Gesandtschaft in Taschkent habe.

„Aus Taschkent habe ich keinerlei Nachrichten," antwortete er. „Wohl aber aus Kabul: ich habe heute einen Brief von dem Sserdar Jakub-Chan erhalten, in welchem er den Emir-Saib (Jakub-Chan wußte damals noch nichts von dem Tode seines Vaters) davon benachrichtigt, daß die Engländer den Versuch gemacht hätten, von dem Paß Schutur-Gerden herabzusteigen und sich nach Dschadschi (?) zu begeben; sie hätten aber hier Mißerfolg gehabt und in unseren Händen mehrere Geschütze hinterlassen. Bei Dschelalabad stehe es mit den Engländern auch nicht gut; überhaupt verlören sie gegenwärtig allerorts viel Volk und Train.

Ich zweifelte an den Erfolgen der Afghanen und den Niederlagen der Engländer. Späterhin aber erwies es sich, daß alles das, was mir der Sserdar mitgeteilt hatte, seine Richtigkeit besaß.

In den Pausen zwischen unserem Gespräch sprach der Sserdar häufig und sehr leise mit Mossin-Chan. Einmal glaubte ich in ihrem Gespräch die Worte: „tjurk rissalja" (Türkreiter) zu vernehmen. Mossin-Chan antwortete bei dieser Gelegenheit höchst energisch und verneinend. Daraufhin aber begann er eine sehr fatale Unterhaltung über das Verhältnis zwischen ihm und General Stolettow. So erzählte er unter anderem, wie der General ihn in Ssiagyrd ausgescholten und ihm gedroht habe, daß er über seine angebliche Nachlässigkeit dem Emir-Saib klagen werde.

„Was war das aber für eine Nachlässigkeit, Sserdar?" sagte Mossin-Chan. „Es war das folgendes: während der Reise habe ich dem General nicht wie ein Offizier, sondern wie ein einfacher Diener gedient; der General ritt beständig meine Pferde; in der Nacht legte ich mich, um den General zu bewachen, vor

Digitized by Google

dem Eingang zu seinem Zelte schlafen — und das geschah während der ganzen Reise. In Ssiagyrd aber da übernachtete ich nicht: ich war in einigen wichtigen, persönlichen Angelegenheiten in Masari-Scherif zurückgeblieben. Und nun hatte der General alle meine Dienste vergessen und wollte sich über mich beim Emir beklagen" ...

Es war mir höchst unangenehm, daß Mossin-Chan diese Erzählung begonnen hatte und zwar zu einer so unpassenden Zeit. Ich konnte ihn aber doch nicht unterbrechen und mußte darum alles anhören. Am schlimmsten war es, daß er sich während seiner Erzählung beständig mit verschiedenen Fragen an mich wandte und mich nötigte, das von ihm Gesagte zu bestätigen und meine persönliche Meinung dabei kund zu thun. Ich atmete erst dann frei auf, als das Gespräch auf einen neutraleren Boden geriet.

Inzwischen war es bereits halb elf. Die Nacht war stockfinster. Auf dem Hofe eilte man mit dem Bepacken der Tiere und den Vorbereitungen zur Reise; in den Zimmern herrschte eine Stille, die nur selten von dem nahezu offiziellen Gespräch unterbrochen wurde, das ich mit dem Sserdar führte, häufiger aber durch das Geflüster des Sserdars mit Mossin-Chan. Die übrigen Afghanen saßen oder standen schweigend um Neik-Mahomed-Chan herum und schlummerten. Als Neik-Mahomed-Chan erfuhr, daß ich in Masari-Scherif 10 Packkoffer zurücklasse, sowie die Feldmöbel, die Zelte und noch verschiedene andere Sachen, so versprach er mir, alle diese Gegenstände zeitig, „sobald alles ruhiger werden wird," nach Taschkent zu schicken.

Jetzt kehrten endlich die Boten des Sserdars zurück; auch die Bepackung war zu Ende gebracht. Wir traten nun alle auf den Hof hinaus. Der Sserdar wünschte uns glückliche Reise und ritt voraus. Ich begrüßte in üblicher Weise die Kosaken und sagte ihnen, daß uns ein nicht gerade ungefährlicher Weg bevorstehe und erinnerte sie daran, daß sie nur kaltblütig und vorsichtig sein möchten, vor allem aber auf das Kommando acht geben sollen.

„Du, Wachtmeister," wandte ich mich diesem zu, „wenn es zum Treffen kommt, so mach' Deine Sache ordentlich!"

„Zu Befehl!" lautete die übliche Antwort.

Digitized by Google

Wir bestiegen die Pferde und wollten vom äußeren Hof aus auf die Straße hinausreiten, plötzlich aber trat Mirsa-Mahmet-Din mit der Meldung hervor, daß wir auf dem inneren Hofe ein „Jabu" (Lastpferd) vergessen hätten. Ich rief dem Karawan-Baschi Nassir-Chan zu, daß er das zurückgelassene Tier holen möge. Er ging sofort ab und brachte nach einiger Zeit das Pferd zurück, aber ohne Halfter. Wo war denn der Halfter? das Pferd hat doch einen Halfter gehabt? — es sind das nichtige Fragen — nicht wahr, mein Leser? — Die Antwort des Nassir-Chan war aber sehr gewichtig:

Als Nassir-Chan nämlich den inneren Hof betreten hatte, so erblickte er das Pferd allerdings mit dem Halfter, aber an dem Halfter zogen zwei oder drei Mann von meinen früheren afghanischen Wachtsoldaten. Er wollte das Pferd zurückführen, aber die Afghanen hinderten ihn daran und behaupteten, daß ich ihnen das Pferd geschenkt hätte. Nassir-Chan glaubte ihnen nicht und wollte das Pferd fortführen. Die Afghanen ließen das Pferd nicht los und begannen Nassir-Chan zu schlagen. Nun durchschnitt er mit einem Messerhieb den Halfter und versetzte dem Pferde einen starken Schlag mit der Peitsche. Das Pferd flüchtete aus dem Hof und rannte zu uns herüber, Nassir-Chan ihm nach. Auf diese Weise hatte das Pferd den Halfter verloren.

Als wir die Straße betraten, begann mein Herz unruhig zu pochen. Was kommt nun? dachte ich. Am Thor brannte ein Scheiterhaufen und die ganze Umgebung war infolge dessen recht gut beleuchtet. Bald aber lenkten wir nach rechts in ein Gäßchen ein, das so eng war, daß zwei Reitpferde nebeneinander die Passage völlig verschlossen. Nun aber löste sich hier noch ein Gepäck los und stürzte zu Boden. Wiederum gab es Arbeit. Die Lautschen mußten notgedrungen ihre Pferde ohne Aufsicht lassen; sie mußten das herabgestürzte Gepäck wieder aufschnüren. Nun muß ich bemerken, daß all' unsere Last- und Reitpferde durchweg Hengste waren: in Central-Asien gebraucht man keine Wallachen. Die feurigen, wohlgenährten Hengste, die nun unbeaufsichtigt geblieben waren, begannen sofort einen Kampf. Zwei Hengste kämpften mit einander etwa 10 Minuten lang, sie hatten das Gepäck hinabgeworfen und waren nahe

Digitized by Google

daran, einander völlig zu grunde zu richten. Man mußte die beiden Kämpfer durchaus auseinander bringen. Währenddem aber konnte man ihnen nicht beikommen: die außerordentliche Schmalheit des Gäßchens machte das völlig unmöglich. Zu alledem war es hier dunkel wie in einem Grab. Die nächtliche Luft war erfüllt von dem durchdringenden Gewieher der Rosse und dem Geschrei der Lautschen. Und alles das geschah zu einer Zeit und unter Umständen, wo man die größte Stille und Vorsicht zu beachten hatte! Das Haus des Lojnabs war kaum tausend Schritt von hier entfernt; ein paar hundert verzweifelte afghanische Soldaten trieben sich stets um dieses Haus herum. Der Lärm konnte ihre Aufmerksamkeit erwecken und sie hierher führen. Wer weiß, was dann passiert wäre? Wir waren in einem engen Gäßchen zusammengedrängt, die Pferde waren in Verwirrung geraten, das Gepäck herabgestürzt, wir konnten weder vorwärts, noch rückwärts. Die Räuber konnten uns, einen nach dem anderen, von den Mauern und Häusern aus nach Belieben niederschießen. Und nun war noch Ssary-Dschan irgendwohin verschwunden! Angesichts solcher Verhältnisse ließ ich drei Kosaken vom Pferde steigen, um den Lautschen bei dem Gepäck und den Pferden Beistand zu leisten. Sie konnten jedoch nicht zu dem Kampfplatz gelangen, indem zwei neben einander stehende Lastpferde die Passage völlig versperrt hatten. Die wackeren Kosaken wollten bereits unter den Bäuchen der Pferde zu dem Kampfplatz vordringen, als es den vereinten Kräften der Lautschen und Dschigiten gelang, die Raufbolde auseinander zu bringen. Das Gepäck war bald in Ordnung gebracht und wir rückten nun vorwärts.

Als wir um die Ecke bogen, fanden wir einen neuen Scheiterhaufen. Um das Feuer herum saßen mit untergeschlagenen Beinen oder standen, gestützt auf ihre Keulen, Gruppen von Usbegen. Fast jede 100 bis 200 Schritt brannten auf den Straßen kleine Feuer, um welche die Usbegen, zumeist mit Keulen bewaffnet, standen oder saßen. Es waren das meine Beschützer... Bei dem phantastischen, unsicheren Licht der Feuer erschienen die regungslos dastehenden und in ihre Chalats eingehüllten, düsteren Figuren der Usbegen, die uns mit ihren Blicken verfolgten, gerade wie Gespenster...

Digitized by Google

Wir ritten jetzt durch außerordentlich krumme Straßen, die wohl die ödesten in der ganzen Stadt sein mochten; dieser Stadtteil war ausschließlich von Usbegen bevölkert. Man erzählte mir, daß dieser Weg von den Usbegen, die sich unter meiner Eskorte befanden, angegeben worden war. Wir veränderten unsere Richtung beständig, wie man das nach dem Polarstern urteilen konnte, der bald im Osten, bald im Norden, bald sogar im Westen von uns zu stehen kam.

Nach einem halbstündigen Ritt und nachdem wir vielfach stecken geblieben waren, um das herabstürzende Gepäck wieder anzuschnallen, betraten wir schließlich die Chaussee, welche zu dem Kabuler Thor der Stadt führt.

Mossin-Chan gab mir hier den Rat, den Kosaken das Kommando zu geben, daß sie die Gewehre bereit halten möchten: die Straße war hier sehr belebt und in etwa zwei Werst vor dem Thor befand sich das Lager der Kabuler Reiter. Ich folgte natürlich diesem Rat. Schließlich verließen wir die Stadt, wir passierten das Stadtthor und schlugen sofort die Richtung nach Norden ein. Kaum daß wir eine halbe Werst von dem Thor entfernt waren, so stürzte wiederum ein Gepäck zu Boden. Man arbeitete lange daran, um es aufzurichten, — es wurde aufgerichtet, aber nach einer halben Werst stürzte es wieder herab. Nun geriet ich in Zorn: ich hatte ja vor dem Aufpacken Nassir-Chan speziell den Auftrag gegeben, die Pferde möglichst fest zu bepacken, angesichts der bevorstehenden, gefahrvollen, nächtlichen Reise. Und nun stürzt das Gepäck auf Schritt und Tritt herab und zwingt uns fast jede Minute anzuhalten! Ja, es erwies sich, daß einige von den Gepäckstücken unverhältnißmäßig groß waren und eben darum herunterfielen, währenddem aber wurden uns zwei vollständig freie Pferde nachgeführt. Das war nun schlimm, aber es blieb mir nicht viel mehr übrig, als abzuwarten, was sich aus diesem Umstand ergeben werde. Der Sserdar, der die ganze Zeit über, wo wir in der Stadt ritten, sich vor uns befand und nur jetzt zu uns gestoßen war, schaute stumm den Leuten zu, die sich mit den Lastpferden zu schaffen machten und wartete geduldig das Ende ihrer Arbeit ab. Die „Sser-Usbegen", die Aeltesten der Usbegen, standen etwa 50 Mann hoch mit krummen Säbeln

bewaffnet um uns herum. Sie leisteten meinen Lautschen energisch Beistand bei der Arbeit.

In ca. 5 Werst von der Stadt verabschiedete sich Neik-Mahomed-Chan von uns, wünschte uns glückliche und ungehinderte Reise und kehrte mit seinem Gefolge nach Masari-Scherif zurück.

Jetzt schlugen wir die Richtung nach Westen ein. In unserer Begleitung waren die Reiter Mossin-Chans und eine kleine Eskorte von Usbegen zurückgeblieben. Ssary-Dschan zeigte sich seit dem Moment, wo er bei unserem Austritt aus dem Hause verschwunden war, nicht mehr. Ich beeilte mich, bei Mossin-Chan zu fragen, wo er sich befinden möge.

„Der Ssary-Dschan ist ein großer Schuft," entgegnete Mossin-Chan. „Wenn ich nach Masari-Scherif zurückkomme, so werde ich ihn schon das Rechte lehren!"

Er war dermaßen aufgebracht über Ssary-Dschan, daß er sich einer weit energischeren Phrase bediente, als die von mir soeben angeführte — jedoch läßt sich hier das, was er sagte, nicht gut wiederholen.

„Dieser Taugenichts ist wohl nach Tachtapul geritten," fuhr Mossin-Chan fort.

Die Flucht des Ssary-Dschan und die Antwort meines Mossin-Chan wirkten sehr beunruhigend auf mich. In Tachtapul konnte Ssary-Dschan eine Bande von eben solchen Leuten auftreiben, wie er selber einer war, und dann uns nachsetzen, um uns auszuplündern. Allerdings befanden wir uns jetzt im offenen Feld, wir konnten hier eher den Räubern entgegentreten, als in der Stadt, zwischen den vier Wänden unseres Lehmpalastes, immerhin ließ es sich nicht voraussehen, welch' ein Ende ein eventueller Kampf nehmen könnte: wir hatten bloß 12 Büchsen, die Räuber aber konnten in unbestimmter Zahl, vielleicht ein paar hundert Köpfe stark, erscheinen. Wir hatten hier nicht den Tapferen zu spielen, sondern mußten bloß möglichst bald fortzukommen suchen. Mossin-Chan rief beständig den Lautschen und Usbegen zu: „oiku, oiku! haida! haidyn!" (vorwärts! rasch!). Selbst die Lasttiere gingen im Trab; mein „schlappöhriger Philosoph" in voller „Tropota". Sobald nur die Pferde langsamer zu gehen begannen, so rief Mossin-Chan wiederum: „Haidyn!" u. s. w. In dieser Weise ritten wir etwa eine Stunde lang.

Digitized by Google

Jetzt befanden wir uns in offener Steppe und ritten auf dem bequemen Patta-Gjusarschen Wege, direkt nach Norden. Von der Stadt waren wir auf etwa 15 Werst entfernt. Die dunklen Umrisse derselben hatten sich schon lange hinter uns in der nächtlichen Finsternis verloren, nur die Linie der hinter der Stadt emporragenden Paropamiser Berge begrenzte noch den südlichen Horizont kaum merklich mit einem breiten, dunklen Streif. Jetzt verlangsamten wir ein wenig unsere Schritte: wir mußten die armen Pferde etwas verschnaufen lassen.

Es war schon gegen 12 Uhr nachts. Der kleine Bär stand bereits in völlig horizontaler Lage. Unser Weg führte uns jetzt durch eine Sand- und Salzwüste. In der Luft herrschte eine merkwürdige Stille — nirgends regte sich etwas. Plötzlich kam vom Westen her ein außerordentlich scharfer Windzug. Selbst mein Pelzrock hielt vor ihm nicht Stand. Der Wind verstärkte sich immer mehr; meine linke Seite, mein linker Arm und mein Bein begannen unter dieser eisigen Kälte geradezu zu schmerzen. Nach wenigen Minuten hatte sich der Wind plötzlich wieder gelegt. Dann aber kam ein anderer Windzug von Osten. Wie seltsam! der Wind war glühend. Wie mit Flammen wurde jetzt der von der Kälte erstarrte Körper umweht. Es wurde schwül. Wenige Minuten noch und es trat wiederum eine Windstille ein. Ich hatte nie eine ähnliche atmosphärische Erscheinung gesehen: nahezu zu gleicher Zeit wehen von zwei entgegengesetzten Seiten Winde, die einen ungeheueren Temperaturunterschied besitzen. Dieser atmosphärische Kampf war mir unbegreiflich. Daraufhin ritten wir noch etwa eine halbe Stunde bei völliger Windstille.

Inzwischen begann sich der westliche Horizont allmählich mit Wolken zu überziehen. Ein nebeliges Dunkel hatte einen bedeutenden Teil des Himmels bedeckt. Es erhob sich jetzt ein frischer westlicher Windzug, der übrigens lange nicht so kalt war, wie derjenige, der vor dreiviertel Stunden geblasen hatte. Der Wind wurde allmählich stärker, von Westen aus rückte der Nebel immer mehr vor. Dieser Nebel bestand, wie sich das späterhin erwies, aus Wolken von feinstem Sande, der von dem Winde aufgewirbelt wurde.

Sobald ich diesen Nebel bemerkte, äußerte ich Samaan-Beg gegenüber meine Vermutung, daß das vielleicht der Sand sein

Digitized by Google

könne, der gegen uns ausziehe. Diese Vermutung bestätigte sich späterhin nur gar zu sehr. Der Staubnebel wurde immer dichter; er hatte bereits den ganzen Horizont verhüllt; die Sterne, namentlich die horizontal gelegeneren, waren völlig verdeckt, die im Zenit stehenden blinkten noch schwach — der Polarstern war nicht mehr zu unterscheiden.

Inzwischen verloren wir uns immer mehr in der Sandregion; mit jedem Schritt vorwärts wurde der Sand immer tiefer. Der Wind gewann inzwischen immer mehr an Stärke — und schon nach einer halben Stunde befanden wir uns in einem rechten Sand-„Buran". Ein heftiger Orkan trieb ein ganzes Meer von Sand vor sich her. Der Wind war dermaßen stark, daß er uns die Mützen von den Köpfen riß. In der Wüste war es stockfinster geworden: auf 5 Schritt ließ sich nichts mehr unterscheiden. Uebrigens vermochte man gar nicht einmal aufzublicken; sobald man nur die Augen öffnete, so wurden sie momentan mit einem salzigen Sande vollgeschüttet. Mit dem Sande flogen uns auch kleine Steine entgegen ...

Bei diesem Unwetter weiter vorzurücken, schien unmöglich. Man konnte leicht den Weg verlieren und sich verirren; man konnte auseinander geraten und sich in der Steppe verlieren, denn es war furchtbar dunkel und, wie gesagt, nicht unmöglich, sich auch nur umzuschauen. Alles das bemerkten wir sofort am Gepäck: es war in große Unordnung geraten. Ein Teil war vorausgezogen, der andere zurückgeblieben, trotzdem daß ich den Lautschen streng angesagt hatte, daß sie sich von einander nicht trennen und möglichst in einem Haufen gehen möchten. Bei dem Chaos und der Dunkelheit, in welche wir geraten waren, war es aber völlig unmöglich, eine Ordnung in dem Zuge einzuhalten. Wir orientierten uns durch Zurufe, aber das Gebrüll des Sturmes, der wie die See toste, übertönte unser Geschrei. Um vernehmbar zu werden, mußte man seinem Nachbar nahezu ins Ohr schreien. Ich habe bisher nie etwas Erhabeneres und Fürchterlicheres gesehen, als dieses drohende Bild der entfesselten Elemente. Wie schwach fühlte ich mich in diesem Moment! „Der Sturm heult, der Sturm wimmert," sagt der Poet (Puschkin). Unser Sturm aber brauste, wie ein unermeßliches Feuermeer, unser Sturm zischte und pfiff, wie eine Million von Schlangen,

Digitized by Google

unser Sturm rollte mit endlosem Donner über die Steppe hinüber! . . .

Ich machte Mossin-Chan den Vorschlag, stehen zu bleiben, von den Pferden abzusteigen und aus ihnen ein Carré zu bilden, in welchem wir das Ende des Sturmes oder wenigstens ein Nachlassen desselben abwarten könnten.

„Wo denken Sie hin, mein Gott?" entgegnete Mossin-Chan. „Wir müssen diesen Segen benutzen. Gott steht uns offenbar bei. Wenn man uns jetzt verfolgt, so werden die Verfolger durch den Sturm zurückgehalten, vielleicht werden sie die Verfolgung ganz aufgeben. Wir dürfen jetzt nicht stehen bleiben, wir müssen unseren Weg fortsetzen und zwar in möglichster Eile."

„Hören Sie doch, Mossin-Chan," rief ich, „glauben Sie denn wirklich ernstlich daran, daß uns eine Bande räuberischer Soldaten nachsetzt? Das wäre ja . . . nun, ich weiß wirklich nicht, was ich dazu zu sagen hätte!"

„Ach, Doktor-Saib! Sie kennen unser Volk nicht . . . Wir sind in Afghanistan! Ich bin ja selber ein Afghane, aber ich muß Ihnen die Wahrheit von meinem Volke sagen. Darum eben behaupte ich, daß wir gar nicht daran denken dürfen, mitten auf dem Weg stehen zu bleiben. Wir müssen unausgesetzt vorwärts ziehen. Zudem ist ja auch Ssiagyrd nahe, dort werden wir uns ausruhen können."

Was war da zu machen? Wir mußten vorwärts, wenngleich wir uns nur sozusagen forttasten konnten. Das Gepäck hatte ich völlig Mossin-Chan überlassen, da ich dabei selber absolut nichts ausrichten konnte. Meine einzige Sorge war jetzt, alle meine Kosaken zusammenzuhalten, da wir, auseinander geratend, uns in der Steppe vereinzeln und verlieren würden. Ich ritt unmittelbar hinter Mossin-Chan her, hinter mir die Kosaken. Ich dachte daran, daß es praktisch wäre, wenn sich alle Reiter an einem Seile zusammenhalten würden, griff aber doch nicht zu diesem äußersten Mittel.

Zu Beginn des Sturmes hatte mich die Neuheit des Bildes in eine heitere Gemütsstimmung versetzt; zudem hatte auch Samaan-Beg nicht wenig Witze bei dieser Gelegenheit gemacht; namentlich mußte die Fastnachtswoche herhalten. Auch ich blieb nicht hinter ihm in derartigen Scherzen zurück. Jetzt aber, wo

Digitized by Google

der Sturm seinen Höhepunkt erreicht hatte, waren wir schon in einer anderen Stimmung; zudem aber mußte man ja, wenn man seinem Nachbar etwas mitteilen wollte, ihm die Worte ins Ohr mit aller Kraft der Lungen und der Gurgel schreien.

Schließlich war unsere Lage ganz unerträglich geworden. Der salzhaltige Staub drang allerorts durch: die Augen waren vollgestreut, die Nasenlöcher vollgestopft, auf den Zähnen knisterte der Sand, die Gurgel war trocken, die Stimme wurde heiser und lautlos, die Lippen waren vertrocknet und aufgesprungen.... Jetzt stellte sich ein qualvoller Durst ein ... Wenn der Sturm noch seine zwei bis drei Stunden angehalten hätte, so wüßte ich nicht, was das für ein Ende genommen hätte. Und das war noch zur Winterzeit. Was mochte aber der Wanderer zu leiden haben bei einem solchen Buran („Tebbat") im Sommer bei + 45 ° C. im Schatten?... Um unsere unangenehme Lage aufs äußerste zu steigern, passierte uns noch das, daß der Kosak Scharow meine Reisetasche verlor. In dieser Reisetasche befanden sich 200 Rubel in Tengi, einige medizinische Instrumente, mein privater Briefwechsel, ein Teil von meinem Tagebuch und, was die Hauptsache, meine persönlichen Dokumente, unter anderem auch mein ärztliches Diplom. Ich brauche mich darüber nicht auszulassen, wie sehr mich der Verlust betrübte. Der Kosak, der die Reisetasche verloren hatte, schaute erschrocken zu Boden und murmelte etwas Unzusammenhängendes mit seiner vor Schreck gelähmten Zunge, dabei hielt er ein Ende von dem Riemen in der Hand, an welchem ehemals die Reisetasche gehangen hatte. Die Reisetasche war offenbar bei einer der Gelegenheiten abgerissen, wo der Kosak vom Pferde steigen mußte, um ein herabgestürztes Gepäck aufzuheben oder ein Pferd zu halten.

Als Mossin-Chan von diesem meinem neuen Unglück hörte, hieß er sofort einige usbegische Reiter zurückkehren, damit sie, den von uns zurückgelassenen Spuren folgend, nach der Reisetasche suchen sollten. Wo konnten aber da die Spuren noch erhalten bleiben, wo ganze Wolken von Sand den Weg beständig verwehten? Der Sand konnte nicht nur die Spuren, sondern auch die Reisetasche selber verschütten. Die Usbegen jagten jedoch, ohne Widerspruch zu erheben, zurück und betasteten sozusagen die Wüste mit ihren scharfen Augen.

Digitized by Google

Inzwischen rückten wir vorwärts — langsam mit häufigen und langen Pausen. Die Usbegen hielten sich wacker. Sie waren die Führer und verloren in dieser undurchdringlichen Dunkelheit auch kein einziges mal den Weg. Was Mossin-Chan betrifft, so weiß ich wirklich nicht, mit welchen Worten ich das zu bezeichnen habe, was er bei dieser Gelegenheit leistete!..... In dieser furchtbaren Finsternis sah er alles, wußte er alles. Er blieb plötzlich stehen, rief uns zu, daß auch wir stehen bleiben sollten — und verschwand in der Dunkelheit. Hie und da nur brachte uns ein Windzug sein durchdringendes Geschrei zu: „o, Ssertib! o, Bimbaschi!“ (Ssertib, ein Usbegenältester mit dem Range eines Oberst; Bimbaschi, ebenfalls ein Usbeg, im Range eines Majors).

Bald drang sein Ruf zu uns: „Nassir-Chan! Kudscha reftid? Indscha-biand!“ (Wo seid Ihr? kommt hierher). Dann erschien er wiederum ebenso plötzlich neben mir, schrie mir ins Ohr, daß dort und dort das und das Gepäck herabgestürzt sei, oder daß der und der Lautsche sich verloren habe; dann ließ er uns wieder alle warten und entzog sich wiederum unseren Blicken in den Wolken des aufgewirbelten Sandes und wiederum ertönte sein: „o, Sseri-Usbegi!“ ....

Uebrigens war der Ausdruck „entzog sich unseren Blicken“ nicht ganz richtig. Er konnte sich nicht meinen Blicken entziehen, indem ich, um meine Augen vor dem Sand und vor den Schlägen der kleinen Steinchen zu schützen, mein Gesicht mit einem Tuch fest verbunden hatte.

Nach einiger Zeit schrie wiederum die bekannte Stimme mir in die Ohren hinein, daß alles in Ordnung sei, das Gepäck sei aufgeschnallt, der Lautsche gefunden. — Und wiederum rückten wir vorwärts. Ja, Mossin-Chan, ein Ditten und ein Mitglied einer bekannten afghanischen Familie, ging so weit, daß er selber das herabgestürzte Gepäck aufhob, das Pferd bepackte und es führte, gerade wie ein einfacher Lautsche. Ja, in dieser Nacht bewies er in bester Weise den Edelmut und die Männlichkeit seiner Seele! Für diese Nacht werde ich Mossin-Chan stets ein Schuldner bleiben. Die Dienste, die er mir in den letzten paar Tagen erwiesen, lassen sich nur durch eine gleiche Selbstaufopferung vergelten, wie er sie uns gegenüber bewiesen hatte.

Digitized by Google

Nun findet aber alles sein Ende. Auch unser Sturm begann sich nach und nach zu legen, wenngleich er noch lange nicht gänzlich aufhörte. Immerhin wurde es immer klarer und heller. Uebrigens begleitete uns der Sturm bis Ssiagyrd, woselbst wir um 6 Uhr morgens eintrafen. Wir hatten somit in 7 Stunden bloß 30 Werst zurückgelegt. Eine Rast war unentbehrlich: Menschen und Tiere vergingen vor Müdigkeit. Kaum daß wir unser Nachtlager in einem verlassenen und halbzerstörten Karawan-Serai gefunden hatten, als wir sofort unsere Tiere entlasteten und uns zum Schlaf niederlegten, ohne auch nur etwas gegessen oder einen Tropfen Wasser getrunken zu haben.

Kaum daß ich meinen Kopf auf das lederne Sattelkissen gelegt hatte — an ein Bett war unter gegenwärtigen Umständen nicht zu denken — so verfiel ich schon in einen festen Schlaf. Ich kann dem geneigten Leser versichern, daß ich in dieser Nacht absolut nichts geträumt habe. Uebrigens bot sich auch keine Zeit für Traumphantasieen: ich erwachte um 7 Uhr morgens, d. h. ich hatte gerade eine Stunde geschlafen.

Als ich vor dem Einschlafen mir eine Koschma und das Sattelkissen holen ließ, konnte sich mein ehrenwerter Mossin-Chan einer ironischen Bemerkung nicht enthalten. Er sagte, daß es jetzt nicht an der Zeit sei, zu schlafen. Ich antwortete hierauf, daß selbst eine halbe Stunde Schlaf mir erwünscht wäre. ich hatte ja fast drei Nächte nach einander nicht geschlafen.

„Eine halbe Stunde!...“ rief Mossin-Chan ironisch und fügte noch etwas hinzu, jedoch vernahm ich seine letzten Worte nicht mehr, ich war schon eingeschlafen.

Gerade um 7 Uhr morgens erwachte ich plötzlich, wie von einem elektrischen Schlage. Nun sah ich, daß auch mein unermüdlicher Begleiter Mossin-Chan auf dem Boden ausgestreckt lag und in ganz entsetzlicher Weise schnarchte. Samaan-Beg war sitzend eingeschlafen, indem er sich mit dem Rücken an die Wand der Hütte angelehnt hatte. Vor ihm stand eine volle Tasse mit Thee und neben derselben eine Theekanne mit dem Theeaufguß, der noch nicht mal kalt geworden war. Samaan-Beg war so sehr müde, daß er nicht mal eine Tasse Thee zu trinken vermochte, er versank sofort in einen tiefen Schlaf. Ich machte mich gierig an den Thee und schluckte hastig drei Tassen eine

Digitized by Google

nach der anderen hinunter. Daraufhin ging ich auf den Hof hinaus: meine Augen waren mir geschwollen und eiterten ein wenig infolge der Reizung durch den salzhaltigen Sand — ich wollte mich durchaus waschen und suchte nun nach Wasser.

Als ich aus der Thür unserer elenden Hütte hinaustrat, bemerkte ich zwei Usbegen — der eine war der Bim-Baschi, der andere der Ssertib, beide hatten gestern außerordentlich energisch während des Sturmes beim Gepäck gearbeitet — sie lagen quer vor der Außenthür, im festen Schlaf begriffen. Aber selbst jetzt hielten sie noch fest ihre Keulen, gerade als ob sie auch im Schlaf bereit wären, den ihnen völlig fremden Kaffir, den Uruß-Doktor vor jeglichen Feinden zu schützen. Ich mußte über sie hinübersteigen, um auf den Hof zu gelangen.

Auf dem Hof in einer heimlichen Ecke schliefen dicht zusammengedrängt und in ihre unersetzlichen, grauen Mäntel eingewickelt die Kosaken. Unweit von ihnen standen und schlummerten die Pferde, sie hatten ihre Köpfe sinken lassen und sich unter den Sätteln und Decken zusammengekrümmt. Die armen Tiere! Es war ihnen nichts zum Fressen vorgelegt: es war nichts in diesen Ruinen aufzutreiben gewesen: weder Stroh, noch Klee, — absolut nichts .... Wir Menschen hatten auch nichts gegessen, aber eben weil wir Menschen waren, konnten wir warten und fasten, — trotzdem daß wir heute den Sonntag der Fastnachtswoche hatten. Mit den Pferden aber ging das nicht. Um die Pferde hatten wir jetzt in erster Linie Sorge zu tragen.

Es war schon recht hell geworden. Der Sturm hatte sich völlig gelegt, aber der Himmel war noch von bleigrauen Wolken verdunkelt. Ein mäßiger Wind rauschte traurig zwischen den nackten Zweigen der elenden paar Bäume, die sich wie Waisen inmitten der sie umgebenden Ruinen von Ssiagyrd ausnahmen.

„Kosaken! Wachtmeister! aufstehen! Es ist Zeit!“ rief ich ihnen zu.

Die armen Kosaken erhoben sich nicht so bald; auch sie hatten in den letzten drei Tagen viel Unruhe und Sorgen gehabt: sie waren ja gerade solche Menschen, wie alle anderen, und nicht aus Eisen; sie waren der Ermüdung gerade so unterworfen, wie alle übrigen Sterblichen. Einige von ihnen, die bei meinem

Digitized by Google

Aufruf erwacht waren, sanken wieder zu Boden und schliefen momentan wieder ein. Bald aber kam alles in Bewegung. Ich befahl, daß man die Pferde tränken sollte, aber wir konnten weder die Pferde tränken, noch auch eine Hand voll Wasser auftreiben, um unsere entzündeten Augen auszuwaschen. Der Thee, den ich mit so viel Appetit ausgetrunken hatte, war aus dem Wasser bereitet, das Mossin-Chan stets im Vorrat mit sich führte.

Ich trat nun wieder in das Zelt hinein und weckte Samaan-Beg und Mossin-Chan auf.

Unmittelbar vor unserer Abreise von Ssiagyrd erschien ein Buchare, ein Bote des Begs von Kitab, Abdul-Ghafar Perwonatschi. Er brachte uns Briefe und Tabak, die von den Mitgliedern unserer Gesandtschaft aus Kitab abgesandt worden waren. Bald darauf bestiegen wir unsere Pferde und setzten unsere Reise fort.

So lange wir uns zwischen den Ruinen von Ssiagyrd aufhielten, die sich fast auf drei Werst erstreckten, war uns die Wüste noch nicht besonders beschwerlich gewesen. Der Boden ist hier nicht sehr sandig, sondern recht fest. Sobald wir aber diese elende Oase, wie man Ssiagyrd wohl nennen dürfte, verließen, so entfaltete sich schon das traurige Bild der toten Sandwüste in all' seiner abstoßenden Nacktheit und Armut vor unseren Augen. Je weiter wir vorwärts rückten, desto öder wurde die Wüste, desto tiefer der Sand. Die Pferde sanken in diesen Sand bis über die Knöchel, mitunter auch noch tiefer ein. In dieser Wüste ritten wir von 8 Uhr morgens bis 4 Uhr nachmittags. Ungefähr auf der Hälfte des Weges von Ssiagyrd bis zum Amu finden sich Sandbarchans von einigen Ssaschenjs Höhe. Auf ihren kegelförmigen und eiförmigen Gipfeln ragt ein spärlicher und dürftiger Saxaul empor. Der Boden trägt hier den Charakter eines ehemaligen Seegrundes. Die salzhaltigen Stellen, die „Ssolontschaki", sind sehr häufig, ja, richtiger gesagt, ist diese ganze Wüste ein großartiger Ssolontschak. Mitunter fanden wir kleine weiße Muscheln verstreut.

Trotz der Schwierigkeiten der Reise rückten wir doch recht schnell vor; die Pferde wurden tüchtig angetrieben. Mossin-Chan hatte eine kleine Avantgarde von usbegischen Reitern voraus-

Digitized by Google

gesandt und auch hinter uns befand sich eine entsprechende Arrieregarde. Mossin-Chan inspizierte persönlich jeden mehr oder weniger hohen Barchan, der uns in den Weg kam, indem er sich davon zu überzeugen suchte, daß uns hinter dem Barchan in der angrenzenden Bodensenkung keine Räuberbande auflauerte. Inmitten des Weges, in der Wüste, stießen wir auf den Mirsa-Baschi des Begs von Schirabad. Er war speziell nach Masari-Scherif abgesandt worden, um dort die Gerüchte, die in Schirabad über die letzten Ereignisse in Masari-Scherif eingelaufen waren, zu prüfen.

Während der Reise in der Wüste hatte mir der Bote des Begs von Kitab unter anderem mitgeteilt, daß er bereits auf dem afghanischen Ufer des Amu Nachricht über den Tod des Emirs und über die großen Unruhen in Masari-Scherif erhalten habe. Er befand sich darum in großer Verlegenheit darüber, wie er zu mir gelangen könne. Seine Reise in dem bucharischen Kostüm fortzusetzen, schien ihm nicht ratsam, indem er Gewaltthätigkeiten von seiten der Afghanen, die, wie bekannt, die Bucharen hassen, glaubte befürchten zu müssen. Er entschloß sich darum, in dem Kostüm eines bettelnden Pilgrims nach Masari-Scherif zu wandern. Nun erfuhr er aber noch zeitig genug, daß wir uns in Ssiagyrd befanden und war natürlich in hohem Grade erfreut darüber, daß er nicht nach Masari-Scherif zu reisen brauchte und von seiner unfreiwilligen Wallfahrt befreit war.

Und nun befanden wir uns an dem Ufer des Amu! Im Sommer findet sich hier ein recht schattiges natürliches Wäldchen. Gegenwärtig stand dieses Wäldchen noch nackt, entlaubt. Der Amu ist hier nicht breit, aber tief und trübe — im Winter gerade so gut wie im Sommer.

Sobald wir das Ufer des Amu erreicht hatten, wurden die Tiere vom Gepäck befreit. Am Ufer befand sich nur ein Fährboot. Ich wollte zuvörderst auf das bucharische Ufer einen Teil der Pferde und alles Gepäck hinüberschaffen und dann auf zwei Böten, da nämlich noch ein zweites Boot am jenseitigen Ufer stand, selber mit den Kosaken, der Dienerschaft und den übrigen Pferden hinübersetzen. Mossin-Chan aber riet mir warm zu, keine Minute zu verlieren und selber mit den Leuten auf das jenseitige Ufer hinübersetzen, dann aber die Boote nach

Digitized by Google

den Pferden und dem Gepäck nachzusenden. Ich begann mit ihm hierüber zu streiten, er aber bat mich, durchaus seinen Rat zu befolgen.

„Hier auf unserem Ufer befinden sich 200 afghanische Soldaten,“ flüsterte er mir zu. „Wer weiß, was die da gegen Sie planen können? vielleicht setzen wir uns Unannehmlichkeiten aus. Wir müssen ja Gott danken, daß es gelungen ist, in dieser Nacht einer großen Gefahr zu entrinnen. Warum sollen wir noch neue Gefahren heraufbeschwören?“

Mehr aus Achtung vor Mossin-Chan, als infolge seiner Beweisgründe gab ich seinen Bitten nach. Beim Abschied wollte ich ihm zum Andenken ein Berdansches Gewehr schenken. Ich mußte ihm auch noch einige Winke geben über die Gefahren, die ihm nach gewissen Gerüchten in Masari-Scherif drohten. Ich machte ihm darum den Vorschlag, mit mir aufs andere Ufer zu kommen. Er willigte ein. Aber der Chef der afghanischen Uferwache ließ das nicht zu, indem er sagte, daß Mossin-Chan keine entsprechende Erlaubnis der Obrigkeit besitze, um über den Strom gelassen zu werden. Ich stellte ihm die Frage, „was das zu bedeuten habe“? Samaan-Beg aber, der diese Unterredung zu vertuschen suchte, bemerkte dem Chef, daß er gewiß bloß gescherzt habe. Das war nun keineswegs der Fall. Mossin-Chan lachte anfänglich über das Verbot des Chefs und sagte, daß er sich nicht nur vor diesem Esel, sondern auch vor zehn anderen seinesgleichen nicht fürchten werde. Daraufhin aber begann er doch gewisse Bedingungen in bezug auf die Fahrt über den Amu vorzubringen: „Wenn das dem Doktor-Saib sehr nötig scheint — ja, wenn das schon durchaus notwendig ist“ u. dgl. m. Ich bemerkte nun, daß man ihn wirklich an der Fahrt behindern konnte und daß es vielleicht zu einem Zusammenstoß zwischen Mossin-Chan und dem Chef der Uferwache kommen könnte, ich bestand darum nicht mehr auf meinen Wunsch. Aber auf diesem Ufer, vor den Augen der habsüchtigen, afghanischen Soldaten, wollte ich Mossin-Chan die Büchse nicht abgeben. „Vielleicht,“ dachte ich, „wird gerade dieser Chef sie ihm abnehmen wollen, er hat jedenfalls die Macht dazu in Händen. Zudem mußte ich auch noch Mossin-Chan darüber Anweisung geben, wie man mit dem Gewehre umgeht, und auch hierfür war einige

Digitized by Google

Zeit erforderlich. Auf diesem Ufer wollte ich aber keine Minute mehr verbleiben — so sehr brannte mir der Boden unter den Füßen! ... Als ich schon mit einem Bein in dem Boot stand, sagte mir Mossin-Chan: „Wollen wir sehen, vielleicht komme ich mit der zweiten Partie.“ Daraufhin nahmen wir herzlich von einander Abschied.

„Chuda chafisi schuma! Rachi schuma emwar, ba cheir,“ (Gott beschütze Sie, glückliche Reise!) sagte Mossin-Chan mit einer vor Erregung zitternden Stimme. „Gott sei Dank, daß Sie der schweren Todesgefahr entronnen sind ... Jetzt sind schlimme Zeiten eingetreten, ein jeder von uns schwebt in Lebensgefahr. Nun,“ schloß er, „leben Sie wohl, leben Sie wohl!“

Ja, wenn ich früher während meiner Sommerreise in Afghanistan mitunter auch Mossin-Chan beschuldigt habe, daß er gewisse Unebenheiten des Charakters besaß, gar zu hitzig und mitunter auch brutal war, so konnte ich jetzt, nach diesen drei denkwürdigen Tagen, ihm gegenüber nur das Gefühl einer grenzenlosen Hochachtung und einer fast brüderlichen Liebe hegen. Es stand für mich jetzt außer Zweifel, daß das ein Mann von hoher Ehrlichkeit, und was besonders wichtig, namentlich für einen Afghanen, ein Mann von großer Uneigennützigkeit war [1]). Bemerkenswert ist es, daß General Stolettow früher als sonst jemand von uns die Eigenschaften dieses Mannes verstanden und gewürdigt hatte und sie auch durchaus zu benutzen wußte.

Als wir bereits im Boot saßen, ersuchte mich Mossin-Chan, seinen Gruß dem Sserdar Schir-Ali-Chan zu übergeben. Die

[1]) Als General Stolettow Afghanistan verließ, händigte er Mossin-Chan 150 Rupien ein zum Ankauf verschiedener Produkte der einheimischen Industrie. Mossin-Chan führte die Bestellungen des Generals in genauester Weise aus und beförderte die Sachen mit General Rasgonow. Während der Reise erkrankte bei General Stolettow ein gutes Pferd, er übergab es Mossin-Chan zur Pflege und wollte es bei seiner Rückkehr nach Afghanistan wieder zurücknehmen. Er kehrte jedoch nicht mehr zurück, Mossin-Chan aber, der das Pferd 5 Monate lang kuriert und gepflegt hatte, übergab es ebenfalls General Rasgonow, damit dieser es an den General Stolettow befördern möge, dabei aber forderte er nichts für den Unterhalt und die Kur des Pferdes.

Digitized by Google

übrigen Mitglieder der afghanischen Gesandtschaft wollte er nicht grüßen lassen.

Ich wollte vor meiner Abreise seinen Leuten ein wenig Geld geben, sie hatten doch so viel für mich gearbeitet, aber angesichts der am Ufer stehenden und uns angaffenden afghanischen Wachtsoldaten wagte ich das nicht zu thun, ich befürchtete, daß sie dieses Geldes wegen Gewaltthätigkeiten von seiten der Räuber zu erleiden haben würden. Es that mir überhaupt sehr leid, daß Mossin-Chan nicht mit mir auf das bucharische Ufer hinübergezogen war. Doch ließ sich dabei eben nichts ändern. Als wir schon in einigen Ssaschenj vom Ufer waren, rief Mossin-Chan mir zu, daß ich ihm doch vom jenseitigen Ufer etwas Thee zusenden möge, da er vergessen habe, Thee aus dem Hause mitzunehmen. Daraufhin schaute er noch lange unserem Boote nach, rief uns verschiedene Glückwünsche zu und winkte mit seiner Helmmütze und den beiden Armen. — Leb' wohl, leb' wohl, unser unschätzbarer Begleiter! Gott behüte Dich! ...

Ich könnte nicht gerade sagen, daß es mir schwer fiel, den Boden von Afghanistan zu verlassen. Es waren das lediglich nur schwere, unangenehme Eindrücke, welche ich von hier heimführte. Lichte Erinnerungen, freudige Empfindungen traten nur spärlich auf. „Und der erste prachtvolle Empfang der Gesandtschaft in Masari-Scherif? und der pompöse Einzug in die Hauptstadt von Afghanistan?“ sagte mir mein Gedächtnis vor. — Aber was haben wir von diesen Festlichkeiten gehabt! Alles das war schwer genug aufgewogen worden durch die absolute Abgeschlossenheit, in welcher wir uns mehrere Monate befanden, durch das zwecklose Hocken zwischen den vier Pfählen unserer eigenen Wohnung, durch diesen für die Mitglieder der Gesandtschaft unfreiwilligen und für die Chefs derselben freiwilligen Arrest.

Ich persönlich hatte hier eine ganze Leidensgeschichte hinter mir und hatte endlose und unerträgliche moralische Qualen, namentlich im Laufe der letzten zwei Monate durchzukosten gehabt. Allerdings! Man möge sich einen Menschen vorstellen, der mit ganz gewöhnlichen Kräften ausgestattet, aber durch gewisse Umstände in die Lage geraten ist, daß alle Welt nur auf ihn hofft und von ihm allein eine Rettung erwartet. Er ist ein Gott in

Digitized by Google

ihren Augen, er wird nahezu angebeten!... Dieser „Gott“ aber kann nichts machen, d. h. er vermag kein Wunder zu thun, das von ihm erfleht, ja erfordert wird, um welches man ihn beschwört!... Er fühlt sehr wohl und gesteht sich auch seine Machtlosigkeit, aber er kann es ihnen doch nicht gestehen, er vermag den an ihn glaubenden Menschen nicht die letzte Hoffnung zu entreißen, diesen letzten Trost des Menschen auf Erden..... Was muß ein Mensch empfinden, der in eine derartige Lage geraten ist? Sein inneres Wesen wird tief erschüttert sein; moralisch und physisch wird er leiden... Das war die Lage, in welcher ich mich befand. — Ich kam nach Kabul, in meinen Armen starb sechs Stunden nach meinem Besuch der Erbe des Emirs, vermutlich ein Opfer seiner Feinde. Ich konnte ihm keine Hülfe leisten. Und dennoch war die letzte Hoffnung des gekrönten Vaters, dessen geliebter Sohn im Sterben lag, auf mich gerichtet. Ich komme nach Masari-Scherif, ich beginne den Emir zu behandeln und die Krankheit, wegen welcher er mich speziell berufen hatte, beginnt allmählich vor meinen Anstrengungen zu weichen, nun aber... ergreift ihn plötzlich ein furchtbares Leiden; er erkrankt zweifellos infolge der irrigen Behandlung einer anderen, relativ leichten Erkrankung von seiten der einheimischen Aerzte. Die Unwissenheit der einheimischen Aerzte führt dazu, daß diese Krankheit eine Komplikation erhält, daß sie ihren Charakter verändert; sie erlangt den Höhepunkt ihrer Entwickelung; sie ist bereits unheilbar. — Nun werde ich berufen, man beschwört mich im Namen alles dessen, was auf Erden vorhanden ist, die gefährliche Krankheit zu bannen. Der Kranke wird mir völlig anvertraut: von nun an sollen alle meine Ratschläge aufs genaueste befolgt werden. Ich bin ein Gott in ihren Augen. In meinen eigenen Augen aber bin ich in diesem Moment — etwas durchaus Nichtiges: ich bin ein Mensch wie alle, ganz abgesehen von dem Grad meiner ärztlichen Kunst, denn jetzt sind die menschlichen Mittel machtlos vor dieser Krankheit. Ich suche mich einer falschen Stellung zu entziehen, indem ich vorsichtig darauf hinweise, daß die Hoffnung auf eine Genesung gering oder auch zweifelhaft ist, daß die Krankheit stark vorgeschritten sei... Man antwortet mir: „Was hat das zu bedeuten, daß die Krankheit vorgeschritten ist; mit einer leichten Krankheit wird jedermann

Digitized by Google

fertig, selbst wenn er kein Arzt ist; eine schwere Krankheit zu kurieren, das ist eine rechte Aufgabe für einen Arzt.“ Was läßt sich auf derartige Argumente erwidern? ... Ja, ich wollte nicht ein zweites Mal all' diese Seelenpein nochmals durchmachen. Schließlich kommt auch meine Eigenliebe hier in betracht — die Eigenliebe eines Arztes. Die Menge überlegt nicht viel in solchen Sachen: Du hast die Krankheit nicht geheilt, also bist Du schuldig. Ja, nicht nur die Menge, namentlich die in Central-Asien, sondern auch das gebildete europäische Publikum urteilt in diesem Fall gerade so .....

Unser Fährboot glitt rasch stromabwärts.

Bald hatte schon der weißliche luftige Dunst und der Nebel, der mit einem leichten, halb durchsichtigen Streif die Ufer des Flusses einfaßte, diejenige Stelle verhüllt, wo Mossin-Chan stand. Der Tag war trübe. Das Wasser im Flusse besaß einen unheimlich glitzernden, grauen Anstrich, gerade als ob es aus aufgeschmolzenem Blei bestand. Die Bootsleute arbeiteten tüchtig mit Stangen anstatt mit Rudern. Ein Pferd war dieses mal nicht vorgespannt.

Wir gelangten zum bucharischen Ufer. Gegenwärtig trennt uns von Afghanistan eine Grenze, die für die Gewaltthaten nicht zu überschreiten ist. Es ist das der imposante Strom, die Grenzscheide zwischen den beiden central-asiatischen Nachbarstaaten. Allerdings ist die Rechtlichkeit auf diesem Ufer auch noch nicht sehr weit her, aber wir Russen dürfen hier mit Bestimmtheit auf die Gastfreundschaft und ein liebenswürdiges Entgegenkommen rechnen. Es giebt wohl kaum ein anderes uncivilisiertes Land, in welchem ein russischer Reisender so unbedingt gefahrlos reisen kann, wie in Buchara. Er fühlt sich geradeso wie zu Hause. Mit Recht sagen die Bucharen, daß das russische und das bucharische Volk zwei Brüder sind: „iki doulet — bir doulet“ (die beiden Staaten sind ein Staat).

Sobald wir nur das „Schiff“ verlassen hatten, so trat schon die übliche bucharische Gastfreundlichkeit in ihre Rechte. Der Mirsa-Baschi begab sich sofort in das benachbarte Dorf Patta-Gjusar, um dort für uns Unterkunft und ein Frühstück zu besorgen. In Erwartung des zweiten Transports mit den Pferden und dem Gepäck, lagerte ich mich mit Samaan-Beg unmittelbar

Digitized by Google

am Ufer des Stromes auf einer sandigen, in das Flußbett hineinragenden Landzunge. Wir ließen uns Thee bereiten. Offen gestanden, erschien mir der Thee jetzt viel schmackhafter, als zu anderen Zeiten der Champagner. Für einen Menschen, der zwei Tage lang kaum etwas gegessen und getrunken hat, sind einige Glas Thee und ein Stück kaltes Hammelfleisch mit trockenem Brot ein außerordentlich appetitliches Frühstück.

Eine Stunde später zeigten sich bereits in der Ferne die dunklen Umrisse der Fährböte, die gegenwärtig mit Pferden, Menschen und Gepäck überfüllt waren. Die Böte landeten an das an dieser Stelle seichte Flußufer — ich suchte aber fruchtlos in diesen Böten nach Mossin-Chan. Er war nicht mitgekommen. Nun, Gott behüte Dich, Du unschätzbarer Führer; möge Er von Dir, Du, unser treuer Freund, alles bevorstehende Uebel abwenden!...

Das Ausladen der Fährböte und das Bepacken der Lasttiere nahm nicht viel Zeit in Anspruch. Das Dorf war von dem Landungsplatz auf kaum 1½ bis 2 Werst entfernt. In wenigen Minuten befanden wir uns bereits unter dem Dache der gastfreundlichen bucharischen Jurten.

Als wir uns vollzählig auf dem Ufer versammelt hatten, nahmen die Kosaken ihre Mützen ab, schlugen ihr Kreuz und grüßten tief — tief die Mutter-Erde.

Leb' wohl, Afghanistan! Uebrigens, nein: auf Wiedersehen! Behalte uns in gutem Andenken....

Wenden wir uns nun in Gedanken der von uns verlassenen Stadt zu und erfahren wir, was dort nach unserer Abreise geschah [1].

Als wir uns von dem Sserdar Neik-Mahomed-Chan verabschiedet hatten, waren wir der Meinung, daß er in die Stadt zurückgekehrt war. Allerdings hatte er einige hundert Schritt in der Richtung nach der Stadt zurückgelegt, dann aber war er wieder umgekehrt und folgte uns in einigen hundert Schritt. In dieser Weise begleitete er uns, ohne daß wir davon etwas ahnten, fast bis zu dem Dorfe Ssiagyrd. Warum verfuhr er nun in

[1]) Nach den Mitteilungen von Neik-Mahomed-Chan, die von ihm während seines Aufenthaltes in Taschkent in den Jahren 1880—81 gegeben wurden.


Digitized by Google

dieser Weise? Weil er ganz ernstlich eine Verfolgung von seiten der zügellosen afghanischen Kavalleristen befürchtete. Das Verschwinden des Ssary-Dschan, eines Tschaar-Ssats, d. h. eines Befehlshabers über 400 Kavalleristen, war nicht bloß von Mossin-Chan, sondern auch von Neik-Mahomed-Chan in dem Sinne ausgelegt worden, daß dieser etwas Böses gegen uns im Schild führe. Tachtapul, in welchem seine Reiter lagen, befand sich in bloß 8 Werst von Masari-Scherif. Er konnte uns somit mit seinen 400 Reitern sehr leicht nachsetzen und uns in der Steppe einholen, bevor wir Ssiagyrd erreicht hatten. Darum entschloß sich Neik-Mahomed-Chan, uns bis Ssiagyrd zu begleiten. Am Morgen aber war er bereits wieder in der Stadt.

Am Tage nach unserer Abreise, d. h. am 11. Februar, wurde unsere Wohnung von einigen Paltanen (Bataillonen) umzingelt. Die Leute waren auf einen energischen Widerstand von unserer Seite gefaßt und staunten nicht wenig, als sie unser Haus leer fanden.

„Wenn Sie bis zu diesem Tage in Masari-Scherif zurückgeblieben wären," erzählte späterhin Neik-Mahomed-Chan, „so hätte ich nicht dafür einstehen können, daß Sie den Gewaltthätigkeiten entgangen wären. Die Truppen waren stark aufgeregt durch die Gerüchte, die in der Stadt sehr verbreitet waren, daß der verstorbene Emir den Russen alle seine Schätze übergeben hatte.

Hierauf entschlossen sich die Truppen, die Lieblingsfrau des Emirs und ihre Familie auszuplündern. Aus irgend welchen Gründen brachten sie mich auch dort, wo es sich um Plünderung handelte, in Zusammenhang mit der Frau des Emirs. Nicht genug damit. Es schien ihnen irgend eine Beziehung vorhanden zu sein zwischen meiner Abreise und der angeblichen Abreise der Frau des Emirs und ihrer Familie.

„Der Schatz ist schon fort, denn der Doktor ist abgereist. Jetzt muß man darauf gefaßt sein, daß die Familie des Emirs sich bald entfernt. Wir wollen das aber nicht zulassen. Wir wollen die Frau des Emirs nicht aus Afghanistan hinauslassen. Wir wollen sie ausplündern." Das war das übliche Gerede unter den Truppen. Was ihnen den Anlaß gegeben hatte, mich in Verbindung mit den Intriguen der Frau des Emirs zu bringen, das weiß ich nicht und vermag sogar nichts hierüber

Digitized by Google

zu vermuten. Trotzdem, daß ich dem verstorbenen Emir nahe stand, suchte ich mich doch von der Politik fern zu halten. Mit der Frau des Emirs habe ich nie eine Zusammenkunft und keinerlei Unterhandlungen gehabt.

Um die Familie des Emirs vor der Ausplünderung zu schützen und die zügellosen Truppen im Zaum zu halten, verfiel Neik-Mahomed-Chan auf folgende List: Er sandte irgend einem Regiment durch einen seiner Leute die Nachricht zu, daß ein anderes Regiment es in der bevorstehenden Nacht zu überfallen gedenke. Dem letzterwähnten Regiment wurde ebenfalls eine entsprechende Nachricht zugesandt. Den Herater Truppen brachte er bei, daß die Kabuler Truppen sie zu überfallen beabsichtigten, die Kabuler aber wurden durch einen bevorstehenden Ueberfall von Seiten der Herater geschreckt. Auf diese Weise blieben die Truppen auf ihrem Platz, indem sie sich alle vor einander fürchteten. So vergingen mehrere Tage, bis schließlich die ersten Befehle des neuen Emirs von Afghanistan, des Jakub-Chan, einliefen. Vereinzelte Fälle von Plündereien gab es allerdings, dafür aber wurde einem allgemeinen Blutbad, wie das ja bei der Zuspitzung der Verhältnisse zwischen den verschiedenen Völkerschaften, aus denen die afghanischen Truppen bestanden, ganz unvermeidlich erschien, dennoch vorgebeugt.

In der ersten Nacht nach meiner Abreise aus Masari-Scherif fand Neik-Mahomed-Chan gerade so wenig Gelegenheit zum Schlaf, wie auch in der vorhergehenden. Er hatte alle seine Leute mit verschiedenen Aufträgen in die verschiedensten Gegenden entsandt. Als er allein zurückgeblieben war, bemerkte er, wie aus dem Nachbarhause die kleine Tochter des Emirs („mein Bruder") heraustrat und zu ihm hinaufkam. Sie war angekleidet und führte in den Händen einen Kindersäbel.

„Was willst Du, Bibi-Dschan?" fragte Neik-Mahomed-Chan. „Warum hast Du in der Nacht Dein Haus verlassen?"

„Wie sollte ich denn anders?" antwortete das Mädchen. „Du bist ja ganz allein geblieben. Wenn Dich jetzt irgend ein Feind überfällt, so hast Du niemanden, der Dich beschützt. Nun, ich bin gekommen, um Dich zu beschützen."

Neik-Mahomed-Chan erzählte, daß diese naiven kindlichen Worte ihn aufs tiefste gerührt hätten. Er brachte dem Mädchen

Digitized by Google

ein zahmes junges Lamm; Bibi-Dschan spielte lange Zeit mit demselben und schlief dann ein.

Zwei Tage nach unserer Abreise kehrte Mossin-Chan nach Masari-Scherif zurück. Es war ihm glücklich gelungen, all' den Gefahren zu entgehen, von welchen er bedroht war. Um den Leser über die großen Gefahren aufzuklären, denen Mossin-Chan in Masari-Scherif entging, möchte ich hier nur das bemerken, daß er eine dem Lojnab Chosch-Dil-Chan sehr nahestehende Person war. Der Lojnab und Feïs-Mahomed-Chan saßen aber nach wie vor in Haft und wurden erst auf Befehl von Jakub-Chan in Freiheit gesetzt. Zum Lojnab, oder richtiger gesagt, zum Naïbil wurde nun Gulam-Haider-Chan aus dem Geschlechte Werdek bestellt. Er verwaltete das afghanische Turkestan bis zur Thronbesteigung des Abdurrachman-Chan.

Der Sserdar Neik-Mahomed-Chan und der Ditten Mossin-Chan erhielten für ihre mir am 9., 10. und 11. Februar erwiesenen Dienste von dem Turkestaner General-Gouverneur Kaufmann folgende Geschenke: Neik-Mahomed-Chan erhielt eine silberne Vase mit der eingravierten Inschrift: „Zur Erinnerung an den 10. Februar 1879 von General Kaufmann." Mossin-Chan erhielt eine goldene Uhr mit der nämlichen Inschrift.

Digitized by Google

10. Kapitel.

Vom Amu-Darja bis zur Stadt Buchara.

Eine Tagerast in Patta-Gjusar. — Mein Briefwechsel mit dem Beg von Schirabad und dem Sserdar Neik-Mahomed-Chan. — In Schirabad. — Mein Besuch beim Beg. — Seine Gewandtheit. — Meine Gedanken über eine Reise nach Buchara. — Bericht nach Taschkent. — Ich reise nach Buchara ab. — Wiederum das „Eiserne Thor". — Tschasma-i-Hafisan. — Das Gebirgsthal Tengi-Charam. — Kara-Ssatsch. — Wiederum zu Gast beim Beg von Gjusar. — In Karschi. — Kossan. — Rabbat-Katyr. — Im Regen. — Ungenauigkeiten der Generalstabskarte. — Busatschi. — Die Wache. — Abdullah-Chan, der Baumeister. — Der Komfort in der Steppe. — Charakter der Steppe. — Der Gebirgsrücken Mama-Dschargaty. — Das „gesalzene" Gebiet. — Zusammentreffen mit den bucharischen Würdenträgern. — In der Vorstadt von Buchara, Kokan.

In Patta-Gjusar hielt ich Rast. Es war das durchaus notwendig: Leute und Tiere waren bis aufs äußerste ermüdet. Die Leute hatten drei Nächte nach einander nicht geschlafen, die Tiere hatten eine Strecke von 90 Werst zurückgelegt durch ein sandiges Gebiet; während 15 Stunden befanden sie sich fast unausgesetzt auf dem Marsch, seit drei Tagen hatten sie nichts zu fressen bekommen.

Von hier aus wollte ich einen Bericht über die letzten Ereignisse in Afghanisch-Turkestan nach Turkestan absenden, aber ich kam nicht dazu. Die Ermüdung machte sich auch bei mir geltend: ich schlief fast 24 Stunden nach einander — Tag und Nacht. In meinem Auftrag schrieb Samaan-Beg einen Brief an den

Digitized by Google

Beg von Schirabad mit der Nachricht, daß wir durch Schirabad zu reisen gedächten. Auch an den Beg von Kitab war ein kurzes Schreiben abgesandt worden. Ein ausführlicherer Brief war an den Sserdar Neik-Mahomed-Chan gerichtet. In diesem Brief sprachen wir ihm unseren Dank aus für die Dienste und den Schutz, die er uns während der schlimmen Zeit unseres Aufenthaltes in Masari-Scherif erwiesen hatte. Im gleichen Brief benachrichtigte ich ihn davon, daß ich meine Reisetasche verloren hätte. Ich bat ihn, daß er alles, was in seinen Kräften stehe, daran setzen möchte, um die Reisetasche aufzufinden; gleichzeitig machte ich ihn darauf aufmerksam, daß man mit größter Vorsicht mit den in der Reisetasche befindlichen Medikamenten umgehen möge, wobei sich unter anderem eine Drachme Atropin befand. Mossin-Chan spendete ich in diesem Schreiben das reichlichste Lob. Möge ihm diese Empfehlung genützt haben!

Am gleichen Tage passierten durch Patta-Gjusar zwei afghanische Reiter. Es waren das spezielle Boten, die von der gegenwärtigen Regierung in Masari-Scherif zur afghanischen Gesandtschaft nach Taschkent abgesandt worden waren, um über die letzten Ereignisse in Afghanisch-Turkestan zu berichten.

Am folgenden Tage trafen wir in dem Dorfe Angor ein, woselbst wir übernachteten. Am dritten Tage waren wir bereits in Schirabad. — Sobald wir den bucharischen Boden berührt hatten, war ein Umschlag im Wetter eingetreten. Drei Tage lang regnete es stark, wobei es einen heftigen Westwind gab. Der Weg von Angor bis Schirabad war in eine einzige ungeheuere, schmutzige Pfütze verwandelt, in welcher die müden Beine unserer Pferde herumwaten mußten, wobei die Reiter mit einem wahren Regen von Schmutz bespritzt wurden.

In einigen 5 Werst von Schirabad stießen wir auf den Bruder des Begs und den Mirachur; sie hatten ein Gefolge von 20 Mann bei sich. Der Bruder des Begs übermittelte uns den Gruß desselben und erkundigte sich darnach, ob wir bei dem Beg sofort vom Wege einkehren würden oder erst nach einiger Zeit. Ich äußerte den Wunsch, den Beg erst nachdem ich mich ein wenig ausgeruht hatte, zu besuchen. Der Bruder des Begs

Digitized by Google

bestand jedoch darauf, daß wir direkt beim Beg einkehren möchten.

„General Rasgonow,“ sagte er, „hat seine Visite direkt von der Reise gemacht und der Doktor-Tjurja möge das gleiche thun.“

Ich klärte den Bucharen natürlich nicht über die Taktlosigkeit des Generals auf, setzte aber meinen Willen durch. Ich bemerkte übrigens, daß es gar nicht der Brauch der Russen sei, die Gäste so direkt vom Wege, bestaubt und schmutzig, wie sie sind, und ermüdet von der langen und schwierigen Reise, zu sich hineinzuschleppen; der Wunsch des Begs erschiene mir sehr seltsam, da er sich ja für einen Kenner der russischen Sitten halte und angeblich eben darum als Beg in Schirabad hingesetzt worden sei, weil in der letzten Zeit so viele Russen diese Stadt zu passieren gehabt hätten.

Als wir die Vorstadt betraten, wurde ich durch einen scharfen aromatischen Geruch überrascht. Ich schaute mich um und entdeckte bald die Ursache in einem Garten blüten einige Mandelbäume. Die Aprikosen begannen ebenfalls zu blühen. Die Armen! Sie ahnten nicht, daß am folgenden Tage ein tüchtiger Schnee fallen und noch einen Tag später sich ein Frost von 3 Grad einstellen werde.... Kaum daß wir in der Stadt waren, als der Regen schon in einen rechten Guß überging. Es wurde uns Unterkunft in Jurten angewiesen und ich hegte große Befürchtung, daß der Regen die Koschmas durchnässen werde, aber das Steppenprodukt bewährte sich bestens, — in das Innere der Jurten drang auch kein einziger Regentropfen hinein.

Gegen 3 Uhr nachmittags begaben wir uns zum Beg in das Staarkästchen [1]). Einen passenderen Namen konnte es wohl kaum für das befestigte Schloß geben. Der Leser kennt das Schloß bereits (B. I. S. 94), ich brauche es darum gegenwärtig nicht mehr zu beschreiben. Wir ritten bis auf den Gipfel des Hügels hinauf und passierten drei Thore. Vor dem vierten Thor, hinter welchem sich die Wohngebäude des Begs befanden,

[1]) Auch in Rußland ist es Brauch, Häuschen für die Staare auf irgend einem hochgelegenen Punkt, z. B. auf dem Giebel des Daches, auf einer hohen Stange oder auf einem dem Hause zunächst stehenden Baum zu errichten.
Anm. d. Uebers.


Digitized by Google

mußten wir aus Rücksicht auf Anstand und die dem Hausherrn gebührende Ehre die Pferde verlassen und zu Fuß weiter gehen. Das kräftige Hausgesinde des Begs ließ mich gar nicht mal vom Pferde steigen, ich wurde vielmehr herabgehoben.

Unmittelbar an der Schwelle des Hauses trat mir der Hausherr von dem Staarkästchen und von dem Schirabader Bezirk, der Beg Abdull-Schalil-Perwonatschi, entgegen. Er trug einen kurzen Pelz, der mit Seidenzeug von häuslicher Produktion überzogen war. Sein rosiges, recht schönes Gesicht, das durch einen recht dichten, grauen Bart geschmückt und mit einem Paar schlauer, unruhig herumlaufender Augen versehen war, strahlten von einem breiten, freundlichen Lächeln. Sein Kopf war mit einem ungeheueren, weißen Turban umwunden. Das Bäuchlein, das bereits ein wenig merklich hervorragte, der gewissermaßen simple Gesichtsausdruck, ein tüchtiger Händedruck — alles das sprach dafür, daß er ein gemütlicher Mann war. Er forderte uns durch eine ehrfurchtsvolle Handbewegung auf, einzutreten und wollte dabei durchaus nicht zuerst das Zimmer betreten. Die gleiche Geschichte führte er auf, als wir uns zu Tisch setzten: der Beg wollte absolut nicht den Platz des Hausherrn einnehmen und sich vor mir niedersetzen. Schließlich nahmen wir platz. — Die üblichen Begrüßungen, wie sie der Gelegenheit angemessen waren, die wechselseitigen Wünsche, daß man sich der besten Gesundheit und des erdenklichsten Segens erfreuen möchte, die Freudeäußerungen darüber, daß das Geschick uns wiederum einmal gesund zusammengeführt habe, die verschiedentlichsten Komplimente und Liebenswürdigkeiten .... alles das flog im bunten Wechsel von einem zum andern hin und wieder und nahm nicht weniger als eine halbe Stunde ein. Ich überließ es Samaan-Beg, auf dem Felde der Courtoisie und der Komplimente eine Lanze zu brechen, ich selber widmete mich der Betrachtung der Anwesenden und dem Thee. Der Beg beeilte sich, seine Freude darüber auszusprechen, daß wir so glücklich der Gefahr entronnen wären, ja vielleicht auch der Gewaltthätigkeiten und Beleidigungen von seiten der Afghanen. Er entwickelte diesen Gedanken ausführlich und wies darauf hin, daß die Afghanen Diebe und Räuber wären. Es war das wieder das alte Lied von der Feindschaft der Bucharen und Afghanen, nur daß die

Digitized by Google

Motive sich frisch darboten. Auf alle diese Redensarten des Begs bemerkte ich, daß nicht nur in Afghanistan, sondern auch in Buchara und überhaupt in jeglichem asiatischen Reich ein Wechsel in der Regierung, sei das nun infolge des Todes des Herrschers oder seiner Verjagung — zu politischen Unruhen führe, und daß die Unruhen in Masari-Scherif gerade diesen Charakter getragen, uns Russen aber keineswegs berührt hätten.

„Wenn uns vielleicht auch zufällig eine Unannehmlichkeit zugestoßen wäre," sagte ich, „so wäre das nur dasjenige gewesen, was jedem Reisenden auf einem Landwege passieren kann, wo Räuber zu treffen sind. Nun muß man aber bemerken, daß der Name Rußland in Central-Asien bekannt ist und eine derartige Achtung selbst in den entlegensten Winkeln genießt, daß wohl niemand die Vertreter Rußlands offen zu beleidigen sich erkühnt hätte."

Natürlicherweise hatte ich keine Lust, und es hätte ja auch keinen Zweck gehabt, dem anscheinend so schlichten Beg gegenüber aufrichtig zu sein, — und wie schlau erwies er sich später! — Zudem wurde ich ja mit dem Brauch der Bege bekannt, alles das, was sie von den Russen und über die Russen vernehmen konnten, brieflich dem Emir von Buchara zu melden.

Daraufhin lenkte der Beg das Gespräch auf die Krankheit des Emirs Schir-Ali-Chan. Es hatte keinen Zweck für mich, hierüber ausführlich zu sein, ich teilte ihm darum kurz die Geschichte der Krankheit des Emirs mit. Ich benutzte dabei die Gelegenheit, um mich mit seinen eigenen Anschauungen über meine Reise nach Buchara, die die Behandlung des Emirs zum Zwecke hatte, bekannt zu machen.

„Infolge einer Aufforderung des Dschonab-i-Ali muß ich nach Buchara reisen," — sagte ich. — „Nun weiß ich aber nicht, was für Regeln und Bräuche bei den Bucharen in dieser Beziehung existieren. Meiner Meinung nach ist's gerade nicht ganz passend, wenn ich von dem Ort der Trauer und der unglücklichen Ereignisse (d. h. vom Grabe des Schir-Ali-Chan, ich bediente mich hier des üblichen Bilderschmuckes in der Sprache der Central-Asiaten) an den Ort der Lust und der Freude komme, wo man den Tod nicht zu erwähnen hat (d. h. das Haus des Emirs von Buchara)."

Digitized by Google

„Darüber dürfen Sie sich keine Gedanken machen," antwortete der Beg. „Sie haben all' den Kummer jenseits des Darja (Amu) gelassen."

Nun aber ging uns plötzlich, wie das häufig passiert, der Stoff für unsere sonst sehr lebhaft geführte Unterhaltung aus. Etwa zehn Minuten lang schleppte sich das Gespräch nur mühsam dahin, — wir schwiegen nicht, aber es war auch kein Leben in dem, was wir sprachen. Schließlich kam es dazu, daß wir, um unser Gespräch aufrecht zu halten, das jetzt wie ein von Wanderern in der Steppe hinterlassenes und nur schwach glimmendes Feuer jeden Moment zu erlöschen drohte, zu dem letzten Ausfluchtsmittel in all' solchen Fällen greifen mußten, zur Witterung. Ich bemerkte dem Beg, daß ich und meine Begleiter vor dem Herrgott wohl einen niedereren Rang einnehmen müßten, als der Adjutant Bulazel und General Rasgonow; diese hätten sich während ihrer ganzen Reise des schönsten Wetters erfreut, währenddem wir von dem Moment an, wo wir ausrückten, von Unwetter begleitet, vom Regen durchnäßt worden seien und bis über die Knie im Schmutz hätten waten müssen.

Der Beg war jedoch so geschickt, daß er selbst diese offenbare Ungunst der Verhältnisse zu einem Kompliment zu benutzen wußte.

„Sie wissen ja," entgegnete er mir, „daß unser Wohlstand durch den Ausfall der Ernte bedingt wird, die Ernte aber durch die Stärke des Regenfalls: wenn wir Regen haben, so giebt's Getreide; wenn der Regen ausbleibt, so sind wir Bettler, so werden wir von Hungersnot bedroht. Bis zu Ihrer Ankunft in Schirabad haben wir gar keinen Regen gehabt. Sie haben nun den Regen in Ihren Rockschößen mitgebracht, — unseren größten Schatz. Da ist's doch nun klar, daß gerade Sie bei Gott in höheren Ehren stehen, als sonst jemand."

Ich war nicht wenig frappiert durch diese Gewandtheit und Logik und schaute mir den Mann genauer an: er schien mir jetzt schon lange nicht mehr so einfältig, wie beim ersten Anblick. Wir empfahlen uns bald darauf dem Beg und zogen uns in unsere Jurten zurück.

Ich gestehe, daß ich mich nur nach langem Schwanken zu einer Reise nach Buchara entschloß. Die Umstände, unter denen ich mich zum Emir von Buchara begab, um ihn zu kurieren,

Digitized by Google

waren recht fatal. Mein gekrönter Patient, der Emir von Afghanistan, war soeben erst unter meinen Händen gestorben. Das mag nun genügend sein, um das Unpassende, und vielleicht sogar Unzeitgemäße meiner Reise nach Buchara zu kennzeichnen. Die Laien, welche ja die Mehrzahl des Publikums nicht nur in Central-Asien allein, sondern auch in Europa ausmachen, werden nicht und können auch nicht die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Heilung in einem vorliegenden Fall prüfen. Sie anerkennen nur das, was vor ihren Augen vorgegangen ist. „Der Kranke ist gestorben,“ sagen sie, „ergo, — der Arzt, der ihn behandelt hat, versteht nicht viel,“ andere wieder sagen einfach: „er hat ihn unter die Erde gebracht,“ — und damit sind sie fertig. Bei einer solchen Anschauung des Publikums in bezug auf Kranke und die Aerzte fällt einem das Praktizieren schwer! Nun steht der Emir von Buchara keineswegs über dem allgemeinen Niveau der Bildung des central-asiatischen Publikums, er teilt mit diesem Publikum alle Ansichten und Vorurteile. Sehr möglich, daß er meine Ratschläge zurückweisen, meine Pulver, meine Pillen und meine Mixturen gar nicht wird schlucken wollen ..... Dann aber hatte eine Reise nach Buchara für mich ja nicht den geringsten Sinn, ich konnte dabei nur in die lächerlichste Stellung geraten. Ein Arzt ohne Praxis, das ist ja gerade wie ein Pope ohne Gemeinde, ein Oberst ohne Regiment, ein König ohne Unterthanen.

Indessen konnte ich mich der Reise nach Buchara nicht entziehen. Ich hatte die formelle Vorschrift des Generals Kaufmann, auf der Rückreise von Afghanistan in Buchara einzukehren, um den Emir von Buchara mit medizinischem Rat und den erforderlichen Medikamenten zu versehen. Die Vorschrift war klar wie der Tag und es mußte ihr gerade wie jedem Befehl folge geleistet werden. Diesen Befehl konnte lediglich nur derjenige, der ihn erteilt hatte, zurücknehmen, oder auch mein unmittelbarer Vorgesetzter, General Rasgonow. Ich hatte aber von ihm keinerlei Instruktionen in diesem Sinne erhalten. O, wie freudig hätte ich die Zurücknahme des Befehls begrüßt! wie gern wäre ich nicht nach Buchara gezogen! Es erfolgten aber keine neuen Instruktionen und ich mußte mit schwerem Herzen mich zu meinem neuen gekrönten Patienten, dem Emir von Buchara,

Digitized by Google

begeben. Es blieb mir bloß übrig, Gott anzuflehen, daß er sich jetzt dem „Leibmedikus wider Willen“ gnädiger erweisen möge, als das in Afghanistan der Fall gewesen war.

Bald nach unserer Rückkehr von dem Weg von Schirabad traf aus Masari-Scherif ein spezieller Bote ein. Er überreichte mir einige Briefe. Die Briefe waren an mich von Ssamarkand aus gerichtet, waren in Masari-Scherif gewesen und von dort, da ich bereits abgereist war, mir nachgesandt worden, sie hatten mich in Schirabad eingeholt. Unter anderem fand sich da ein Brief von General Rasgonow vom 4. Februar, aus Koinar adressiert. In seinem Schreiben teilte er mir das Programm des Empfanges der afghanischen Gesandtschaft mit und benachrichtigte mich davon, daß er mir gleichzeitig eine elektro-magnetische Maschine und einige Arzneimittel für den Emir Schir-Ali-Chan zusende. Der Bote aber hatte mir weder die Maschine, noch die Medikamente eingehändigt. Auf meine Frage: wo die im Brief namhaft gemachten Sachen wären, antwortete er, daß ihm nichts hierüber bekannt sei, er habe keinerlei Sachen mitbekommen. Ich wollte den Boten einige Zeit zurückhalten, um mit ihm meine Berichte nach Taschkent zu senden, und befahl darum Nassir-Chan, daß er ihn bewirten möge. Der Bote wies jedoch jede Bewirtung zurück, indem er vorschützte, daß er sich bei seiner Reise zu beeilen habe, da ihm wichtige Papiere für die afghanische Gesandtschaft anvertraut wären. Er erzählte unter anderem, daß die Unruhen in Masari-Scherif sich einigermaßen gelegt hätten und daß der Lojnab und der Sserdar Feïs-Mahomed-Chan zwar nicht ermordet wären, immerhin aber noch in Haft gehalten würden.

Nachdem ich mich zur Reise nach Buchara entschlossen hatte, glaubte ich einen Bericht nach Taschkent entsenden zu müssen. In einem Schreiben an General Rasgonow schilderte ich eingehend die außerordentlichen Ereignisse, die während der letzten Zeit meines Aufenthaltes in Masari-Scherif vorgefallen waren. Auch dem militärisch-medizinischen Bezirksinspektor J. P. Ssuworow schrieb ich einen Bericht, in welchem ich mehr oder weniger ausführlich die Geschichte der Krankheit des Emirs darlegte. Um die Berichte über die Unruhen in Masari-Scherif möglichst bald nach Taschkent zu befördern, benutzte ich die

Digitized by Google

speziellen Boten des Begs von Schaar, Alim-Beg. Der Beg hatte diese Leute speziell zu dem Zwecke zur afghanischen Grenze abgesandt, um die bereits nach Schaar gedrungenen Gerüchte über die Unruhen im Vilajet Tschaar und über die gefährliche Lage der in Masari-Scherif zurückgelassenen russischen Gesandtschaftsmitglieder einer genauen Prüfung zu unterwerfen. Als nun die Boten uns hier in Schirabad gesund und mit heiler Haut sahen, wollten sie sofort zu ihrem Beg zurückkehren; ich hielt sie jedoch zurück, bis ich mit meinen Berichten nach Taschkent fertig war. Ich eilte dabei so sehr, daß ich keine Kopieen für mich von diesen Schreiben zurückbehalten konnte.

Die Bucharen schienen uns gegenüber ein ganz unleugbares warmes Interesse zu hegen: sie interessierten sich ganz außerordentlich für das, was wir erlebt, wie wir die schweren Tage in Masari-Scherif verbracht hatten u. dgl. m. Sie sprachen alle ihre Befürchtungen und Besorgnisse über unsere Lage „im Lande der schlechten Afghanen“ aus. Ich kann mir eine solche Sympathie von seiten der Bucharen recht gut erklären. Ich kenne das Volk wenig, in der central-asiatischen Politik bin ich schlecht bewandert, jedenfalls aber spricht man von ihr, daß sie doppelsinnig sei und gewissermaßen an den alten Gott Janus erinnere. Ich bemerke nur, daß auch der Beg von Schirabad dem Emir von Buchara eiligst Nachricht von unserer glücklichen Ankunft in seiner Stadt erteilt hatte. In Rücksicht auf die Zuvorkommenheit und die Freundlichkeit, die wir Russen stets in bucharischem Gebiet treffen, wäre ich durchaus bereit, das Betragen der Bucharen für rechte Münze gelten zu lassen. Die Leute aber, die behaupten, daß sie den Charakter unserer central-asiatischen Nachbarn ein wenig zu würdigen wissen, verhalten sich recht skeptisch zu den Aeußerungen der bucharischen Gutmütigkeit. Sie sagen, daß das bucharische Volk gegenwärtig einer Münze ähnlich sei, die mit der Vorderseite uns zugewendet erscheint und zwar, weil ihm solches, von oben her, vom Emir angesagt ist, welcher seinerseits zu diesem Verhältnis zu uns durch die gegenwärtige Sachlage geführt wird, — daß aber die Kehrseite der Münze sich sofort zeigen werde, sobald nur die hierfür erforderlichen Umstände sich einstellen würden. Warum nicht gar? — Ich würde wahrhaftig wünschen, daß sich die der Kehrseite der Münze ent-

Digitized by Google

sprechenden Umstände, im Interesse der Wahrheit, möglichst bald einstellen möchten .....

Am anderen Tage erhielten wir noch vor unserer Abreise vom Beg die üblichen Geschenke, mit denen die Bucharen den Russen, die ihre Länder passieren, so lästig fallen. Gleichzeitig schien es aber, als ob er nicht mal daran dachte, unsere Visite zu erwidern. Samaan=Beg machte sich die Mühe, den Bruder des Begs über den Verstoß, den sich der Beg hatte zu schulden kommen lassen, aufzuklären; er ließ ihn merken, daß es dem Beg, der stets so viel Wesen von seiner Vertrautheit mit den russischen Sitten gemacht hätte, bekannt sein müsse, was es heißt, eine Visite zu erwidern. Eine halbe Stunde später traf der Beg mit einem großen Gefolge ein. Wir empfingen ihn recht kalt, indem wir ihm erst an der Thür unserer Jurte entgegentraten.

Am 16. Februar übernachteten wir in Sser=Ab. Am folgenden Tage wollte ich die Strecke von Ser=Ab bis Schur=Ab zurücklegen, der lokale Aksakal aber erklärte, daß wir in Schur=Ab keine Fourage für unsere Pferde finden würden. Ich sah mich somit genötigt, die weite Strecke bis zum Dorf Tschasma=i=Hafisan zurückzulegen. Wie gern wäre ich von hier aus nach Kara=Chowal gezogen, um nach Ssamarkand zu gelangen .... aber das war nun einmal unmöglich. Gelegentlich einiges über die Fourage. Der erwähnte Aksakal erkundigte sich bei mir in allem Ernst darnach, ob er gegenwärtig Fourage für die russischen Truppen vorzubereiten habe. Ich war nicht wenig überrascht durch diese Frage, späterhin aber brachte ich in Erfahrung, daß die bucharische Administration im Sommer, zur Zeit, als unsere Truppen in Dscham lagen und bereit waren, unsere Grenze zu überschreiten, den Aksakalen anbefohlen hatte, für die russischen Truppen auf der vermutlich von ihnen einzuschlagenden Route Fourage und Nahrungsmittel überhaupt in Bereitschaft zu halten. Ich konnte dem Aksakal natürlich keinerlei bestimmte Antwort geben.

Tschasma=i=Hafisan, 17. Februar.

Zum vierten Mal passierte ich heute das „Eiserne Thor“. Die Schlucht gewährte auch jetzt den gleichen düsteren Anblick, wie sonst. Gegenwärtig aber ist hier schon nichts mehr von dem

Digitized by Google

vorhanden, was den Eindruck, den diese wilden, nackten und verwitterten Felsen auf den Reisenden ausüben, mildern könnte. Die Mandel- und Pistazienbäume und die Sträucher, die sich so malerisch mit ihrem frischen Grün auf den düsteren steinernen Giganten im Sommer gemacht hatten, hingen jetzt hülflos in weißen Reif eingehüllt von den Felsen herab, in deren Spalten sich ihre festen Wurzeln eingeklemmt hatten. Einige von ihnen hatten sich, von dem warmen Wetter der letzten 5 bis 10 Tage verlockt, vorzeitig in ihr blütenreiches Frühjahrsgewand geworfen. Um so kümmerlicher aber schauten sie jetzt unter dem winterlichen Trauergewande hervor, das die gewaltsame Hand des Unwetters über ihren bräutlichen Frühjahrsanzug geworfen hatte. Den Giganten, den Felsen .... konnte das Unwetter allerdings nichts anhaben! Seit Jahrtausenden stehen sie da immer mit der gleichen, ewigen Ruhe, im Sommer und gerade so gut im Winter. Mit unveränderlicher Gleichgültigkeit senden sie dem vorüberziehenden Besucher ihre kalten, toten Blicke zu. Wie unheimlich fühlt sich der schwache Mensch diesen Felsen gegenüber, die seine Geisteskraft durch ihre kosmische Mächtigkeit niederzudrücken scheinen. Ein kaum bemerkbares Wesen ist der Mensch diesen steinernen Giganten gegenüber .... aber diesem geringen Wesen wohnt ein Funke eines mächtigen Feuers inne — die Vernunft, und diese vermag sich mit den elementaren Kräften wohl zu messen. Kartenhäusern gleich stürzen die ungeheueren steinernen Kolosse zusammen unter den Schlägen der von der Vernunft geleiteten Kraft des Menschen. Das Geistlose, wie kolossal es auch ist, vermag nicht Stand zu halten vor dem Schlage eines Geistesfunken; der unbeseelte Koloß weicht vor dem beseelten Pygmäen zurück .....

Als wir Sser-Ab verließen, hatten wir — 3°. Der Schnee von gestern und der Regen hatten ein ganz tüchtiges Glatteis zu stande gebracht. Die Pferde glitten beständig aus und stolperten und konnten sich, schlecht beschlagen wie sie waren, kaum noch auf den eisbedeckten Gebirgspfaden aufrecht halten. Nach 6 bis 7 Werst mußte ich sie hier, gerade inmitten des Weges, von neuem beschlagen lassen, da es riskant gewesen wäre, weiter zu reiten: entweder hätte sich das Pferd die Beine gebrochen, oder ich mir den Hals. Allerdings hatte ich in Schirabad den Befehl

Digitized by Google

erteilt, daß man alle Pferde von neuem beschlagen möge, da wir ja eine Gebirgsreise zur Winterzeit vor uns hatten, aber das Beschlagen war von den Dschigiten nur mangelhaft besorgt worden. Heute bei einer Musterung stellte es sich heraus, daß mehrere Pferde nicht von neuem beschlagen waren. Die Schuldigen wurden von mir in entsprechender Weise bestraft.

Als wir uns etwa 10 Werst von der Station entfernt hatten, begann der Nebel, der mit einem dichten Schleier die umgebenden Höhen bedeckt hielt, sich zusammenzuballen und ging bald darauf in einen kleinen Regen über; es regnete etwa eine halbe Stunde. Der Nebel zerstreute sich dann ein wenig; als wir aber, nachdem wir das „Eiserne Thor" verlassen hatten, den Ak-Rabbater Paß zu ersteigen begannen, so war der Nebel wiederum so dicht, daß wir auf einige Schritt nichts mehr unterscheiden konnten. Ein weißlicher, undurchdringlicher Nebel hatte Berg und Thal besetzt. Hier, auf dem Gebirgsplateau von Ak-Rabbat, blies ein scharfer und heftiger Wind. Meine Füße verspürten zuerst das Blasen des Boreas .... aber weiter vermochte sein tödlicher Hauch nichts mehr auszurichten. Mein langer, bis zu den Hacken hinabreichender Reisemantel aus dickem Soldatentuch, den ich über den Pelzrock gezogen hatte, vermochte beliebigem Wind stand zu halten, ohne auch nur die geringste Kälte durchschlüpfen zu lassen. Die Füße aber, die bloß in dünne Warschauer Stiefel und dünne Wollenstrümpfe gekleidet waren, erwiesen sich in hohem Grade empfindlich gegen die Kälte. Das Eisen der Steigbügel gab sich in lästiger Weise zu spüren. — Erst nach einem Ritt von 7½ Stunden langten wir auf der Station an. Das kalte, dürftige Lehmhüttchen mit dem inmitten auf dem Lehmboden brennenden Feuer schien den erfrorenen Reisenden in diesem Moment gerade so angenehm zu sein, wie der beliebige Salon einer Schönheit der Residenz. Wir rückten sofort zum Feuer näher, tranken eine große Tasse heißen Thee und waren wiederum frisch und rüstig.

Jangi-Kent, 21. Februar.

Am Morgen des 12. Februar, wie üblich in der Frühe, verließen wir die „Quelle der Sänger", wie der Name des Dorfes Tschasma-i-Hafisan sich übersetzen läßt. Vorsichtiger,

Digitized by Google

wenn auch, wie sich das später erwies, unnützerweise, hatte ich diesmal über die Lederstiefel noch Filzstiefel gezogen. Mein „schlappöhriger Philosoph“ trug mich, der ich von Kopf bis zu den Füßen in Pelz und Wolle gehüllt war, rüstig auf seinem starken Rücken. Häufig stießen wir auf Gebirgsbäche und Gräben; sie lagen alle in eisigen Fesseln. Der Weg führte uns allmählich in nordwestlicher Richtung hinab, die Berge wurden niedriger und das Gebiet hinter der Schlucht „Ak-Dagan“ erschien nicht mal ausgeprägt hügelig. Von der Schlucht aus erstreckt sich das kleine Thal Tengi-Charam, ein fröhliches Thal, das von zeltartigen Höhenzügen eingerahmt wird. Im Thal selber gab es keinen Schnee, die Gipfel der Hügel waren jedoch mit einer noch recht dicken Schicht von lockerem, blendend weißem Schnee bedeckt. Als wir uns dem Dorf, oder richtiger gesagt, der Winterstation („Simowka“) Tengi-Charam näherten, erblickten wir frisch aufgepflügte Felder, die übrigens wohl kaum schon eine Aussaat tragen mochten. Hier war es bereits recht warm.

Am folgenden Tage, d. h. am 19. Februar, ging's weiter, wobei der Weg uns bis Kusch-Lusch längs dem Flüßchen Kitschi-Uru-Darja führte. Hier ergießt sich das erwähnte Flüßchen in den Katta-Uru-Darja. Von Kusch-Lusch bis Gjusar ritten wir dem Gjusar-Darja entlang. In Gjusar hielt ich einen Rasttag.

Kossan, 24. Februar.

Mehrere Tage lang habe ich nichts in mein Tagebuch eingetragen: ich war zu faul dazu. Vielleicht ist die Faulheit eben dadurch bedingt, daß ich in bekannten Gegenden reise, von denen ich bereits im ersten Bande gesprochen habe. Werfen wir aber doch einen Blick zurück: vielleicht findet sich in unseren Erinnerungen etwas Interessantes.

Ich habe bereits oben, wenn auch nur kurz erwähnt, daß wir die gute Hälfte des Gebirgsweges über den Schirabader Gebirgszug unter winterlichen Umständen zurückzulegen hatten. Erst in Tengi-Charam fanden wir das Frühjahr wieder, das wir in Schirabad zurückgelassen hatten. Indem wir vor dem Dorf Tschasma-i-Hafisan zur Schlucht Ak-Dagan hinabstiegen, entfernten wir uns mit jedem Schritt immer mehr von der

Digitized by Google

Region des Schnees, der in gleichmäßiger Schicht die Erde bedeckt hatte. Jenseits der Schlucht waren die weichen Gehänge der Berge bereits schneefrei und in den Niederungen und Mulden grünten bereits die ersten Vorläufer des Frühjahrs. — In der warmen regungslosen Luft schmetterte unaufhörlich die Lerche; von einem Hügel zum anderen flogen Scharen von Geiern und Raben und führten ihre krächzende Unterhaltung; die Hunde, die die auf den Gehängen der Hügel weidenden Schafe zu überwachen hatten, spielten fröhlich mit einander und setzten im Wettlauf in großen und geschickten Sprüngen über die ihnen in den Weg tretenden Bäche und Flüßchen hinüber. Sie schienen mir viel freudiger zu bellen als sonst; vielleicht aber schien mir das eben nur so unter dem Einfluß des frischen Frühjahrszuges, den ich mehr oder weniger an meiner eigenen, gehobenen Stimmung verspüren konnte.

Es war heute weder trüb noch klar. Nur zu Ende unserer Tagesreise traten zwischen dem zerrissenen Gewölk einige Streifen von reinstem Azurblau hervor, von so intensiver Farbe, wie sie eben nur im Süden zu finden ist; nun warf auch die liebe Frühjahrssonne ihre reichen und goldigen Strahlengarben in diese ätherischen Thäler hinein — und plötzlich erschien mir meine ganze Umgebung, die sonst keineswegs schön war, in einem ganz anderen Licht. Die Felder, Flüsse, die Hügel, die elenden Lehmhüttchen, alles das stand plötzlich in einem strahlenden, aus goldigen Fäden gewobenen Sonnenkleid. Und selbst die hohen Berggipfel, die sich im Nord-Ost erhoben und, eingehüllt in ihre Schneemäntel, sonst so ernst auf dies in dem Labyrinth der Gebirge verlorene kleine Thal herabschauten, — auch sie schienen jetzt zu lächeln und, mit einem rosigen Schein übergossen, dem Thale einen fröhlichen Gruß zuzusenden.

Wir rücken weiter vor, näher dem Ziele unserer Reise, zur Stadt Buchara. Es ist das der letzte Gebirgszug auf unserem Wege: Schroff über dem Spiegel des Flüßchens erhebt sich der Berg wie eine Mauer von einigen hundert Fuß Höhe. Diese Mauer beherrscht die ganze Umgegend; ihre Gipfel können in alle Wendungen des Thales hinabschauen. Es ist das der hervorragendste Punkt in dem Gebirgsamphitheater der Umgebung.

Digitized by Google

Es ist das ein Punkt, der dem Wanderer sofort ins Auge fällt und so recht sich dafür eignet, um mit irgend welchen Erinnerungen verknüpft zu werden. Allerdings steht auch mit diesem Felsen die Legende „Kara-Ssatsch“ in Verbindung.

Die Legende erzählt uns davon, daß hier in alten Zeiten ein junger Schäfer, der sich auf dem Gipfel des Felsens befand, in Stein verwandelt wurde. Die schreckliche Verwandlung geschah aber aus folgendem Anlaß. In dem Flüßchen, das sich am Fuße des Felsens befindet, badete sich einst eine Nymphe der Berge, die schöne „Kara-Ssatsch“ (schwarzes Haar). Als die dunkelhaarige Schöne in die hellen Fluten des Flusses stieg, — befand sich der Schäfer auf dem Gipfel des Felsens. Er hatte sich hinter den Felszacken versteckt und verschlang mit seinen Blicken das schöne Weib. Kara-Ssatsch bemerkte den scharfen und verwegenen Blick des Schäfers und flehte ihn an, daß er sie nicht anschauen möge. Aber der Schäfer blieb taub ihren Bitten gegenüber .... Die schöne Nymphe hätte schon lange aus dem Flusse steigen müssen, aber der Schäfer stand noch immer auf seinem Platz und starrte sie unverwandt mit liebeglühenden Augen an. Lange saß sie noch im Wasser, indem sie hoffte, daß sie den hartnäckigen Schäfer auf diese Weise überwinden werde, aber — es half ihr nichts! Halberstarrt vor Kälte wandte sie nun ihre Blicke dem Himmel zu und flehte ihn an, den frechen Schäfer zu strafen. Der Himmel erhörte ihre Bitte und der Schäfer wurde in einen Stein verwandelt.

Man erzählt sich, daß der Stein auf dem Gipfel des Felsens wirklich die Figur eines Menschen besitzen soll und behauptet, daß manche diesen Stein gesehen haben. Auch mein Chodscha, der mir diese Legende mitteilte, zweifelte nicht daran, mußte aber gestehen, daß er selber nie auf dem Gipfel des Berges gewesen und den Stein nicht gesehen habe. Nachdem er mit seiner Erzählung fertig war, hielt er jedoch sein Roß an, krümmte seine Faust zu einem Rohr zusammen und wies, in der festen Ueberzeugung, daß er wirklich den versteinerten Schäfer vor sich habe, auf einen hervorragenden Stein hin, der sich anscheinend durch nichts von den übrigen Steinen unterschied.

Noch einige Werst dem Ufer des Flüßchens Gjusar-Darja entlang — und wir befanden uns in Gjusar. Es ist das ein

Digitized by Google

trauriger Name (Gjutj-sar = die Trauer), jedoch braucht man sich hierdurch nicht beirren zu lassen. Die Trauer existiert nur in der Erinnerung der Bevölkerung. Der Name der Stadt läßt sich darauf zurückführen, daß hier in alten Zeiten ein großer Wald (?) vorhanden gewesen war, in welchem sich zahlreiche Wildschweine (Husar-Ferkel) befanden, die den Feldern der Einwohner viel Schaden beibrachten. Gegenwärtig ist hier keine Spur mehr von einem Wald zurückgeblieben, wenngleich die Stadt auch zwischen dem Laub der Gärten geradezu verschwindet; die Wildschweine existieren auch nur in der Erinnerung der Bevölkerung, wenngleich sie selber ihrer Lebensart nach sich nur wenig von den Schweinen unterscheidet.

Wie dem auch sei, die Stadt Gjusar zählt in ihren Lehmhüttchen und schattigen Gärten eine Bevölkerung von ca. 10000 Einwohnern. Den Beg der Stadt, Akrem-Chan, hat der Leser zweifellos noch nicht vergessen (Bd. I., S. 74) und erinnert sich gewiß auch noch dessen, wie ihm General Stolettow einst den Kopf wusch. Der Beg war nun im Sommer 1878 in Ssamarkand gewesen als Chef der bucharischen Gesandtschaft, die der Emir zu dem General Kaufmann entsendet hatte. In Ssamarkand befand sich nämlich zur Zeit das Hauptquartier der in Dscham liegenden Truppen, die, wie bekannt, einen so glänzenden „Durchfall“-Feldzug bestanden hatten [1]). Das Ergebnis des Aufenthalts des Tjurja-Dschan im Hauptquartier war seine „Civilisierung“, die sich darin äußerte, daß ich bei meiner Visite bei ihm nicht mehr genötigt war, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen. Beim Dostarchan fehlten weder Teller, noch Löffel, noch Messer und tutti quanti und der Thee wurde in guten Krystallgläsern gereicht. Tjurja-Dschan schien nicht abgeneigt zu sein, seinen Gästen Wein vorzusetzen, aber die zu beiden Seiten von ihm sitzenden „Machram-Baschi“ und der „Kasi“ genierten ihn sehr durch ihr pedantisches Auftreten. Der Beg erschien mir jetzt weder klüger, noch dümmer als damals im Sommer, d. h. es war nach wie vor nicht viel mit ihm anzufangen.

---

[1]) Die Truppen litten in Dscham stark an Durchfall. Die Aerzte erklärten sich die Sache in sehr verschiedener Weise. Man sprach unter anderem davon, daß es mit der Verpflegung der Truppen sehr schlecht gestanden habe.

Digitized by Google

Von Gjusar aus gelangten wir in zwei Tagen nach Karschi. Hier mußten wir natürlich dem Beg eine Visite machen, wobei wir die üblichen Geschenke erhielten, welche wir teilweise vergüteten; so schenkte ich z. B. dem jüngsten Sohn des Begs, Kortschi, einen Revolver, wodurch ich ihn in Entzücken brachte, dem ältesten schenkte ich zwei Fläschchen mit Wohlgerüchen von Atkinson, — dann hörten wir ihre Sänger und Musiker an, schauten dem Tanze der „Batschi" zu u. s. w. Auf diesen Tanz komme ich noch später zurück. Hier möchte ich nur bemerken, daß jede Stadt ihre eigenen Virtuosen hat, die sich durch irgend etwas vor ihren übrigen Genossen auszeichnen. So sind z. B. in einer Stadt die Batschi als Sänger berühmt, in einer anderen als Tänzer, in einer dritten durch eine außerordentliche Weiblichkeit, was wenigstens von ihren Verehrern unter ihren Landsleuten versichert wird, in der vierten ..... aber die erwähnten Eigenschaften mögen genügen.

Während meines Besuches erging sich der Beg von Karschi in höchst giftiger Weise über die Eigenschaften unseres „Freundes", des Begs von Schirabad. Der letztere war nämlich jünger als der Beg von Karschi, hatte aber trotzdem bereits in diesem Sommer den Rang eines „Perwanatschi" erhalten und war somit höheren Standes als der Beg von Karschi. Aus diesen gehässigen Späßen ergab sich für mich jedoch die wichtige Thatsache, daß unser „Freund" auf Grund der ersten aus Masari-Scherif eingelaufenen Meldungen über die Unruhen dem Emir von Buchara eiligst die Meldung gemacht hatte, daß die zurückgebliebenen Mitglieder der russischen Gesandtschaft vollständig ausgeplündert und vielleicht sogar ermordet worden seien. Der Beg hatte sich bei seiner Voreiligkeit in brillantester Weise blamiert! — In Karschi hielt ich Tagesrast, da ich mich etwas unwohl fühlte.

Heute, den 24. Februar, habe ich Karschi verlassen. Ich übernachte in einem mir noch unbekannten Ort, in dem Dorf Kossan, das sich in etwa 25 Werst von Karschi in westlicher Richtung befindet. Von der Stadt Karschi aus ritten wir die ganze Tagesreise über in einer reich bevölkerten Gegend. Zu beiden Seiten des Weges fanden sich recht bedeutende Dorfschaften, in denen die „Ssakli" (Hütten) nach Hunderten und

Digitized by Google

sogar nach Tausenden gezählt werden. Das Dorf Kossan z. B. besitzt ungefähr 2000 Höfe und einen eigenen Bazar mit Buden. Es war jedoch bemerkbar, daß der Kampf ums Leben hier der Bevölkerung nicht gerade leicht fallen mochte. Die Bevölkerung beschäftigt sich hier hauptsächlich mit Ackerbau. Die Felder aber sind sehr gering und befinden sich zudem noch stets in der Gefahr, von der benachbarten Sandwüste verschlungen zu werden. Es wird einem wahrhaft bange ums Herz, wenn man unmittelbar vor diesen sorgfältig bebauten und anbaufähigen Bodenstücken die Wellen des Sandmeeres und des Sandburans liegen sieht . . . . .

Kakyr, 25. Februar.

Kakyr ist kein Kischlak, d. h. kein Dorf, wie das auf der von dem Generalstab herausgegebenen Karte von Central-Asien zu lesen ist. Es ist auch keine „Simowka“ (Winterstation), ja nicht mal ein von Nomaden besuchter Ort, sondern ein Rabbat. Ein Rabbat ist ein steinernes Gebäude, in welchem die Reisenden Unterkunft und Nachtlager finden können. In den großen central-asiatischen Wüsten sind derartige Rabbats keine Seltenheit und erscheinen als ein wahrer Segen für die Reisenden; sie finden sich darum auch fast auf all' den Karawanen- und Handelswegen verstreut, die die hiesigen Wüsten in allen Richtungen durchkreuzen. Ohne Wasser ist ein Rabbat natürlich undenkbar. Wo aber Wasser in der Wüste zu bekommen? Gewöhnlich ist bei einem Rabbat eine steinerne Cisterne vorhanden, in welcher sich das Regenwasser ansammelt. Um das Wasser vor allzu rascher Verdunstung zu schützen, die unter den fast senkrechten Strahlen der glühenden Sonne außerordentlich energisch vor sich geht, wird die Cisterne oder „Sserdoba“, wie sie hier genannt wird, gewöhnlich mit einer steinernen Ueberwölbung versehen. — Die Errichtung von Rabbats erscheint auf diese Weise als ein Werk der Wohlthätigkeit, welches von denjenigen Personen, die Macht und Reichtum besitzen, gern ausgeübt wird. — Die central-asiatischen Regenten haben darum auch, indem sie sich um Popularität bewarben, an verschiedenen Stellen der Wüsten Rabbats errichtet. Am zahlreichsten sind wohl die Rabbats von Abdullah-Chan erbaut worden, einem

Digitized by Google

bekannten bucharischen Herrscher, der vor ca. 300 Jahren gelebt hat (1538 (33)—1597). Natürlicherweise wird nun fast jeder Rabbat als ein von diesem Herrscher begründeter angesehen. Unser Rabbat jedoch, Kakyr-Sserdoba, war aus den Mitteln eines wohlthätigen Privatmannes errichtet worden, eines gewissen Dostarchantschi Sekerija, der vor ca. 200 Jahren gelebt hat. Diesem Gebäude nun ist's zu verdanken, daß der Name dieses Mannes von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wird, trotzdem daß er ein Privatmann war und die Nachwelt sogar den Namen des Herrschers vergessen hat, bei welchem dieser Mann als Dostarchantschi im Dienst stand.

Von unserem Nachtlager in Chodscha-Mubarek rückten wir, wie üblich, früh aus und legten die ganze Reise bis Kakyr von ca. 28 Werst im Regen zurück. Der Sohn des Begs von Karschi, Mirachur Abdul-Asis, der uns begleitete, war über das Regenwetter hoch erfreut und schaute uns so liebevoll an, als ob wir in den Falten unserer Gewänder den bucharischen Gebieten den Regen zutrugen, ihr höchstes Gut. Er wiederholte häufig, wobei er mit seinen gutmütigen Augen zwinkerte, daß er „unter derartigen Umständen" uns gern wenn auch bis Taschkent begleiten würde. Als wir von einander in Kakyr Abschied nahmen, konnte er mit seinen Glückwünschen gar nicht zu Ende kommen.

Während der ganzen Tagereise ritten wir auf ebenem und weichem Boden; der Sand war hier nicht sehr tief und mein Roß, mein „Edelmann", schritt rasch vorwärts. Die Sandwüste schien unendlich zu sein und beherrschte das Gebiet auf viele Dutzende und Hunderte Quadrat-Werst im Umkreise. Rund herum war nicht das geringste Grashälmchen, nicht der geringste Keim eines Lebens zu bemerken: allerorts herrschte der Tod. — Sand, Solontschaki und kleine Barchanen, denen selbst solche anspruchslose Pflanzen, wie der verkrüppelte Saxau, fehlten — das war es, was wir bei der heutigen Tagesreise zu sehen bekamen. Es blies ein recht starker Süd-West, der die tiefhängenden Regenwolken rasch vor sich her jagte. Wenn kein Regen gefallen wäre, so hätten wir heute wohl einen Sandburan gehabt. Der Regen wurde immer stärker und ging schließlich in einen wahren Platzregen über. Je stärker der Regen wurde, desto unangenehmer

Digitized by Google

wurde das Gefühl, das sich meiner bemächtigte. Der Wind durchdrang so ziemlich meinen Sommermantel, der kein Unterfutter hatte. Schließlich diese Sandbarchanen mit den flachen, lehmigen Mulden zwischen ihnen, die uns von allen Seiten umgaben — von oben der Regen, von einer Seite der Wind ... alles das begann mir sehr lästig zu werden. Unser Wunsch, möglichst bald das Nachtlager zu erreichen, wurde mit jedem Schritt vorwärts immer intensiver. Jetzt zeigt sich in der nebligen Ferne der ungefähre Umriß eines Gebäudes; was es ist, das läßt sich noch nicht erkennen. Wir nähern uns. Das Unbestimmte beginnt festere Umrisse zu gewinnen und bald darauf können wir bereits die Kuppel eines Rabbats unterscheiden. In einigen hundert Schritt von dem Gebäude bemerkten wir einen Reiter, der uns entgegenkam. Einige Dutzend Ssaschenj von uns aber kehrte er mit seinem Pferde rasch um und jagte zurück. Ein paar Minuten später kam uns vom Rabbat her eine Gruppe von Reitern entgegen. Es waren das bucharische Beamte, die aus Buchara speziell mit dem Auftrag, mich zu empfangen, ausgesandt worden waren. Der Chef der Deputation, der Karaul-Beg Abdurrachman-Mirsa, erklärte mir, daß er mich in diesem Rabbat schon seit drei Tagen erwartete.

Schließlich standen wir vor dem Rabbat. Es ist das ein recht umfangreiches Viereck, das von Mauern aus gebrannten Ziegeln umgeben ist; die Mauern sind 1½ Ssaschenj hoch und mit Türmen an den vier Ecken versehen. Vor dem Thore verließ ich mein Pferd, was sich übrigens als durchaus unnütz erwies. Hinter dem Thore, den drei Wänden entlang, befinden sich drei breite und hohe Korridore; in der Außenwand dieser mit einem mächtigen steinernen Gewölbe bedeckten Korridore befinden sich Krippen für Pferde. In diesen Räumen können bequem gegen 80 Pferde Unterkunft finden. Wir traten unter das Gewölbe eines dieser Korridore und gelangten dann durch einen sehr schmalen Durchgang auf einen viereckigen, offenen Platz hinaus, der das Centrum des ganzen Vierecks einnahm. Der Platz war mit Ziegelplatten gepflastert, wurde sehr rein gehalten und hatte an der Westseite drei Thüren, die zu drei Wohnzimmern führten. Mir war das mittlere Zimmer angewiesen, das quadratisch und mit gotischen Bogen versehen war; die

Digitized by Google

Wände waren sehr sorgfältig geweißt, der Fußboden aus Ziegeln war mit Teppichen und Decken belegt. Das Zimmer machte sich recht gemütlich. Einem Wanderer, der sich in einer solchen Feste befand, konnte kein Sturm etwas anthun, er konnte sich hier für völlig sicher halten vor den Unbillen des Wetters und vor den Steppenräubern. Die Mauern des Rabbats sind so dick, daß ihnen nicht etwa nur der Pfeil des Nomaden, sondern auch die Kugel eines Berdangewehres nichts anthun könnte. Der mir sofort vorgesetzte Thee und Dostarchan ließen mich des außerhalb der Mauern wütenden Sturmes spotten. Ja, diese Rabbats sind gewiß ein großer Segen für den Wanderer!...

Unser Karaul-Beg war ein höchst mitteilsamer Mann, er erzählte mir, daß er erst unlängst aus Taschkent eingetroffen sei in Gemeinschaft mit dem Mirachur Rachmet-Ullah, daß er auf seiner Reise in Kujuk-Masar auf den Essaul Bulazel und Herrn Benderskij gestoßen sei, die gerade aus Buchara zurückkehrten, daß der General-Gouverneur bereits völlig zur Abreise nach Petersburg ausgerüstet gewesen und nur ein Telegramm des Kriegsministers erwartet habe, um abzureisen, daß er aber die Erlaubnis nicht erhalten und er darum habe in Taschkent zurückbleiben müssen; daß der Emir von Buchara sich gegenwärtig in 8 Werst von Buchara, in seinem Landhaus, aufhalte; daß er davon gehört habe, daß ich krank gewesen sei ... u. s. w. u. s. w.

Als der Regen aufgehört hatte, trat ich ins Freie hinaus, d. h. eigentlich in die Wüste. Neben unserem Gebäude befand sich ein anderes, rundes Gebäude, das gerade wie das erste aus gebrannten Ziegeln errichtet war. Seine breite Kuppel erhob sich auf etwa 8 Ssaschenj über dem Boden der Wüste und ließ somit den Wanderer schon von weitem erkennen, daß er hier Unterkunft finden werde. Ich näherte mich diesem Gebäude; es besaß an der westlichen Seite eine Thür. Wer in diese Thür eintrat, mußte anfänglich einige steinerne Stufen hinabsteigen, dann gelangte er zu der Fläche des Wassers, das bis auf eine gewisse Höhe den ganzen Raum unter der Kuppel erfüllte. Dies Gebäude war somit ein großartiger Brunnen; aber dieser Brunnen, der 15 bis 20 Ssaschenj im Durchmesser besaß, war nicht mit Quellenwasser angefüllt, sondern mit einem Wasser, das von weitem her herbeigeschafft war. Der Wasser-

Digitized by Google

behälter wird gewöhnlich mit Regenwasser angefüllt; da nun aber in dem gegenwärtigen Winter der Regen fast gänzlich ausgeblieben war, so hatte man das Wasser vermittelst eines Aricks aus dem Kaschka-Darja hierher geschafft. Mit dem gleichen Wasser ist auch die Sserdoba des Dorfes Chodscha-Mabarek versehen, das sich auf halbem Wege zwischen Kossan und Kakyr befindet. Der Karaul-Beg erzählte mir, daß zum Boden des Brunnens 30 Stufen führen; da nun aber die Höhe einer jeden Stufe nicht weniger als einen Fuß beträgt, so muß die Sserdoba eine Wasserschicht von ca. 4 Ssaschenj Höhe bergen. In der Kuppel und in den Seitenmauern des Gebäudes befinden sich kleine Oeffnungen zur Ventilation.

Da ich nun dies Gebiet zum ersten Mal passierte, so schenkte ich ihm natürlich eine genauere Aufmerksamkeit. Es konnten mir dabei einige Unkorrektheiten nicht entgehen, die sich auf der von dem Generalstab im Jahre 1876 (mit Korrekturen von 1878) herausgegebenen Karte von Central-Asien befinden. So finden sich auf dieser Karte einige Dorfschaften gar nicht; andere wieder, die nicht vorhanden sind, sind verzeichnet. Es fehlen hier z. B. die Dorfschaften Darytscha, Baigun u. a.; angegeben sind Musurg und Bosurg, währenddem dies nicht einmal Dorfschaften, sondern Sserdoben sind und zwar noch solche, die gegenwärtig kein Wasser besitzen. Es ist gut, daß Benderskij diese Gegend besucht hat: die Unkorrektheiten werden Berücksichtigung finden.

Nachdem ich die Sserdoba angeschaut hatte, kehrte ich in unser Haus zurück. Der Karaul-Beg erzählte mir, daß der Emir von Buchara dem Mirachur nach Taschkent geschrieben habe, daß er bei dem General-Gouverneur gerade diejenige Arznei holen möge, mit welcher ich ihn in Schaar versehen habe; der General-Gouverneur habe lange nachgedacht, was das für eine Arznei sein könnte und sah sich schließlich genötigt, mir zu schreiben, daß ich auf der Rückreise von Afghanistan in Buchara einkehren möge.

Karaul, 24. Februar.

Auch hier ermüdet das Auge die gleiche Wüste, wie auf der vorigen Station. Während der heutigen Reise wechselte der

Digitized by Google

Sand mitunter mit Flächen von schieferigem Boden ab; an solchen Stellen war der Weg gerade so eben, wie ein ausgebreitetes Tischtuch. Von Kakyr bis Karaul, ebenfalls einem Rabbat, ist eine Entfernung von 20 Werst. Auf dem Wege stießen wir noch auf zwei verlassene Rabbats. Der eine von ihnen, Busatschi, in 4 Werst nordwestlich von Kakyr, ist seinem Umfange nach ein imposantes Gebäude. Ein massives Portal erhebt sich hoch über dem Boden der Wüste. Leicht und hoch ragen die mächtigen und zierlichen Gewölbe empor. Die Mauern dieses Rabbats nehmen ein recht bedeutendes Gebiet ein. Innerhalb dieser Mauern finden sich allerorts zahlreiche Wohngebäude, oder richtiger gesagt, Gebäude, die zu Wohnungen bestimmt waren, aber jetzt nicht bewohnt werden; ein jedes dieser Gebäude ist durch eine leichte, schöne aber gegenwärtig schon ihrem Verfall entgegengehende Kuppel geschmückt. Der Stuck auf den Mauern und in dem Kreuzgewölbe hat sich noch so ziemlich erhalten. An einigen Stellen sind die Mauern mit Inschriften, Monogrammen und Chronogrammen und sonstigen Erzeugnissen der Reiselitteratur bedeckt. Das ganze Gebäude ist aus schönem gebrannten Ziegelstein ausgeführt. In einiger Entfernung von diesem Gebäude erheben sich die Kuppeln von zwei Sserdoben. Der Wasserbehälter der einen ist bis zum Rand mit Sand vollgeweht, der bei einem furchtbaren Buran unmittelbar bis zu den Mauern des Gebäudes vorgerückt war. Die andere Sserdoba hat sich allerdings noch gut erhalten und ist vom Sande frei, aber sie besitzt keinen Tropfen Wasser mehr. Dieser Karawanserai oder Rabbat ist der Volkssage gemäß von Abdullah-Chan, dem Chakan von Buchara, errichtet worden. Er muß somit ein Alter von 300 Jahren haben. Man kann sich beim Anblick von derartigen Gebäuden nicht des Gedankens erwehren, wie groß doch die früheren Bucharen waren und wie human; währenddem aber sind die heutigen Bucharen so gering, daß sie nicht nur außer stande erscheinen, selbständig derartige mächtige und nützliche Bauten aufzuführen, sondern selbst die vorhandenen nicht mehr unterhalten können!... Gegenwärtig übernachte ich ebenfalls in einem solchen Gebäude. — Karaul[1]) ist vielleicht das großartigste

[1]) Der Name rührt davon her, weil sich hier beständig ein Trupp bucharischer Reiter aufhält, zum Schutz der Wanderer vor den Steppenräubern.

Digitized by Google

und erhabenste Gebäude in dieser Art. Es fällt einem wahrhaft schwer und schmerzlich, auf dieses kolossale Gebäude zu blicken, das unter dem Einflusse der Zeit und der Fahrlässigkeit der Menschen in Zerfall begriffen ist und das selbst noch jetzt in diesem Zustande den Wanderer durch seine Erhabenheit überwältigt ....

Es ist das ein Quadrat, dessen jede Seite ungefähr 100 Ssaschenj beträgt. Dieses Quadrat ist von steinernen Mauern umgeben, die eine Höhe von 2½ Ssaschenj besitzen und in gewissen Abständen mit Türmen versehen sind. Inmitten einer Mauer erhebt sich auf etwa 8 Ssaschenj ein Portal, das mit bunten Kacheln ausgekleidet ist. Die Kacheln sind zumeist abgestürzt. Unweit von dem Thor befindet sich die übliche Sserdoba; am gleichen Ort haben auch einige elende Buden Unterkunft gefunden, in denen man sich die allernotwendigsten Sachen verschaffen kann. So konnte man hier z. B. eine „Ssotnja“ Klee für 2 Rubel kaufen. Für Taschkent wäre das ein billiger Preis, den man sich nicht etwa nur zu Ende des Monats Februar, sondern auch selbst im Juli-Monat nicht hätte denken können.

Wenn man das Innere des befestigten Quadrats betritt, so wird man geradezu in Staunen gesetzt durch die Großartigkeit des Gebäudes. An allen vier Seiten des Quadrats, oder richtiger gesagt, des Rechtecks befinden sich umfangreiche Galerieen, die mit verschiedenartigen Gewölben gedeckt sind und Fenster in einer Höhe von 1½ bis 2 Ssaschenj vom Boden besitzen. In den äußeren und auch in den inneren Mauern dieser Galerieen sind steinerne Krippen ausgehauen. Ich übertreibe nicht, wenn ich sage, daß in diesen grandiösen Stallungen ganz bequem etwa 300 Pferde abgestellt werden könnten. Von den Galerieen wird ein recht bedeutender Platz eingefaßt, auf welchem sich ebenfalls in gewölbten Nischen Stallungen befinden. Hier sind aber auch viele Wohnungen eingerichtet, die wie einzelne Häuser aussehen; eine jede von diesen Wohnungen besitzt ihre flache oder kegelförmige Kuppel; einige von den Gebäuden sind zwei Stock hoch.

Auch hier sind die geweißten Wände mit verschiedenen Inschriften bedeckt. Einige von meinen Kosaken folgten dem verführerischen Vorbild und kratzten selber mit Kohle ihre Namen

Digitized by Google

auf, ja einige fügten sogar eine kurze Geschichte ihrer Reise bei. — Auch dieses Gebäude wird dem großen Baumeister des mittelalterlichen Buchara, dem Abdullah-Chan, zugeschrieben. Um nur eine Idee von der ungeheueren Arbeitskraft zu erlangen, die auf die Errichtung derartiger steinerner Städte, denn diesen Namen verdienen wohl diese Bauten, verwendet wurde, möchte ich erwähnen, daß rund herum auf viele Dutzende und Hunderte Werst im Umkreis nur die nackte Sandwüste sich erstreckt. Ziegel und Cement und alles sonstige Baumaterial mußte somit von weitem herbeigeschafft werden, z. B. aus Buchara selber; auch die Nahrungsmittel für die Arbeiter, geschweige denn die Arbeiter selber mußten wiederum aus Buchara gebracht werden u. s. w. Wie viel Zeit, wie viel Arbeit und materielle Mittel mußte schon ein einziges dieser Gebäude erfordern! Nun aber sind ja diese Gebäude von der freigebigen Hand des großen Chakans nahezu auf allen Wegen und Karawan-Routen von Central-Asien verstreut...

Heute frühstückte ich bereits auf ganz europäische Weise: auf Befehl des liebenswürdigen Emirs war mir alles zum Tisch Erforderliche aus Buchara entgegengesandt worden. Das Frühstück wurde auf englischem Porzellan serviert; Messer und Gabel waren von Henkel aus Solingen, die Löffel russisches Fabrikat; Tischtuch und Servietten aus Wladimir. Zum Dessert wurde mir eine Melone vorgesetzt. Ich muß es gestehen, es ist das ein hoher Genuß, eine frische Melone in den letzten Tagen des Februars zu genießen und zudem noch in einer nackten Sandwüste, wo nicht einmal immer brauchbares Trinkwasser aufzutreiben ist!

Der Karaul-Beg machte mich darauf aufmerksam, daß wir morgen in dem zum Nachtlager bestimmten Dorfe Kokan, das bloß ein Tasch (10 Werst) von Buchara entfernt ist, den „Toksaba" vorfinden würden mit einem Trupp Soldaten, die mir der Emir zum Empfang zusende.

Wieder diese ewige, alte Geschichte mit den Dschigiten und und Lautschen! Wiederum waren die Hengste außer acht gelassen worden und hatten sich blutig geschlagen. Diesesmal mußte ich meinem gefügigen Karawan-Baschi, Nassir-Chan, eine Buße von 2 Rubel auferlegen. —

Digitized by Google

Kokan, 28. Februar.

Die traurige Wüste, durch welche wir mehrere Tage lang reisten, liegt jetzt hinter uns. Hier giebt es keinen Sand, dafür aber einen fürchterlichen Schmutz!... Gütiger Gott, was ist das für ein Schmutz... Ich befürchtete, daß unsere Pferde sich die Beine ausrenken würden, indem sie zwei gute Stunden lang in diesem Meer von tiefem und klebrigem Schmutz herumwaten mußten.

Von Karaul bis Kokan werden ca. 4 Tasch (ca. 50 Werst) gezählt. Drei Tasch kommen auf den Weg in der Wüste, der vierte Tasch führt durch einen unglaublichen Schmutz. Zwei Werst hinter Karaul mußten wir eine sandige Hochfläche ersteigen. Die Oberfläche des Bodens ist fast durchweg mit Quarzstücken bedeckt. Rund herum liegt eine nackte, schmutzig gelbliche Sandfläche. Das Auge bleibt nirgends haften, es findet keinen Ruhepunkt; die einförmige Landschaft entzieht sich den Blicken in nebliger Form; rund herum ist alles flach, nackt, farblos; das eine Dutzend Quadrat-Werst gleicht auf's Haar dem nächsten Dutzend; hier wie dort finden sich die gleichen, niedrigen Sandhügel, — die Wellen des endlosen Sandozeans. Unaussprechlich traurig ist der Eindruck, den die Wüste macht! und dennoch ist das nur ein kleines Stück, eine kleine Bucht des turanischen Sandozeans. Dem Europäer ist es unbegreiflich, wie man sein ganzes Leben in einer solchen Wüste zubringen kann, währenddem ja schon ein paar Tage, die man hier verbringt, genügen, um das Herz vor Trauer und Sehnsucht zusammenzuschnüren. Für den halbwilden Bewohner der Wüste, den Turkmen, erscheint sie fast wie ein Paradies und jedenfalls ist das Land für ihn das anziehendste auf der ganzen Welt.

Ein allmählicher, sandiger Abstieg führte uns von dieser Hochfläche bis zu dem Fuße eines recht scharf gezeichneten Kalkfelsens. Hier finden sich Alabasterbrüche. Der Weg führt über den Rücken des Felsens durch einen Paß, der sich über der umgebenden Fläche auf 2—300 Fuß erhebt. Unmittelbar am Fuß des Bergrückens liegen die Ruinen des Rabbats Mama-Dschargaty. Auf der Karte des Generalstabs, deren ich mich bediente, sind diese Ruinen als Kischlak bezeichnet. Die Quellen, deren man sich bei der Ausarbeitung dieser Karte

Digitized by Google

bediente, sind mir unbekannt; jedenfalls aber ist die Karte für die erwähnte Marschroute sehr fehlerreich. Es scheint mir, daß diese Gegend noch nach den Nachrichten von Burnes bearbeitet worden ist. In den traurigen Ruinen von Mama-Dschargaty fanden wir keinen Tropfen Wasser.

Von dem Gipfel des erwähnten Passes aus zeigt sich eine weit wechselreichere Landschaft, als diejenige es war, die uns während unserer ganzen Reise von Karschi an, verfolgt hatte. Im Westen ließ sich ein recht umfangreicher, bläulich schimmernder Salzsee, Schor-Kulj, erkennen. Im Nord-West und Nord dunkelten undeutlich die Gärten und Vorstädte von Buchara.

Sobald wir nur von dem Berg herabgestiegen waren, so begannen wir buchstäblich in einen salzigen Schmutz einzusinken. Der Weg führte uns über eine Landenge, die sich zwischen zwei Salzseeen befand. Es war hier außerordentlich sumpfig; allerorts zeigten sich Lachen von einem gelblichen Salzwasser. Einige von ihnen waren ausgetrocknet und hatten eine dicke Schicht von Salz abgesetzt. In einigen Lachen fand ich kubische Krystalle von Kochsalz, nebst nadel- und plattenförmigen Krystallen anderer Salze, die sich ebenfalls aus der Salzlake ausgeschieden hatten. Selbst der Schmutz war hier auf seiner Oberfläche mit einem weißen Anflug von Salz bedeckt. Allerorts war hier Salz zu sehen. An einigen Stellen war der Boden mit einer so dichten Schicht bedeckt, daß die ganze Gegend wie mit frisch gefallenem Schnee überzogen schien ... Ich erkundigte mich bei dem Beg, ob die Bevölkerung das Salz aus diesen Seeen gewinne, und erhielt eine verneinende Antwort. Das Salz wird für Buchara aus einem anderen Salzlager gewonnen.

In einigen drei Werst von dem Fuße des Berges wurde das Salz schon spärlicher und es traten bereits die ersten Bäume auf. Allerdings waren sie sehr jämmerlich. Etwas weiter noch — und es zeigten sich kärgliche Felder. Der Schmutz hatte indessen nicht abgenommen, im Gegenteil, er war schlimmer geworden. Unsere armen Pferde stolperten beständig und setzten uns der Gefahr aus, herunterzustürzen; ihre Beine glitten beständig aus und fuhren in dem klebrigen Schmutz auseinander.

Digitized by Google

Am Wege selber stießen wir auf einen hohen Kurgan, dessen Gipfel und Gehänge dicht mit Grabdenkmälern übersäet waren. Fast auf dem Gipfel dieses Hügels, zu welchem ein steiler und glatter Schlangenpfad hinaufführte, drängte sich eine Gruppe von Menschen zusammen, die offenbar einen neuen Bewohner für dieses „Nekropolis" hergebracht hatten. Die Leute schauten, indem sie mit der Hand die Augen schützten, gleichgültig auf die vorbeireitenden Fremdlinge hinab, wechselten ein paar Worte und machten sich dann wieder an ihre traurige Arbeit. Jetzt zieht an uns eine lange Kette von Kamelen vorbei, die mit bucharischer Baumwolle beladen sind; sie gleiten in dem tiefen Schmutz aus; die Kamele zitterten dabei furchtsam an ihren während der Winterzeit abgemagerten und noch nicht ausgehaarten Körpern; sie brüllten in entsetzlicher Weise, indem sie sich fürchteten, in den Schmutz zu fallen ... Allerorts Schmutz und Schmutz! Wohin man auch blickt, Schmutz und Schmutz... Der Schmutz scheint kein Ende nehmen zu wollen! Schließlich wurde mir dieses endlose Herumwaten in dem Schmutz ganz außerordentlich langweilig. Nun aber zeigen sich in einigen Dutzend Ssaschenj vor uns buntfarbige Chalats, ja sogar Brokat-Chalats. Der Karaul-Beg machte mich sofort darauf aufmerksam, daß das der „Toksaba" und der „Schigawul" mit ihrem Gefolge seien. Nun, das bedeutet also, daß auch die Station nahe ist. — Wir näherten uns der Gruppe, die uns erwartete, und wechselten unsere Begrüßungen. Es stellte sich heraus, daß die beiden Würdenträger, von denen der eine, der „Toksaba", den Oberbefehl über die gesamte Garnison von Buchara führt und gewissermaßen ein Feldmarschall ist; der andere aber, der „Schigawul", etwa der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, noch gestern aus Buchara nach Kokan gekommen waren, speziell um mich zu empfangen. Wir ritten zusammen bis zu dem Nachtlager. Hier wiederholten sich natürlicherweise die unvermeidlichen Begrüßungen, Erkundigungen über den Gesundheitszustand u. dgl. m. Sie übermittelten mir auch die besten Wünsche des Emirs, der von meiner Krankheit gehört und sie speziell ausgesandt hatte, damit sie sich nach meinem Befinden erkundigen möchten. Selbstverständlich war diese Aufmerksamkeit des Emirs mir sehr schmeichelhaft.

Digitized by Google

Am Abend traf der Mirachur Rachmet-Ullah ein. Dieser Mann, ein kolossaler Schwätzer, knüpfte mit mir sofort eine lebhafte Unterredung an, erzählte selber vieles und fragte vieles. Er sprach von seiner Reise nach Taschkent und von seinem Aufenthalt daselbst und befragte mich über unser Leben in Afghanistan, über die Krankheit Schir-Ali-Chans, über die letzten Ereignisse in Afghanistan, über die Unruhen in Masari-Scherif, über den Krieg der Afghanen mit den Engländern und manch' anderes mehr. Er erkundigte sich auch nach der Stärke der afghanischen Truppen, wobei er mir mitteilte, daß der Kemnab Hassan-Mahomed-Chan während seines Aufenthaltes in Taschkent ihm gesagt habe, daß die Afghanen über 100 Bataillone Infanterie verfügten und daß ihre Truppen besser ausgerüstet seien, als die englischen (?). Der Mirachur ließ auch meine Reise nach Buchara nicht unerwähnt und erzählte mir wohl schon zum hundersten Mal die Geschichte von der Arznei, die ich dem Emir gegeben hatte; schließlich sagte er mir, daß er vielleicht schon morgen oder auch später nach Taschkent zurückkehren werde. Es schien mir unpassend, ihn zu fragen, warum er wieder nach Taschkent ziehe. Aber auf meine Frage, ob er sich dort lange aufzuhalten gedenke, antwortete er, daß das von General Kaufmann abhängen werde. Schließlich zog sich der Mirachur zurück, indem er mir gute Ruhe nach der ermüdenden Reise wünschte und mich der Fürsorge des „Toksaba“ und des „Schigawul“ überließ; er selber begab sich zum Emir, um seiner „hohen Ehrbarkeit“ zu melden, in welchem Zustand er mich gefunden habe.

Digitized by Google

11. Kapitel.

In der Stadt Buchara.

Mein Einzug in Buchara. — Die Juden. — In unserem Palast. — Ein Brief vom Sserdar Neik-Mahomed-Chan. — Die Erzählung des Makfut. — „Unser lieber teurer Freund", der Beg von Schirabad — ein Spion. — Das Geschwätz des Mirachurs Rachmet-Ullah. — Eine Theatervorstellung. — Ein „Kamantscha-Virtuose. — Mein Besuch beim Emir von Buchara. — Unerwarteter Ausgang der Audienz. — Zu Gast beim Kosch-Begi. — Cigarretten von Bogdanow. — Die Geschenke des Emirs. — Die Citadelle von Buchara. — Meine ambulatorischen Kranken. — Der Jude Jakubow. — Frische Nachrichten aus Afghanistan. — Ein Ritt durch die Stadt. — Ich suche nach Derwischen. — „Kalender-Chané". — Der Bazar von Buchara. — Eine babylonische Typenverwirrung. — Die Medresse des Mir-Arab. — Ein kolossales Minaret. — Die hiesige „Universität". — Ein bemoostes Haupt. — Ein unzufriedener Professor. — Der Lehrkursus in der Medresse. — Ein Blick auf die Stadt aus der Vogelschau. — Ein Bazar im Hause. — Unser Rubel auf bucharischen Märkten. — Wiederum auf dem Bazar. — Die Derwische. — Die übliche „Tomascha". — Die Wallfahrt zum Grabe des Chodscha-Baga-ed-Din. — Wiederum auf dem Dache der Medresse. — Ein seltsamer Skandal, den die schöne Hälfte der Bevölkerung von Buchara anrichtet. — Abendruhe in dem Garten. — Ein Besuch des Gouverneurs von Buchara Mahmet-Scherif-Bey. — Die Frühjahrsfeier in Buchara. — Volksbelustigungen. — Ich besuche den Gouverneur von Buchara. — Die bucharische Gastfreundschaft wird uns lästig. — Abschiedsausdienz beim Emir von Buchara.

Buchara, 2. März.

Gestern um 8 morgens verließen wir Kokan, das keineswegs eine besondere Dorfschaft ist, wie man das auf der Generalstabs-Karte lesen kann, sondern eine Vorstadt von Buchara. Es begleiteten uns heute die Würdenträger, die uns vorgestern empfangen hatten, der Toksaba und der Schigawul.

Digitized by Google

Unser Wég führte uns unmittelbar bis an die Thore der Stadt durch eine reich bevölkerte und mit Gebäuden bedeckte Gegend. Das Salz war jetzt nicht mehr zu bemerken, aber der Schmutz war noch recht bedeutend. Wohnhäuser und sonstige Gebäude wechselten hier mit kleinen Feldern, auf welchen schon die Saaten grünten. Allerorts standen Bäume in voller Blüte. Die Aprikosen standen wie mit einem reichlichen, lockeren Schnee überschüttet; die Alutscha und Albuchara ergänzten das Farbenbild der Gärten. Auf den Straßen, welche wir passierten, herrschte das in den asiatischen Städten übliche bunte Leben und die patriarchalische Einfachheit. Steinmetzen und Schmiede verrichteten hier vor aller Augen ganz ungeniert ihre einfache Arbeit. An einigen Stellen war der Weg völlig verbarrikadiert durch Packesel und Kamele; eine zahlreiche Menge von Chalatträgern eilte beständig hin und her oder hatte an Ort und Stelle zu schaffen. Jetzt hielten die Eilenden inne, die Arbeiter legten ihre Arbeit zur Seite und schauten uns mit offenem Munde lange und neugierig nach. Mitunter ließen sich in dieser Menge gewisse für mich unverständliche Bemerkungen vernehmen, die sich vermutlich auf uns bezogen. Die Neugierigeren folgten uns auf Schritt und Tritt nach und unterhielten sich dabei laut. Wir ritten bei mehreren anspruchslosen Moscheeen vorbei, bei einigen kleinen Medressen und schließlich, unmittelbar vor den Thoren der Stadt, bei einem recht umfangreichen Friedhof, auf welchem sich eine Menge von Grabdenkmälern und Grabgewölben befand.

Wir sind in Buchara. Vor uns erhebt sich eine Lehmmauer von etwa 4 Ssaschenj Höhe. Das Thor (das südöstliche) und auch die beiden Türme an den beiden Seiten des Thores sind aus gebrannten Ziegeln ausgeführt. Von Kokan bis zu diesem Thore zählt man 10 Werst. Wir passieren das Thor und geraten mit einem Mal in eine enge und krumme Straße, zu deren beiden Seiten sich zweistöckige Lehmhäuser befinden. Es gab hier keinen Schmutz, dafür aber war es sehr eng. Zwei Pferde neben einander konnten eben nur die Straße passieren. Ich bemerkte hier keine Arbas; die bepackten Kamele, die uns entgegenkamen, versperrten nahezu vollständig die Passage. Wir konnten uns nur mit größter Mühe an ihnen vorbeidrängen.

Digitized by Google

Nachdem wir bei einigen schönen und aus gebranntem Ziegelstein errichteten Medressen vorbeigeritten waren, gelangten wir zu den ersten Buden des Bazars und befanden uns bald darauf im Schatten seiner Gewölbe. Sehr auffallend erschien mir die ungeheuere Zahl von Juden, die wir während unseres Rittes sahen. Es waren ihrer wohl mehr, als der Eingeborenen. Es zeigten sich Alte und Junge, mit krummen Nasen, und ohne, mit schwarzem und rötlichem Haar, mit Bärten und ohne Bärte, mit schönen, plastischen, wie aus Marmor gemeißelten und außerordentlich bleichen Physiognomieen, und wiederum andere mit häßlichen Ziegenbock- und Eselsköpfen — durchweg alle aber trugen Seitenlöckchen. Wir passierten die Straßen des Bazars, verließen seine durchlöcherten Gewölbe und ritten dann an zwei durch Schönheit hervorragenden Moscheeen vorbei — zu unserer Wohnung. Wir hatten in der Stadt etwa 6 Werst zurückgelegt. Unsere Wohnung, der „Palast", war natürlich aus Lehm, wie das allerorts in Central-Asien zu finden ist; er bot nichts Charakteristisches und ich werde ihn darum nicht näher beschreiben. Ein einziges Zimmer in diesem großen Gebäude hatte einige Ansprüche auf europäische Ausstattung. Das Ameublement des Zimmers bestand aus einem ordentlichen Tisch und 4 Wiener Sesseln, deren Lehne und Sitz mit einem recht hübschen, bunten Sammet von einheimischem Fabrikat beschlagen war. Wir trafen in unserem Palast um 10 Uhr morgens ein und fanden ein vollständiges Chaos vor. Für die Aufnahme der „teueren Gäste" war noch nichts vorbereitet. Die Zimmer waren noch nicht aufgeräumt, die Höfe soeben erst ausgefegt, die Möbel wurden ausgeklopft — die Luft war stauberfüllt... Die zahlreiche bucharische Dienerschaft setzte jedoch recht bald alles in Ordnung. Dann wurde der übliche Dostarchan und das Frühstück serviert. Die bucharischen Würdenträger, die mich begleitet hatten, empfahlen sich schon nach wenigen Minuten und begaben sich zum Emir, um diesem Bericht zu erstatten. Ich hatte für meinen Besuch beim Emir den 2. März 4 Uhr nachmittags angesetzt.

Um 2 Uhr brachte mir ein Bote des Schirabader Begs einen Brief des Sserdars Neik-Mahomed-Chan aus Masari-Scherif. Das Schreiben war vom 13. Rebiel-Jewel (22. Februar)

Digitized by Google

datiert. Der Sserdar benachrichtigte mich davon, daß er zu seinem Vergnügen meinen Brief aus Schirabad erhalten und daraus ersehe, daß ich die Reise glücklich zurückgelegt habe. Er meldete ferner, daß er meine Reisetasche, trotz aller menschenmöglichen Anstrengung, nicht habe finden können und schloß mit den Worten: „Hier steht es gegenwärtig gut: die Bevölkerung und die Truppen sind ruhig. Ich wünsche Ihnen das Beste“. Auf der Rückseite des Schreibens befand sich ein Siegel mit der Aufschrift Neik-Mahomed-Chan.

Selbstverständlich war das von seiten des Sserdars Neik-Mahomed-Chan eine außerordentliche Liebenswürdigkeit, daß er mich von den Forschungen benachrichtigte, die er nach meinen Sachen angestellt hatte. Ich wollte kein Schuldner des Sserdars bleiben und gab darum Samaan-Beg den Auftrag, dem Sserdar ein kleines und höfliches Briefchen in Beantwortung seiner Liebenswürdigkeit zu schreiben.

Daraufhin stellte sich bei uns der Dschigit Maksut ein, der bei General Rasgonow während des Aufenthaltes desselben in Afghanistan gedient hatte. Maksut erzählte mir, daß man die afghanische Gesandtschaft in Ssamarkand sehr feierlich empfangen hätten; es wären 21 Kanonenschüsse abgegeben worden; die Gesandtschaft habe sich in der Stadt zwei Tage aufgehalten und sei daraufhin auf Postpferden nach Taschkent gezogen. Ich fragte ihn, warum er General Rasgonow verlassen hatte, da dieser ihn doch nach Taschkent habe mitnehmen wollen. Maksut erzählte darauf, daß er nur für einige Zeit den General verlassen habe und daß er späterhin wieder in seinen Dienst eintreten werde. Er war infolge der Bitten seiner Schwester nach Buchara gekommen; sie hatte ihm nämlich drei Briefe zugesandt, in welchen die Bazargerüchte von Buchara wiedergegeben wurden. Auf den Bazaren erzählte man sich, daß sämtliche Russen, die in Afghanistan gewesen, von den Afghanen erschlagen worden seien; auch ihre Dienerschaft wäre getötet worden. Die Schwester hatte nun Maksut gebeten, daß er doch durchaus nach Buchara kommen möge, um sie persönlich davon zu überzeugen, daß er am Leben sei. Maksut erzählte mir ferner, daß er seit 22 Tagen von Ssamarkand fort sei und daß man dort noch nichts über uns wüßte; in Buchara hingegen habe er erfahren, daß der Emir

Digitized by Google

Schir-Ali tot und sämtliche in Masari-Scherif zurückgebliebenen Russen von den Afghanen erschlagen seien. Man erzählte sich, daß ich und meine Genossen, umzingelt von afghanischen Soldaten, uns doch drei Tage lang, dank unseren Feuerwaffen, gehalten hätten, dann aber wären uns alle Patronen ausgegangen, die Afghanen hätten uns ergriffen und ermordet; andererseits aber wurde behauptet, daß man uns gar nicht getötet, sondern bloß bis auf die nackte Haut ausgeplündert und dann habe laufen lassen. Ich staunte nicht wenig, als ich Maksut derartige Geschichten erzählen hörte. Ich wußte nicht, aus welcher Quelle diese Nachrichten geschöpft worden waren.

Mein unerträglicher, wenn auch gefügiger Karawan-Baschi, Nassir-Chan, erzählte mir jedoch heute, daß ihn in Kokan die Leute des Schigawuls darüber befragt hätten, wie wir wieder unsere Freiheit erlangt und aus Masari-Scherif entkommen wären, da die Afghanen uns doch gefangen gehalten hätten. Nassir-Chan antwortete hierauf, daß die Afghanen uns Russen keineswegs in ein Gefängnis gethan, sondern daß uns die ersten afghanischen Würdenträger in allen Ehren aus der Stadt geleitet hätten; es sei wünschenswert zu wissen, von wo sie solche dumme Gerüchte her hätten. Die Leute des Schigawuls antworteten hierauf, daß sie das Erwähnte aus den Berichten des Begs von Schirabad an den Emir entnommen hätten. — Somit war die Quelle dieser Gerüchte und Klatschereien ermittelt. Unser Freund, der Schirabader Beg, hatte sich doch gar zu sehr beeilt mit seinem Bericht, indem er sich vor dem Emir wohl ganz besonders hatte hervorthun wollen — und nun diese Ueberraschung! Im Gegensatz zu den Berichten des Begs sind wir am Leben und gesund und treten nun, mit all' unserem Hab und Gut versehen, vor „die drohenden und leuchtenden Augen des Herrschers über die Rechtgläubigen“! . . . Eines fehlt noch, um den Beg vollständig zu blamieren, wir hätten jetzt vor dem Emir als Kläger auftreten müssen gegen den böswilligen Verleumder und Lügner; indessen würde dabei doch vielleicht unserem „teueren Freunde“ sein allzu großer Eifer gar teuer zu stehen kommen: der Emir könnte vielleicht sein übliches „kessim Baschka“ (Kopf ab) sagen und der Beg müßte sich von dem, selbst in den entlegenen, central-asiatischen Winkeln so verführerischen, Leben eines

Digitized by Google

Gouverneurs trennen. Nun wir wollen großmütig sein, wir wollen ihm seinen Fehler verzeihen und vor dem Emir kein Wort über ihn vorbringen . . .

Uebrigens muß ich unserem „Freunde“ gegenüber, der mir und den übrigen Mitgliedern der Gesandtschaft so süße Briefe zu schreiben wußte, auch gerecht sein: er führte seine schwierige Rolle als Spion bei der russischen Gesandtschaft in Afghanistan in durchaus hübscher und methodischer Weise aus. Jetzt konnten wir uns Rechenschaft darüber geben, was seine häufigen Briefe an die Gesandtschaft und die häufigen Sendungen von Konfekt, Früchten und anderen Gegenständen zu bedeuten hatten. Es geschah das alles nur, um einen hübschen Vorwand zu gewinnen für die Spionage. Ich weiß nur nicht, ob er ein selbständiger Spion war, ein Spion aus Leidenschaft, aus Liebe zum Handwerk, oder ob er alle diese Geschichten im Auftrage des Emirs ausführte. Letztere Vermutung ist wahrscheinlicher. Begreiflich wurde uns auch das Eintreffen des bucharischen Gesandten Ischan-Chodscha, um dem Lojnab zu gratulieren. Es war mir jetzt klar wie der Tag, daß die Bucharen ihren Traditionen und ihren Plänen nicht entsagt hatten und in Erwartung eines geeigneten Momentes unter passenden Vorwänden ihre Nachbarn stets belauerten.

Gestern Abend stellte sich bei mir wiederum der wohlgeübte Lügner und Komplimentenmacher Mirachur Rachmet-Ullah ein. Er fragte mich wiederum sehr viel über Afghanistan aus, über die Stärke der afghanischen Truppen und darüber, wem die Afghanen mehr Ehre erwiesen hätten, Stolettow oder Rasgonow; er erkundigte sich darnach, wie in Afghanistan die russische Gesandtschaft empfangen worden und wie man sie zurückgeleitet, was man ihr geschenkt habe und wie viel. Er erzählte unter anderem, daß man in Taschkent davon gesprochen habe, daß Schir-Ali-Chan dem General Stolettow 13000 Tengi geschenkt habe. Ueber diesen Punkt klärte Samaan-Beg den Mirachur insofern auf, als er sagte, daß General Stolettow allerdings vom Emir von Afghanistan ein Geldgeschenk erhalten habe, aber nicht von 13000 Tengi, sondern von 11000 Rupien (Tenga = 20 Kopeken, Rupie = 60 Kopeken) und daß dieser anfänglich das Geld nicht habe nehmen wollen, dann aber, als er gesehen, daß die Afghanen

hierdurch beleidigt gewesen, sich notgezwungen zur Annahme habe entschließen müssen. Der Mirachur erzählte ferner, daß Rasgonow ganz besonders darum bemüht gewesen sein solle, den Emir zu einer Reise nach Rußland zu bewegen; den Wunsch des Emirs, nach Petersburg zu gelangen, schrieb man darum dem Einflusse des Generals Rasgonow zu. Er erzählte auch, daß der Koschbegi aus Taschkent die Nachricht erhalten habe, daß die afghanische Gesandtschaft baldigst nach Afghanistan zurückkehren und hierbei bis zum Amu-Darja von einigen russischen Beamten würde begleitet werden. Schließlich entfernte er sich, indem er uns gute Ruhe wünschte und nochmals versicherte, daß er vielleicht noch einige Tage früher, als wir, in Taschkent eintreffen werde. Warum mochte er wohl dorthin reisen? —

Ich habe hier allen meinen Pferden die Hufeisen abnehmen lassen: mögen sie sich in den wenigen Tagen, die ich in Buchara zubringen werde, wenn auch nur etwas, erholen. Ich hatte die Idee, die Lasttiere durch Arbas zu ersetzen, indem ja der Weg von Buchara nach Ssamarkand ein Fahrweg ist. Nun, es wird sich noch zeigen, wie sich das am besten machen läßt. Aber mit den Dschigiten und den Lautschen, da habe ich meine wahre Not! Kein Tag vergeht, ohne daß die Hengste mit einander kämpfen .... Ich habe nahezu vergessen, eine Mitteilung des Mirachurs zu notieren: Ischan-Chodscha, der Gesandte am Hofe des Lojnabs, soll noch immer in Masari-Scherif eingeschlossen sitzen und so lange sitzen bleiben, bis die afghanischen Machthaber auf die Idee kommen werden, ihn freizulassen. Nun, da hätte es sich ja erwiesen, daß in Masari-Scherif nicht wir, die russischen Gesandten, sondern gerade die bucharischen Gesandten gefangen saßen.

---

4. März.

Am 2. März hatte ich keine Audienz beim Emir, da dieser Tag auf den Freitag fiel, bei den Bucharen aber der Brauch ist, daß an diesem Tage die gesamte Bevölkerung der Stadt sich in der großen Moschee (Metscheti-Keljan) zum Gebet versammelt. Der Emir muß stets diesem Gebet beiwohnen. Meine Audienzstunde war indessen gerade auf 4 Uhr nachmittags angesetzt

Digitized by Google

worden, d. h. zu Beginn des Namaz-Diger. Infolge dessen konnte mich der Emir nicht empfangen.

Gegen 4 Uhr erschien der Mirachur mit der Bitte des Emirs, daß ich ihn entschuldigen möge, indem er mich heute nicht empfangen könne. Der Mirachur benutzte diese Gelegenheit, um sich in Liebenswürdigkeiten zu ergehen. Eine Aeußerung von ihm brachte mich einigermaßen in Verwirrung. Er ließ unter anderem die Bemerkung fallen, daß ich vermutlich doch all' die Ortschaften, die ich besucht und gesehen hätte, auch beschrieben hätte, und daß das auch sehr schön sei, indem ich auf diese Weise späterhin nicht nur mir selber, sondern auch meinen Freunden und Bekannten ein Vergnügen bieten könne. Diese Bemerkung frappierte mich gewissermaßen, indem ich weder ihm, noch sonst jemandem unter den Eingeborenen die Mitteilung gemacht hatte, daß ich mir Notizen mache; ich wußte nicht, von wem er die Nachricht über meine Tagebücher erhalten hatte. Er entfernte sich hiernach, nachdem er gesagt hatte, daß er morgen, d. h. am 3. März, persönlich mich abholen werde, um zum Emir zu gehen. Indem er sich entfernte, fragte er noch, warum wir gestern der „Tomascha"[1]) nicht beigewohnt hätten. Ich antwortete hierauf, daß wir von der Reise gar zu sehr ermüdet gewesen und uns hätten erholen wollen, und daß wir ferner ja noch nicht das Antlitz des Emirs gesehen hätten und es darum für unpassend gehalten hätten, uns schon jetzt den Vergnügungen hinzugeben. — Der Mirachur war offenbar im höchsten Grade geschmeichelt durch meine Antwort und sagte, daß dem Emir nichts von dieser Ursache unserer Weigerung bekannt wäre und daß er sich gedacht habe, daß wir die „Tomascha" darum nicht hätten sehen wollen, weil wir irgendwie unzufrieden mit dem Empfang, mit der Bewirtung oder sonst etwas anderem gewesen wären. Er hoffe aber jetzt, daß seine „teueren Gäste" diejenigen Zerstreuungen, die er ihnen bieten könne, nicht gerade verachten würden, „wenn sie auch selbstverständlich keinen Vergleich bestehen können mit Ihren,

[1]) „Tomascha" heißt Vorstellung; es sind das Tänze, Gesänge, Instrumentalmusik, Vorstellungen der Clowns, Puppentheater, Taschenspielerkünste, Ringkämpfe u. dgl. m.


Digitized by Google

mit den russischen Vergnügungen.“ Mit diesen Worten schloß der Mirachur seinen Besuch.

Am Abend desselben Tages, als die Kerzen hereingebracht wurden (es war das ein Jekaterinenburger Fabrikat von Hobbard), erschienen bei uns wiederum die Tänzer und Musikanten. Nach den Auseinandersetzungen mit dem Mirachur konnten wir uns nicht mehr dem hiesigen Ballet und Konzert entziehen. Von dieser „Tomascha“ kann ich nur folgendes sagen: mit den Tänzen der „Batschi“ stand es hier sehr schlecht, schlimmer als in Gjusar und Karschi. Die Tänzer besaßen weder die Gewandtheit, noch die Grazie, durch welche sich die anderen ausgezeichnet hatten. Von einer Weiblichkeit in ihren Manieren war auch keine Spur vorhanden. Die Tänzer führten jedoch einen mir neuen Tanz auf, wobei sie in der einen Hand einen Stock, in der anderen ein Cri-Cri aus Stein führten. Es trat hier ferner ein Solo-Künstler mit einer „Kamantscha“ auf. Es war das ein echter Virtuose, der sich auch anderorts mit Erfolg hätte zeigen können. Die Töne, die der Musiker seinem alten Instrumente entlockte, ergossen sich in freiem Strom, strebten gen Himmel empor, rollten wie der Donner und erstarben dann traurig, wie ein unterdrückter Seufzer ... Der Künstler war ein junger Turkmen, mit ausdrucksvollen Gesichtszügen und schönen, von leidenschaftlichem Feuer brennenden Augen. Sein Haupt war mit der üblichen „Papacha“ bedeckt. Er spielte einige Stücke und unter anderem auch ein solches, das den Namen „Urusstscha“ führte und seinem Motiv nach an unsere melancholischen Volkslieder erinnerte. — Die „Kamantscha“ ist ein Musikinstrument, das sozusagen ein primitives Cello repräsentiert. An einem kleinen Deck befindet sich ein langer Hals, das Griffbrett wird durch transversale Stege aus Draht in Ganztöne und Halbtöne eingeteilt. Das Instrument besitzt 3 bis 4 Metall-Saiten; von diesen wird eine Saite nie in den Intervallen der Tonleiter berührt, sie giebt stets nur einen Ton, sozusagen den Grundton an; die übrigen Saiten werden hingegen in den verschiedentlichsten Kombinationen gegriffen. Was mir bei diesem Spiel, oder richtiger gesagt, in dem Ton des Instrumentes ganz besonders auffiel, das war die außerordentliche Elastizität der Töne und ihre Aehnlichkeit mit der menschlichen Stimme. Der Musikant akkompagnierte einem

Digitized by Google

Gesang, wobei das Akkompagnement, wie hier üblich, mit der Melodie des Sängers in unisono stand. An einigen Stellen fiel es mir schwer, den Ton des Instrumentes von der Stimme des Sängers zu unterscheiden. Allerdings ist die einheimische Art zu singen sehr originell und unterscheidet sich sehr von der europäischen; vielleicht erklärt sich auch hieraus teilweise die Aehnlichkeit der „Kamantscha“ mit der menschlichen Stimme. Ich komme hierauf später zurück. Die Saiten der Kamantscha werden mit einem Fiedelbogen aus Roßhaar gestrichen. Es existieren für dies Instrument originelle Noten, jedoch scheinen diese Noten nicht der im Westen gebräuchlichen Skala zu entsprechen; hingegen findet sich hier für jedes Lied eine spezielle, ein für alle Mal festgesetzte Melodie. Es läßt sich das am besten an einem der einheimischen Versifikation entnommenen Beispiel erläutern. Gewisse Gedichte müssen durchaus in eine Melodie gebracht werden, d. h. sie werden nicht rezitiert, wie z. B. bei uns, sondern abgesungen, und zwar ist das schon durch ihre Form selber bedingt. Das gleiche fand sich ja auch bei den alten Griechen. Wenn das Gedicht in eine andere Form gebracht wird, so läßt es sich rezitieren, aber keineswegs mehr singen. Das gleiche läßt sich wohl auch — ich bin übrigens davon nicht überzeugt — von den Gesängen und den Balladen der Eingeborenen sagen: sie werden mit Rücksicht auf eine bestimmte Melodie gedichtet. — Wir hatten an diesem Abend auch Sänger, aber über den Gesang will ich ein anderes mal reden.

Nach dem Ballet und dem Konzert trat ein alter Taschenspieler auf und zeigte seine Kunststücke: er zog aus seinem Munde eine endlose Menge von Bändern hervor, ganze Stränge von Zwirn mit Nadeln und Angelhaken, er verschluckte Münzen und speite sie wieder aus, verspeiste brennendes Harz mit Hede, zertrat in einem Sack rohe Eier und zog sie dann wieder heil hervor u. dgl. m. Der Alte war gerade derselbe, den ich im Winter in Schaar gesehen habe. Daraufhin folgte eine Hanswurst-Vorstellung, die die hiesigen Clowns lieferten; ihre Späße blieben mir unverständlich, mußten aber doch gewiß ihr spezifisches Salz besitzen, wie sich das aus dem herzlichen Gelächter der Menge der Eingeborenen ersehen ließ, die mit unterschlagenen Beinen um uns herum saßen. Zum Schluß folgte noch ein Puppen-

Digitized by Google

theater, das ich übrigens nicht gesehen habe, da ja die „Tomascha" ohnehin schon ganze drei Stunden währte. Es war 11 Uhr nachts und ich war sehr schläfrig; ich entfernte mich, Samaan-Beg blieb jedoch zurück.

Am 3. März traf bei mir etwa um 10 Uhr morgens der Schigawul Ssofi-Beg ein und forderte mich auf, mich mit ihm zum Emir zu begeben. Als wir uns angekleidet hatten, schaute er auf die Uhr und bat uns, noch 5 Minuten warten zu wollen, „da wir sonst beim Emir vor der angesagten Zeit eintreffen könnten." Nach 5 Minuten bestiegen wir unsere Pferde und machten uns auf den Weg. Wir hatten einen Teil des Bazars zu passieren, unter anderem diejenige Straße, wo Mehl verkauft wurde. Daraufhin gelangten wir auf einen recht umfangreichen Platz, von welchem aus man einen Hügel erblicken konnte, der von einer hohen, gezackten Lehmmauer umgeben war. Direkt vor uns erblickten wir in dieser Mauer ein aus gebrannten Ziegeln errichtetes, sehr hohes und sehr weites Thor. Der Hügel war von einer doppelten Mauer umgeben. Hier befand sich der „Ark", d. h. der Palast der Emire von Buchara.

Sobald wir den Platz erreicht hatten und des Thores ansichtig geworden waren, so sprangen unsere bucharischen Begleiter, der Schigawul, der Karaul-Beg und die übrigen aus den Sätteln; sie erklärten uns, daß die Bucharen hier gewöhnlich vom Pferde herabzusteigen pflegten, daß wir Russen aber gerade so verfahren dürften, wie das uns beliebe: wir dürften die Pferde gerade dort verlassen, wo das uns erwünscht sein sollte. Wir näherten uns dem Thor und ich stieg vom Pferde herab und passierte das Thor zu Fuß. — Es wurde mir erzählt, daß mehrere Russen, Offiziere und Beamte, die in Buchara gewesen waren und bei dem Emir eine Audienz hatten, unter keinen Umständen vor dem Thor aus dem Sattel steigen und das Thor durchaus zu Pferde passieren wollten. Es fiel das den Bucharen außerordentlich auf. Diese Russen hielten es für eine Erniedrigung, den Bitten der Bucharen nachzugeben. Warum ihnen das erniedrigend erschien, das begreife ich nicht; den Anstandsregeln nachzukommen, und darum handelte es sich hier ausschließlich, kann doch nicht als erniedrigend gelten. In Buchara und Central-Asien überhaupt ist es Brauch, daß der

Digitized by Google

Gast das Thor seines Gastgebers zu Fuß passiert. Im vorliegenden Falle war der Gastgeber der Emir von Buchara, was, ganz abgesehen von den Anstandsregeln, einen jeden schon von vornherein zu einem gewissermaßen respektvollen Benehmen verpflichtet. Die Leute, die das Thor zu Pferde passierten, handelten somit gegen die üblichen und für jedermann obligatorischen Anstandsregeln. Es ist das gerade so, als ob jemand in das Zimmer seines Bekannten auf einem Pferde hineinreiten würde. — Ja, ich gehe hierin noch weiter. Der bucharische Brauch, vor dem Thore derjenigen Citadelle von dem Pferde zu steigen, in welcher gegenwärtig und vielleicht schon seit Jahrtausenden ihre Herrscher wohnen, erscheint mir unserem russischen Brauch ähnlich, daß man das bekannte „Sspaß“-Thor im Moskauer Kremlj mit unbedecktem Haupte passieren muß. Man möge nun ermessen, was das für ein Verstoß gegen den Anstand wäre, wenn ein mit diesem Brauch bekannter Ausländer in dem „Sspaß“-Thor seine Kopfbedeckung nicht abziehen wollte . . .

Vor dem Thore bemerkte ich einige Bombenmörser, die ohne Laffetten am Boden lagen; das Thor war mit einer Uhr geschmückt. An dem Thore war keine Wache zu sehen. Die Dicke der Mauer mochte an dem Thore über fünf Ssaschenj betragen. Als wir das Thor passiert hatten, traten uns der Mirachur, der Udaitschi, der Inak und einige andere Hofleute entgegen. Daraufhin stiegen wir ein wenig bergan, einer gut gepflasterten schmalen Straße entlang; wir gingen noch durch einige schmale und krumme Seitengäßchen und befanden uns auf dem Hofe des Emirpalastes. — Der Palast war ein gewöhnliches, recht umfangreiches Gebäude; wir gingen an ein paar Terrassen vorbei, zu welchen schmale Treppen von drei, vier Stufen führten, sie waren ohne Geländer. Wir betraten eine dieser Terrassen, passierten dann noch einige Zimmer und standen vor dem Antlitz des „Beherrschers der Rechtgläubigen.“

Der Emir saß inmitten des Zimmers in einem recht schlechten Sessel. Ich glaubte, daß er mich in dem Thronsaale empfangen würde, sah mich aber in meiner Hoffnung betrogen. Als ich das Zimmer betrat, lächelte mir der Emir zu. Sein angenehmes Gesicht, das von einem stark ergrauten Barte eingerahmt war,

Digitized by Google

gewann dadurch einen weichen und freundlichen Ausdruck. Er reichte mir die Hand, erhob sich aber nicht von seinem Sessel; daraufhin wies er uns mit einer Handbewegung auf die für mich und Samaan-Beg vorbereiteten Sessel. Wir nahmen platz und es begann die übliche Unterhaltung, die sich in herkömmlicher Weise um Begrüßungen und Beglückwünschungen drehte. Als ich mich zur Audienz begab, war ich der Meinung, daß diese längere Zeit andauern würde; ich glaubte, daß der Emir mich über den Aufenthalt der russischen Gesandtschaft in Afghanistan und über die letzten Ereignisse in Masari-Scherif befragen würde; meine Vermutungen bestätigten sich jedoch nicht. Nach wenigen Minuten war mein Vorrat an Begrüßungen und Wünschen ausgegangen — ich verstummte. Der Emir war dieses mal nicht gerade gesprächig. Ich rechnete darauf, daß Samaan-Beg mir beistehen würde, aber auch er schwieg hartnäckig. Es war eine fatale Grabesstille eingetreten. Ich wollte von neuem zu reden beginnen und wohl zum zehnten Mal dem Emir das Beste auf der Welt wünschen, als Samaan-Beg plötzlich eine Bewegung machte, als ob er aufstehen wollte. — Der Emir gab das Zeichen, daß unsere Audienz beendet sei.

Hierauf mußten wir eine Visite dem Kosch-Begi, dem bucharischen Kanzler, abstatten. Es ist das der erste Würdenträger im bucharischen Chanat; aber er bekleidet noch nicht den höchsten Rang in der Stufenleiter der bucharischen Administration. Ueber ihm steht der Atalyk und noch höher der Mirsa. Gegenwärtig giebt es keine Personen in dem Chanat, die diesen Rang bekleiden. In früherer Zeit, als das bucharische Reich nicht bloß ein leerer Name war, wie gegenwärtig, sondern ein mächtiges Reich, dessen Gebiete sich von Osch (Uschi) bis zum Aralsee und vom Ural bis zum Hindukusch erstreckten, da regierte in den Amu-Darjanischen Provinzen ein bucharischer Statthalter, der den Titel eines Atalyks [1]) führte.

Der Kosch-Begi (Kosch = Haus — also etwas in der Art, wie der russische Palast-Bojarin oder Djak aus der Epoche vor

[1]) Jakub-Chan, der Begründer des Chanats Kaschgar stand zur Zeit der Eroberung von Kaschgar in Diensten des Chans von Kokan und hatte den Rang eines Atalyks. (Siehe übrigens: Hellwald: „Die Russen in Central-Asien". Augsbrg. 1873. S. 109, 110, 129. — Anm. d. Uebers.)


Digitized by Google

Peter I.; von diesem Wort stammt auch das Wort Koschewoj-Ataman bei den Kosaken her, Schirrmeister) wohnt in der gleichen Citadelle um wenige Schritten von dem Palast des Emirs. Wir gelangten bald zu dem Thor der Wohnung des Kosch-Begi, die noch viel unansehnlicher erschien, als der Palast des Emirs. Der Würdenträger kam uns schon in einigen Schritten vor der Treppe seines Hauses entgegen. Es war das ein kleiner, gebeugter Graukopf, der sich durch eine nichts weniger, als bemerkenswerte Physiognomie auszeichnete. Er war in einen Chalat von prachtvollen Kaschmirshawls gekleidet. Sein Haupt bedeckte ein Turban aus dem feinsten, indischen (englisch?) Musselin mit hineinverwebten Goldpunkten und anderem Schmuck. Die Windungen dieses Turbans schienen zahllos zu sein. Der Kosch-Begi begrüßte uns freundlich und forderte uns auf, bei ihm einzutreten, um bucharische Gastfreundschaft zu genießen. Wir waren aber offenbar etwas zu früh gekommen, denn der Dostarchan war noch nicht aufgetischt und nichts schien am rechten Orte zu stehen. Der Tisch wurde in unserer Gegenwart gedeckt. Es wurden hier natürlicher Weise die üblichen bucharischen Süßigkeiten aufgetischt: Konfekt, Zuckerbackwerk, verzuckerte Früchte, und unter anderem auch Zucker in Hüten und Zuckerkandis-Raffinade. Hierauf wurde das Mittagsmahl serviert, das durch die Reichlichkeit und den Wechsel der Speisen, nicht minder aber auch durch seine Zubereitung selbst einem in gastronomischen Sachen mehr verwöhnten Magen, als das der meinige war, genügt hätte. Wir saßen ein wenig und unterhielten uns . . . Hin und wieder, von mir zum Kosch-Begi und wiederum zurück flogen die ausgesuchtesten Liebenswürdigkeiten und Komplimente. Der Mirachur, der uns bis zum Hause des Kosch-Begi begleitet hatte, begab sich bald wieder zum Emir zurück. Daraufhin stellte er sich wieder ein und übermittelte mir, daß der Emir außerordentlich erfreut darüber gewesen sei, daß ich das Thor des Arks zu Fuß passiert hatte. Der Emir ersuchte mich nun, um seine Dankbarkeit mir kund zu thun, daß ich, wenn ich die Festung verlassen würde, das Thor zu Pferde passieren möge. Gleichzeitig wies der Mirachur auf zwei Pferde hin, die bereits vor den Fenstern standen und mit Brokatdecken und mit von Türkisen übersäeten Zäumen geschmückt waren. Der

Digitized by Google

Emir schenkte mir und Samaan-Beg diese Pferde zum Zeichen seiner Freundschaft und seines Wohlwollens. Daraufhin wies der Mirachur noch auf ganze Haufen von Chalats, welche der Emir zum Geschenk für uns und unsere Dienerschaft bestimmt hatte. Das Roß, das ich geschenkt bekam, war ein turkmenischer Argamak, ohne Mähne und mit einem sehr kärglichen Schweif, von prachtvoller glänzender Kaffeefarbe. Er tänzelte, als er vor den Fenstern unseres Zimmers vorbeigeführt wurde.

Während des Mittags sprachen wir selbstverständlich über die freundlichen Beziehungen zwischen Rußland und Buchara, die schon seit lange zustande gekommen und nun mit jedem Jahre immer fester wurden. Wir erinnerten uns auch des verstorbenen Weinbergs, über dessen vorzeitigen Tod der Kosch-Begi und nicht minder auch der Mirachur ihr außerordentliches Bedauern aussprachen. Sie behaupteten, daß es ein Glück wäre, wenn sich gegenwärtig ein ähnlicher Mann für den Posten eines diplomatischen Agenten finden sollte. „Er hat für Buchara," erzählten sie, „viel Gutes gethan. Die Bucharen verließen sich auf jedes Wort, das er sagte, indem er stets sein Versprechen hielt."

Als der Kosch-Begi bemerkte, daß Samaan-Beg sich eine Cigarrette drehte, zog er einen Schlüsselbund hervor, übergab die Schlüssel dem Beschließer und ließ Cigarretten holen; nach einigen Sekunden konnte Samaan-Beg bereits den aromatischen Rauch der Bogdanowschen Cigarretten einatmen. Bald darauf verabschiedeten wir uns von dem Kosch-Begi. Er begleitete uns bis zum Thor und erwies uns somit eine außerordentliche Ehre. Man hatte uns die von dem Emir geschenkten Pferde vorgeführt, welche wir jetzt besteigen sollten. Mein Turkmen war außerordentlich feurig; er prustete und bäumte sich, sobald ich nur den Steigbügel berührte; er schien überhaupt sehr aufgeregt zu sein. Auf diesem Pferde zu reiten, wäre recht gefährlich gewesen, zumal da der mit Türkisen geschmückte Zaum nicht gerade zuverlässig war — mein Triumphzug hätte unter Umständen einen sehr traurigen Ausgang nehmen können ... Trotz alledem schwang ich mich tapfer in den Sattel, preßte die kräftigen Flanken des Tieres mit meinen Schenkeln zusammen und zog zur Probe den Zaum stark an; ich hob das Roß dadurch auf die Hinterbeine. Hierauf konnte ich ganz ruhig die Festung verlassen.

Digitized by Google

Trotzdem, daß ich nur ganz oberflächlich die bucharische Citadelle beschaut hatte, fielen mir doch einige Züge auf, die dieselbe mit unserem Moskauer Kremlj, abgesehen von den neueren Bauten, gemeinsam hatte. Auch hier trat vor allem dieselbe plumpe Architektur hervor, das Gemisch von Asiatischem und Byzantinischem, das gegenwärtig bei uns als „russischer Stil“ gilt; es sind das dieselben bäuchigen Kolonnen am Eingang, derselbe grobe, ausdruckslose Skulptur-Schmuck an den Mauern, die gleichen schmalen Fenster und die dicken Mauern der Häuser, wie in einem jeden beliebigen Palast aus der Epoche vor Peter I. . . .

---

6. März.

Ich finde kaum Zeit, um täglich in meinem Tagebuche zu schreiben: ich reite nämlich schon seit zwei Tagen in der Stadt herum und suche nach Möglichkeit genau mit derselben bekannt zu werden. Ich habe eine Menge interessanter Sachen gesehen, die vielleicht auch nicht bloß für mich, sondern auch für den Leser neu sein dürften. Ich möchte darum versuchen, alles, was ich gehört und gesehen habe, möglichst genau zu notieren. Allerdings werde ich in dieser meiner Absicht nicht wenig gehindert. Gegenwärtig, am Morgen, habe ich z. B. meinen unentgeltlichen Empfang der kranken Eingeborenen. Man muß den Bucharen gerecht sein, sie haben es nicht unterlassen, den russischen Doktor zu besuchen und scheinen offenbar die russische Kaffir-Medizin keineswegs zu verachten.

Da führt man mir z. B. einen kranken Juden zu. Trotzdem, daß mir manche diagnostische Hülfsmittel, wie z. B. die Möglichkeit einer elektrischen Prüfung fehlen, kann ich doch eine Erkrankung der vorderen Säulen des Rückenmarks konstatieren.

Diesen Kranken hat mir ein anderer Jude zugeführt, Jakubow dem Namen nach, der des Russischen recht wohl mächtig ist. Er behauptet, daß er jährlich in kommerziellen Angelegenheiten Moskau und die Nischegoroder Messe besuche und daß sein älterer Bruder sich beständig in Moskau aufhalte; es ist das überhaupt ein recht anständiger und tüchtiger Jude. Ich erklärte ihm, daß eine rechte Kur für den Kranken höchstens nur in Rußland möglich sein dürfte, ich nannte dabei die Moskauer

Digitized by Google

und Kasaner Universitätskliniken. Der Kranke hatte die Mittel zu einer Reise nach Rußland, ob er sie aber ausgeführt hat, weiß ich nicht.

Im ferneren hatte ich Fälle zu behandeln, wie eine Haemiplegia sinistra; eine allgemeine Syphilis mit Schleimpapeln im Munde, einen Fall von filaria medinensis; verschiedene Hautkrankheiten; eine Aneurisma Art. femoralis u. a. m. Jakubow führte mir am 5. März einen neuen Kranken zu, der angeblich an Schwindsucht litt. Ich war in diesem Moment gerade daran, auszureiten, um den hiesigen Bazar und auch die Grabstätte des hiesigen, berühmten, heiligen Baga-ed-Din zu besuchen. Ich bat darum Jakubow, daß er am nächsten Tage am Morgen wiederkommen möchte.

Ich interessierte mich in hohem Grade für den Stand des hiesigen Handels; ich hatte darum Jakubow gebeten, daß er mir eine Liste der auf den hiesigen Bazaren anzutreffenden Waren und auch ein Preisverzeichnis derselben entwerfen möchte; ich wollte einen Vergleich anstellen über die Verbreitung der russischen, englischen und französischen Manufakturen. Jakubow hatte mir versprochen, ein derartiges Verzeichnis zuzustellen und versicherte, daß die russischen Waren überhaupt hier guten Absatz fänden und auch qualitativ die westeuropäischen überträfen. Die billigsten, aber auch die schlechtesten Produkte sollen hier angeblich die Engländer liefern. Von den Seidenwaren gelten als die besten die französischen, was auch von meinem Karaul-Beg bestätigt wurde.

Seitdem war ein ganzer Tag vergangen, Jakubow hatte sich nicht gezeigt. Wir haben heute den 6. März; es ist 10 Uhr morgens, er ist noch immer nicht erschienen. Ich fürchte, daß er gar nicht kommen wird. Er hat wohl geglaubt, daß ich diese Notizen für die Taschkenter Kaufleute erwerben möchte; vielleicht fürchtet er sich vor Konkurrenz.

Inzwischen waren neue Nachrichten aus Afghanistan eingelaufen; ich hatte sie einem Brief entnommen, den hiesige afghanische Kaufleute aus Masari-Scherif erhalten hatten. Es hieß in diesem Schreiben unter anderem, daß die aus Masari-Scherif Geflohenen, der Sserdar Mahmet-Ibrahim-Chan, der Sohn des verstorbenen Emirs, und der Sserdar Achmet-Ali-Chan, der Großsohn, in Bamjan einen Brief von Jakub-Chan aus

Kabul erhalten hätten. In diesem Briefe machte Jakub-Chan ihnen Vorwürfe darüber, daß sie Masari-Scherif verlassen hätten und zwar in einer so kritischen Zeit, wo es ihre Pflicht gewesen wäre, zurückzubleiben und die Verwaltung des Landes in den Händen zu behalten, statt sie seinem minderjährigen Sohne, dem Mahmet-Issa-Chan, zu überlassen. Er ersuchte die Flüchtlinge, zurückzukehren und mit ihrem „Anhang und den ehrlichen Leuten" das Land zu regieren. Mahmet-Ibrahim-Chan und Achmet-Ali-Chan folgten dem Rat des Jakub-Chan, kamen nach Masari-Scherif und begannen dort im Namen des Jakub-Chan und seines Sohnes zu regieren. Das Erste, was sie in Masari-Scherif gethan, soll angeblich die Vollstreckung des Todesurteils über den ehemaligen Lojnab und den Sserdar Feïs-Mahomed-Chan gewesen sein. Daraufhin hatte sich in Masari-Scherif alles beruhigt. — Im gleichen Schreiben hieß es, daß einer der einflußreichsten Männer von Afghanistan, Ismit-Ullah-Chan, der Sohn des Asis-Chan, der kurz vor dem Tode des Emirs nach Kohistan geflohen war, eine Aufforderung von Jakub-Chan erhalten habe, nach Kabul zurückzukehren und ihm zu dienen, gerade wie er seinem Vater gedient hätte. Einer der geachtetsten afghanischen Heiligen beredete Ismit-Ullah ebenfalls, nach Kabul zurückzukehren und dem Vaterlande im Kampfe mit dem gemeinschaftlichen Feinde, den Engländern, beizustehen. Ismit-Ullah hatte sich bereit erklärt, nach Kabul zu kommen und wurde nun von Tag zu Tag daselbst erwartet. Ein Geistlicher, namens Ssagib-Ssade, hatte in Kurum einen afghanischen Volkshaufen versammelt, die Engländer bei Chuschi überfallen, sie geschlagen und ihnen neun Geschütze abgewonnen. Mit der Ankunft des Ismit-Ullah-Chan gedachte Jakub-Chan die Kriegsoperationen gegen die Engländer zu erneuern.

Am 4. März begab ich mich in der Begleitung von Samaan-Beg und mit einer Eskorte von 10 Kosaken, dem Karaul-Beg und einem zahlreichen Gefolge in die Stadt, um die Merkwürdigkeiten derselben zu beschauen. Vorerst ritten wir durch einen Teil des Bazars. Die Straßen waren hier so eng, daß nicht mehr als zwei Reiter neben einander zu reiten vermochten. Wenn eine Arba uns entgegenkam, so war der Weg versperrt und wir mußten dann in die nächste Straße einlenken.

Digitized by Google

Die Waren, die auf den Ladentischen ausgelegt waren, auf Seilen hingen und haufenweise in den Fächern lagen, wirkten durch ihre Buntheit ermüdend auf das Auge. Es wäre wohl unnütz, alle einzelnen Sorten dieser Waren hier namhaft zu machen. — Genug, daß hier alles, was Central-Asien produziert und was sonst aus anderen Ländern hierher geschafft wird, russische und westeuropäische Produkte nebst einheimischen neben einander zu finden waren. Jetzt passierten wir die Reihen, an denen Manufakturwaren verkauft wurden. Unter den steinernen Gewölben, die durch eine recht bedeutende Kuppel gekrönt waren und die sich gewöhnlich dort finden, wo einige Bazarstraßen zusammenstoßen, bemerkte ich die Wechsler, die auf roh zusammengezimmerten Tischen Haufen von Silber- und Kupfermünzen vor sich liegen hatten. Dann folgten die Reihen mit Metallwaren, weiterhin die Töpferwaren. Die gedeckten Straßen der Bazare erstreckten sich fast bis zur Stadtmauer.

Ich hatte große Lust, mir die bucharischen Derwische, oder wie sie öfters genannt werden, die „Kalender“ zu betrachten. Wir verließen darum die Stadtmauer und begaben uns in die Vorstadt, wo sich ein Kalender-Chané, d. h. eine Herberge für die Derwische, befand. — In einigen Dutzend Ssaschenj von der Mauer bemerkten wir eine Lehmhütte, die gerade nicht sehr schmutzig, aber auch nichts weniger als reinlich aussah. Die Hütte war zu mindestens in einem Umkreis von einigen Quadrat-Werst von zahlreichen Grabsteinen und Grabgewölben umgeben. Unmittelbar vor der Mauer der Kalender-Chané ragte eine Stange empor, auf welcher ein Bündel von Wolle und Haar befestigt war — ein Zeichen, daß sich hier das Grab irgend eines Heiligen befindet. — Ich war mit den Typen der Derwische nach den Bildern und Beschreibungen des berühmten Malers W. Wereschtschagin bekannt, ich hoffte darum hier etwas recht Originelles zu sehen zu bekommen, wenngleich schon unser Karaul-Beg mich darauf aufmerksam gemacht hatte, daß ich außer Opiumtrinkern nichts Besonderes finden werde. Aber selbst diese bekam ich nicht zu sehen.

Wir betraten das Lehmhüttchen und fanden in ihm bloß zwei Derwische, ganz gewöhnliche alte Männer, die sich auch durch gar nichts von den gewöhnlichen Sterblichen unterschieden.

Digitized by Google

Die übrigen Derwische, die in der Herberge wohnten, waren momentan abwesend und sammelten vermutlich Almosen auf den Bazaren ein. Ich begnügte mich nicht mit dem, was ich gesehen hatte und trat hinter die Mauer, die dieses Haus von dem Nachbarhaus trennte; dort nun bemerkte ich einen Greis, der unter einem Baum saß, sich in dem Sonnenschein sonnte und irgend etwas kaute; ich trat ihm näher. Vor mir befand sich eine ausgemergelte Figur mit einer bleichen und gelblichen Gesichtsfarbe, mit eingefallenen Augen, mit einem erloschenen, mattgläsernen und starren Blick. — „Aha," dachte ich, „ich habe einen Opiumfresser in flagranti abgefangen;" aber das Stück eines Fladens, das der Greis in den Händen hatte und an dem er offenbar mit seinen zahnlosen Kinnbacken kaute, zerstörte alle meine Vermutungen. — Bei unserer Annäherung schlug der Greis seine halb geschlossenen Augen auf und warf uns einen matten Blick zu. Hierauf sprach er mich um ein Almosen an und begann noch etwas zu reden, was jedoch niemand von uns, selbst Samaan-Beg nicht, verstehen konnte. Schließlich trat auch Nassir-Chan, mein Karawan-Baschi, hinzu und nun klärte sich die Sache auf: Es stellte sich heraus, daß der unglückliche Alte ein Indier war und indisch sprach. Nassir-Chan kannte auch diese Sprache. Es war wirklich schade darum, daß er bei all' seinen linguistischen Kenntnissen des Russischen nicht mächtig war. Der Greis brachte eine Menge von unzusammenhängenden Redensarten hervor und schien unter dem Einfluß des Opiums, das er vielleicht kurz vor unserer Ankunft geschluckt hatte, zu delirieren. Dagegen sprach jedoch gewissermaßen der Umstand, daß er recht verständlich über sein krankes Bein klagte und mich um Arznei bat. Den Eindruck, den diese gebeugte, einst aber hohe und kräftige menschliche Figur machte, die jetzt in einen tierähnlichen Zustand versunken war und keineswegs mehr an ein Ebenbild Gottes erinnerte, war geradezu peinlich. Ich reichte ihm einige Tengi und verließ rasch diesen Ort der menschlichen Erniedrigung in physischer und moralischer Beziehung. Wir bestiegen unsere Pferde und begaben uns auf einem anderen Wege wiederum in die Stadt.

Nachdem wir einige hundert Schritt innerhalb der Stadtmauern zurückgelegt hatten, gerieten wir wiederum auf den

Digitized by Google

Bazar. Jetzt hatten wir die centralen Straßen des Bazars zu passieren. Welch' ein buntes und lärmendes Leben entrollte sich hier vor meinen Augen. Man konnte hier die Typen sämtlicher Vertreter der central-asiatischen Völker unmittelbar neben einander treffen: Der eingeborene Buchare mit feinen Gesichtszügen und seinem geschäftsmäßigen, kaufmännischen Wesen handelt neben einem indischen Geldwechsler, einem Feueranbeter, der selbst sein eigenes Geld mit Habgier betrachtet; sein längliches Gesicht mit harten und rauhen Zügen, mit dem roten Mal auf der Stirn, mit einem hohen Spitzhut („Schlyk") auf dem länglichen Kopf — alles das repräsentierte noch etwas ganz Wildes, etwas, was von moralischem Bewußtsein noch völlig unberührt war. Er existiert für das Geld, nicht das Geld für ihn... Die breite, offene Physiognomie eines Ssamarkanders, der unmittelbar nebenbei Unterkunft mit einem von einheimischem Seidenstoff vollgesteckten Schaft gefunden hat, steht in entschiedenem Kontrast zu der Physiognomie des Juden, der ebenfalls hier handelt: dieser hat ein hageres, durchsichtig bleiches, wie aus Marmor gemeißeltes Gesicht, das von einem Paar lebhaften schlauen Augen belebt und von einem Paar langen Seitenlöckchen eingerahmt wird. Ein Bewohner der Kirgisensteppe mit vorstehenden Jochbogen, einer platten Nase, mit einem Gesicht, das flach wie ein Teller ist und mit schmalen, schief geschlitzten Augen, spaziert bedächtig von einer Bude zur anderen und stößt hier auf einen Räuber aus den turanischen Wüsten. Das längliche Gesicht desselben, das von einem kleinen, aber recht dichten schwarzen Bart angenehm beschattet wird, spricht weder für eine besondere Grausamkeit noch für eine Gutmütigkeit. Seine kleinen, grauen, häufiger noch braunen Augen schauen unter der auf die Augenbrauen gerückten großen „Papacha" aus Lammfell hervor und haben einen verräterischen Blick. Diese verkaufen hier nichts, aber sie kaufen auch kaum etwas. Jetzt kommt uns ein hochgewachsener, breitschultriger Afghane entgegen. Seine dunkle Gesichtsfarbe, die schwarzen, blitzenden Augen, der große Vollbart und die langen ungeschorenen und ungeordneten Haare lassen seine Nationalität sofort erkennen. Es ist das gewiß ein Geldwechsler, seltener ein Verkäufer von indischem Thee, mitunter auch ein Verkäufer von Türkisen, Lapislazuli u. dgl. m. Und da bemerken wir auch

Digitized by Google

einen langen, hageren, reichlich behaarten Perser; er ist sofort zu erkennen an seiner hohen Mütze aus Lammfell, die auf die Stirn zurückgeschoben ist, an der langen ein wenig gekrümmten und weit, weit hervorragenden Nase, die seine bewegliche Physiognomie schmückt, an den rotgefärbten Nägeln an den Fingern, an dem in feuriger Farbe gefärbten Bart... Es ist das ganz gewiß ein Obsthändler, seltener ein Händler mit Seidenstoff. Neben ihm steht eine recht kräftige Figur von mittlerem Wuchs mit einer lebhaften und ausdrucksvollen Physiognomie. Es ist das ein Peschawerer mit großen braunen, seltener schwarzen, lebhaften und weit geöffneten Augen. Hier sieht man auch einen Tataren von Kasan, einen Kalmücken von Astrachan und mitunter auch einen citronengelben Chinesen und selbst den wilden Sohn der kaukasischen Berge. Die ganze Bevölkerung des Bazars stößt sich entweder in den engen halbdunklen Straßen umher oder sitzt ganz wichtig hinter den Ladentischen. Die hiesigen Buden erinnern mehr an die Schafte unserer Kleinkrämer als an die gewöhnlichen Buden und Magazine. Natürlicherweise giebt es hier auch recht hübsch eingerichtete Läden, aber es sind ihrer nur sehr wenige [1]).

Wir ritten lange in dem Halbdunkel der Bazardächer und Gewölbe umher und gerieten plötzlich auf einen hell beleuchteten Platz. Es mußte sich hier also ein großes Gebäude befinden. Wir betraten den kleinen Platz und unseren Augen bot sich ein grandioses Bild dar. Wir standen am Fuße eines derjenigen Gebäude, durch welche Buchara so berühmt ist und die in der ganzen Welt durch ihren Kachelschmuck bekannt sind.

Es erhob sich vor uns ein Gebäude von recht imposantem Umfang; es war aus gebrannten Ziegelsteinen errichtet.

Die Hauptfaçade dieses Gebäudes wird durch ein großartiges und erhabenes Portal geschmückt, das die Mauern des Gebäudes um einige Ssaschenj überragt. Die scharfen Umrisse der Bogen, ihr leichter und graziöser Aufbau, der glänzende

---

[1]) Buchara erhält jährlich aus Rußland ca. 25—30 000 Kamellasten an verschiedenen Waren. Aus Indien 12 000; aus Persien und Chorossan ca. 3000. Als die besten Manufakturwaren gelten hier die französischen, dann folgen die russischen, dann erst die englischen.


Digitized by Google

Schmuck der buntfarbigen Kacheln, alles das macht einen wahrhaft originellen und überraschenden Eindruck — es ist das die berühmte Medresse des Mir-Arab. Das große und schöne Gebäude verliert zwar sehr viel dadurch, daß es sich auf einem so sehr engen Platz befindet. Ein umfangreicherer Platz würde den Eindruck, den das Gebäude auf den Beschauer ausübt, gewiß noch erhöhen: übrigens kann ich die Bemerkung nicht unterlassen, daß die die Medresse umgebenden Wohn- und Bazargebäude, zumeist sehr elende Hüttchen, durch ihren ungeheueren Kontrast zu der Medresse den Eindruck, den letztere macht, gewissermaßen ebenfalls erhöhen. Natürlicherweise würde dies Gebäude in irgend einer europäischen Hauptstadt, so in Petersburg, vielleicht kaum eine besondere Merkwürdigkeit sein; nun befinden wir uns aber doch in Buchara und müssen somit unsere Umgebung von einem entsprechenden Gesichtspunkte aus betrachten. Das kunstvolle und schöne Gebäude, das von allen Seiten durch die Lehmhüttchen eingezwängt wird, und das seine Schönheit selbst in seinem gegenwärtigen, halbzerstörten Zustande bewahrt, erscheint wie vergessen und verlassen, was allerdings auch der Fall ist; es steht hier — ein Fremdling, umgeben von einer feindlichen Menge, die von allen Seiten die drohenden und frevelhaften Arme gegen ihn erhoben hat ....

Vor dem Eingang zu der Medresse befindet sich eine erhöhte Plattform, die mit gebrannten Ziegeln ausgepflastert ist. Zu dieser Plattform führt eine breite Treppe mit schadhaften Stufen, die mit roher Baumwolle und verschiedenen anderen Waren bedeckt ist. Wir betreten die Plattform, passieren die hohen Gewölbe des Portals und gelangen in den inneren Hof der Medresse.

Der Hof ist ein Quadrat, das von allen Seiten von den Mauern des Gebäudes eingefaßt wird, in welchem sich die Wohnzimmer für die Studenten befinden. Die Wohnungen sind in zwei Stockwerken gelegen: in dem hinteren Stock wohnen gewöhnlich die Professoren, die „Madarrissen“, im oberen die Studenten. Die Mauern des Gebäudes sind ca. 10 Ssaschenj hoch; das Portal und die Gebetsnischen mit den Arken, die sich in den vier Seiten des Gebäudes befinden, sind ca. 15 Ssaschenj hoch. Nach den Resten der Kacheln, die sich erhalten haben und

Digitized by Google

mit denen die Façaden sämtlicher Arken und Nischen in Form von Guirlanden und Bouqets und verschiedenen Blumen ausgelegt sind, läßt sich bis zu gewissem Grade die ehemalige Pracht dieses Schmuckes ermessen. Die Arken über den Nischen und das Gewölbe sind ebenfalls mit prächtigen verschiedenfarbigen Kacheln ausgelegt, die noch bis jetzt ihre überraschend frischen Farben erhalten haben; die Blumen, die aus einer sehr komplizierten und fein gearbeiteten Kachelmosaik bestehen, scheinen geradezu echte Blumen zu sein. An den Arken über den Nischen finden sich, aus Kacheln ausgelegt, Verse aus dem Koran in arabischer Schrift. Um so trauriger ist aber der Anblick, den dieses großartige Denkmal einer ruhmvollen Vergangenheit von Buchara gewährt, da ja keine einzige Arke, keine einzige Nische ihren Blumenschmuck völlig erhalten hat. Die von den Kacheln entblößten Stellen klaffen wie furchtbare Wunden auf dem glänzenden und in allen Farben des Regenbogens strahlenden Kachelschmuck. An einigen Stellen hat das gegenwärtige geringe bucharische Volk diese Wunden mittelst eines rohen Anstrichs von Alabaster und Lehm zu heilen versucht! Aber diese Flicke machen auf den Beschauer einen noch trüberen Eindruck als die Wunden selber. Ich habe mich mehrfach an bewährte Bucharen mit der Frage gewendet, warum sie nicht neue Kacheln an Stelle der eingestürzten einstellen und ich erhielt die Antwort, daß man gegenwärtig derartige Kacheln nicht zu machen versteht. Die Medresse war, gelegentlich bemerkt, vor 357 Jahren erbaut. — Ich hatte Lust, das Dach des Gebäudes zu besteigen, das, wie überhaupt die Dächer in Central-Asien, in Form einer Terrasse gebaut war, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Man motivierte die Zurückweisung damit, daß die Medresse von Häusern umgeben sei, in welchen Familien wohnen und zudem noch die Geistlichkeit. Von dem Dache der Medresse aber könne man alles sehen, was auf den Höfen und selbst in Zimmern der benachbarten Häuser vorgehe .... Nun bemerkte ich aber ein paar Studenten, die auf dem Dache des Gebäudes lagen und ihre Köpfe über die niedrige Brustlehne hinübergebeugt hatten, indem sie uns anstarrten. Ich lenkte die Aufmerksamkeit des würdigen und bärtigen Alten, des Rektors dieser muselmännischen Universität, auf diesen Umstand und bemerkte, daß

Digitized by Google

vermutlich nur wir „Kaffiren" nicht das Dach besteigen dürften, währenddem solches den rechtgläubigen Studenten gestattet sei; der gesprächige Rektor antwortete mir mit einem Scherz, schrie dann seine Studenten an, die ihre Köpfe momentan zurückgezogen, und machte mir daraufhin den Vorschlag, die Zellen der Studenten und Professoren zu besuchen. Ich lehnte jedoch diesen ehrenvollen Antrag ab, indem ich soeben erst die Medresse des Mullah Mahmet-Scherif besucht hatte, auf welche ich noch zurückkommen werde. Ich bedauerte die Verwüstung und Zerstörung dieses nicht gerade alten Tempels der Wissenschaft, warf dann noch einen letzten Blick auf seine kühn in den Lüften emporragenden azurblauen Kuppeln, die mit großartigen Storchnestern gekrönt waren, und zog mich auf gleichem Wege wieder zurück.

Neben dieser Medresse befindet sich ein kolossales Minaret, das sich wenigstens auf 25 Ssaschenj erhebt. Von hier aus muß sich gewiß eine prachtvolle Aussicht auf die Stadt eröffnen. Ich wollte sehr gern das Minaret besteigen, aber die Thür zu ihm war geschlossen und der Thürschließer war abwesend. Es fiel mir nicht schwer, zu erraten, daß die Thür nicht geschlossen und ein Thürschließer, wenn ein solcher existieren sollte, sich gar nicht entfernt hatte, aber die erwähnte Ursache, d. h. die Furcht, daß der Kaffir von der Höhe des Minarets einen unvorsichtigen Blick in das Heiligtum des Muselmans, seinen Harem, werfen werde, das war es, was die Thür geschlossen hatte und den Thürhüter irgend wohin verschwinden ließ. Der Mirachur, dem ich gestern Unterricht in der Pharmazie erteilt hatte und zwar speziell in dem Auflösen verschiedener Medikamente (der Leser wird sich wohl dessen entsinnen, daß der Mirachur selber ein Arzt war, obgleich ein Eingeborener) bestärkte mich in meiner Vermutung, indem er sagte, daß selbst der Muezzin (Asantschi) bloß am Freitag dies Minaret betrete, um die Rechtgläubigen zum Gebet zu rufen und daß dann die Frauen in den Häusern der Umgebung sich verstecken und nicht ihre Höfe betreten. — Da war nun offenbar nichts auszurichten, ich mußte mich meinem Geschick ergeben und von dem verlockenden Wunsch abstehen, da hinaufsteigen zu können, wo nur einer hinaufkommt.

Dafür aber konnte ich mich an diesem Tage an dem Anblick

Digitized by Google

der Stadt von dem Dach der Medresse des Mahmet-Scherif erfreuen. Ich hatte diese Medresse vor der Medresse des Mir-Arab gesehen und sie hatte auf mich einen außerordentlichen Eindruck gemacht. Nachdem ich aber die letztere gesehen hatte, war dieser Eindruck völlig verwischt. Die Medresse des Mullah Mahmet-Scherif ist erst vor 80 Jahren erbaut worden und zwar von einem reichen Kaufmann während der Regierung des Großvaters des gegenwärtigen Emirs, des Haider-Chan, der wegen seiner Religiosität den Beinamen „Sseid“ (Reiner) erhielt. Es ist das ungefähr das Modell des vorerwähnten Gebäudes, nur daß hier die Kuppeln fehlen.

Ganz besonders überrascht war ich hier durch die Mosaikarbeit an den Pfeilern des Portals; diese Pfeiler, im mauritanischen Stil errichtet, sind mit verschiedenfarbigen Kacheln ausgelegt; das originelle Bild, das sich daraus ergiebt, läßt sich gar nicht beschreiben. Sehr schön ist auch die Einrahmung des Portals, das mit sehr kleinen verschiedenfarbigen Kacheln ausgelegt ist.

Als wir den Hof der Medresse betraten, kam uns aus einem Zimmer, das der Eingangsthür gegenüber lag, ein kleiner Alter entgegen und begann nun, indem er sich an mich richtete, etwas in einem, wie mir schien, nicht gerade freundlichen Tone zu reden. Ich glaube, daß der ehrenwerte Professor, als welcher er sich späterhin erwies, keine Ursache hatte, sich bei uns dafür zu bedanken, daß wir ihn in seiner Einsamkeit aufgescheucht hatten. Nach dem Ton seiner Rede zu urteilen — er sprach nämlich türkisch und nicht persisch, darum verstand ich ihn nicht — schien er uns einfach zu schelten. Plötzlich aber veränderte sich der Ton seiner Rede und es erwies sich, daß er uns eine Begrüßung darbrachte. Diese Metamorphose läßt sich wohl dadurch erklären, daß er anfänglich den Karaul-Beg, der uns begleitete, nicht bemerkt hatte und es darum nicht für nötig hielt, sich uns gegenüber irgendwie zu genieren; als aber seine alten, aber immerhin noch scharfen Augen in dem mich begleitenden Gefolge unseren offiziellen Patron, den Karaul-Beg, erkannt hatten, da veränderte er natürlich sein Benehmen. Wie dem auch sei, als ich den Wunsch aussprach, das Gebäude zu besichtigen, so forderte er mich in liebenswürdiger Weise auf, in seine Zelle zu treten und gewährte

Digitized by Google

mir zuvorkommend den Vortritt, indem er die Schilfportiere, die den Zutritt zu seiner Behausung verdeckte, zurückschlug.

Es war das ein kleines Zimmerchen, dessen Fußboden mit Teppichen bedeckt, und dessen Wände sorgfältig geweißt und an den Gesimsen mit Blumen ausgemalt waren. Das Zimmer wurde offenbar gut und ordentlich gehalten. Inmitten des Zimmers stand unter einer wattierten Decke der „Mangal“ und um ihn herum lagen in malerischer Unordnung die alten schwarzen, in Leder gebundenen Bücher. Das Licht fiel in das Zimmer von oben herab aus einem mit einem steinernen Gitter geschützten Fenster. Es war das überhaupt ein recht gemütliches Kabinet eines muselmännischen Professors. Von Möbel konnte in diesem Zimmer nicht die Rede sein: ein Asiate braucht ja so etwas gar nicht. — Zu linker Hand vom Eingang, in einigen Schritten von der Thür saß mit unterschlagenen Beinen ein „bemoostes Haupt“, ein Student; gebeugt über ein aufgeschlagenes Buch, das auf seinem Schoße auf einem ausgebreiteten Tüchlein ruhte. Das Buch war der Koran. Der Student war ein kolossaler Kerl von etwa 25 Jahren. Er erklärte uns, ohne Scheu, daß er unter Anleitung des Professors den Koran lese mit Uebersetzung in den türkischen Dialekt und mit Kommentarien. Der Typus dieses Studenten, seine Aussprache und einige andere kaum wiederzugebende Anhaltspunkte brachten mich zu Vermutung, daß das kein einheimischer Buchare, sondern ein Fremdling sei und zwar entweder ein Tatare aus Kasan oder ein Bewohner der Orenburger Steppen. Auf meine Frage, von wo er herstamme, erklärte der Student, daß er aus der Gegend hinter Taschkent, aus dem Karakuser Gouvernement herkomme. Als ich hierauf bemerkte, daß so ein Gouvernement gar nicht vorhanden sei und daß er vielleicht den Karakalinsker Bezirk meine, wiederholte er diesen Namen ganz richtig. Daraufhin brachte er in seiner Rede einzelne Worte vor, wie „Irtista“ (vermutlich Irtisch), „Korpskommandeur“, „Gouvernement“, „Divame“, „Jarym-Patschah“ u. dgl. m., woraus Samaan-Beg jedoch nicht klug werden konnte. Für mich ergab sich aus diesem recht unzusammenhängenden Gespräch zweifellos nur das, daß der Student wirklich ein Sohn unserer kirgisischen Steppen war. Seinem Gesichtstypus nach war das ein reiner Tatare. Daraufhin be-

Digitized by Google

rief sich der Student auf seine Armut und sprach uns um ein Almosen an. Dieser Zwischenfall machte einen unangenehmen Eindruck auf seinen Lehrer und dieser erteilte ihm sofort vor unseren Augen einen Verweis. Der Student schwieg, war aber durch den Verweis nicht aus der Fassung gebracht und erklärte uns nach wenigen Minuten, daß es für ihn, da er uns doch schon einmal angesprochen habe, in Rücksicht auf die Umgebung sehr beschämend sein werde, wenn wir ihm nichts geben wollten. Um dem armen Kerl aus dieser unangenehmen Lage zu helfen, schenkte ich ihm einige Tengi und Samaan-Beg that das gleiche.

Daraufhin begann der würdige Professor, der mit seinem Professorenamt offenbar unzufrieden war, uns über seine schwierige Lage aufzuklären. Er erzählte uns, daß er beständige Verfolgungen von dem Kosch-Begi zu erleiden habe und daß er früher das Amt eines städtischen Kasi bekleidete, durch Intriguen des Kosch-Begi jedoch von dieser Stellung verdrängt worden sei. Er bat uns daraufhin um Fürsprache vor dem Kasi-Keljan (Oberrichter) und dem Emir. Der Karaul-Beg notierte sich den Namen des Gelehrten. — Nun ging es an die Besichtigung der Studentenzimmer. Es sind das ganz winzige Stübchen, nicht viel über eine Quadrat-Ssaschenj groß, vielleicht noch weniger. In einer solchen Kammer, in der nicht nur jedes Möbelstück, sondern auch das Bett fehlt, finden ein zwei bis drei Studenten Unterkunft; es sind das gewöhnlich arme Schlucker, die aus allen Gegenden der muselmännischen Welt hierher nach Buchara, der „Kuppel des Islams“ zusammengekommen sind. Die Stübchen sind ganz ohne jede Ordnung und Symmetrie verteilt. Mitunter münden mehrere Zimmer mit ihren Thüren auf einen und denselben Korridor. Mitunter aber führt uns ein langer gekrümmter Gang, der bald nach oben fast unmittelbar unter das Dach steigt, bald wiederum in das unterste Stockwerk hinabführt, zu einem einzigen Zimmer. Diese außerordentlich abgelegenen Kammern werden gewöhnlich denjenigen Studenten angewiesen, die eine besondere Zuneigung für eine beschauliche Lebensart bekunden. Die Fenster einiger Zimmer gehen auf die Straße hinaus, die Mehrzahl derselben jedoch auf den Hof.

Die Studenten, die in der Medresse studieren, wählen sich sozusagen eine Fakultät, welcher sie sich widmen wollen.

Digitized by Google

Natürlicherweise ist das Wort Fakultät etwas zu hoch gefaßt für diejenigen wissenschaftlichen Zweige, die auf den hiesigen Universitäten gelehrt werden; ich habe dieses Wort aber bloß gebraucht, um anschaulicher und verständlicher für den mit Central-Asien unbekannten Leser zu sein. Die Studenten („Talib-ul-Ilm", der Wissensdurstige oder „Schagird" = Schüler) werden in der Medresse unentgeltlich unterrichtet, sie werden nach entsprechenden Prüfungen von seiten der Madarrissen aufgenommen und können eine beliebige Anzahl von Jahren die Vorlesungen besuchen. Wenn nun der Student in der Medresse Aufnahme findet, wobei er keinerlei Ausweis über seine Persönlichkeit mitzubringen braucht, und eine Zelle besetzt, so erhält er auch eine gewisse Unterstützung von seiten der Medresse. Die Errichtung einer Medresse wird nämlich von der Regierung nur dann gestattet, wenn der Begründer ein gewisses Kapital zum Unterhalt der Professoren und einer bestimmten Anzahl von Studenten stiftet. Das Kapital besteht gewöhnlich in einem Grundbesitz, von welchem die Pachteinkünfte der Medresse zugewendet werden. Diese Ländereien werden „Wakufländer" genannt. — Auf diese Weise erfreuen sich nun Professor und Schüler, indem sie in die Medresse eintreten, einer gesicherten Lage. Einige sehr reiche Medresse geben ihren Professoren ein recht gutes Gehalt; in den armen Medressen aber steht es mit den Lehrern und Schülern sehr schlimm. Der Rektor der Medresse, sozusagen, mischt sich in den Unterricht keineswegs hinein; ihm obliegen hauptsächlich die materiellen Sorgen: er hat den Pachtzins einzutreiben und das Gehalt den Professoren und die Stipendien den Studenten auszuzahlen. Es ist das mehr ein Verwalter, ein Schatzmeister, als ein Rektor, was jedoch dem einheimischen Titel Mutawalli am meisten entspricht. In reichen Medresse werden die Mutawalli von den Chanen und Emiren bestätigt; es sind das zumeist Anverwandte des Begründers der Medresse.

Ich habe bereits oben erwähnt, daß der Student bei seinem Eintritt in die Medresse sich für ein Fach entscheidet, das er zu studieren wünscht. Es giebt hier drei solcher Fächer, aber sie erscheinen keineswegs als gleichberechtigte und wissenschaftlich gleiche Korporationen; es sind das vielmehr drei Abteilungen von ein und derselben Fakultät, nämlich der theologischen: eine mitt-

Digitized by Google

lere, untere und höhere. Der Student kann sich jedoch je nach dem Grad seiner Vorbereitung für die eine oder die andere Abteilung entscheiden, ohne dabei alle drei nach einander durchmachen zu müssen. Es giebt Studenten, die lange Jahre, mitunter 20 bis 40 Jahre in den Medresse sitzen und trotz alledem nicht die drei Abteilungen der muselmännischen Gelehrsamkeit überwältigen können. Es giebt natürlich auch solche, die den vollen Kursus zurücklegen, aber die Mehrzahl begnügt sich mit der unteren Abteilung, mit der Rhetorik und Grammatik. In der mittleren Abteilung wird Philosophie, Dialektik und Metaphysik getrieben. In der höheren Abteilung wird Theologie gelehrt, die geistlichen und bürgerlichen Gesetze, d. h. der „Schariat".

Von der Art des Vortrages in der Medresse brauchen wir nicht viel zu reden: hier ist alles von einer mittelalterlichen Scholastik durchdrungen, die ihrerseits mit einer Sauce von muselmännischem Fatalismus angerichtet ist. Hier werden keine Wissenschaften im rechten Sinne des Wortes vorgetragen, sondern lediglich ein dogmatischer Unsinn, der mit Fabeln, Märchen und oft sogar mit Sinnlosigkeiten bunt untermischt ist. Von der Existenz der exakten Wissenschaften hat man hier keine Ahnung, aber man glaubt an Astrologie und forscht noch immer nach dem Stein der Weisen.

Die Studenten erfreuen sich bei ihrem Studium einer absoluten Freiheit. Sie hören einen beliebigen Professor, sie beschäftigen sich in der Medresse eine beliebige Zeit: mehrere Tage oder auch mehrere Jahre. Das Studium der Wissenschaften wird allerorts nach einer Schablone ausgeführt: der Schagird lernt sein Buch stückweise auswendig und der Professor erklärt seinem Zögling die ihm unverständlichen Stellen. Mitunter passiert es, daß ein fähiger Schüler den Platz seines Lehrers einnimmt; gewöhnlich aber bleiben die Professoren lebenslänglich in der Medresse. Dann und wann passiert es, daß sie aus einer Medresse in die andere übergehen; mitunter versehen sie gleichzeitig auch das Amt des städtischen Kasi.

Nachdem ich das Gebäude mir angesehen hatte, stieg ich auf einer sehr krummen Treppe auf das Dach hinauf. Von hier aus konnte ich mit einem Blick die ganze großartige Stadt, die

Digitized by Google

sich zu unseren Füßen erstreckte, übersehen. Rund herum war ein umfangreiches Gebiet mit einer ununterbrochenen Masse von Dächern bedeckt. An einigen Stellen erhoben sich aus dieser dichten Masse die großartigen Moscheeen und Medressen hoch empor und strahlten in der Sonne mit ihren glasierten und mit Kacheln ausgelegten eiförmigen Kuppeln. In einer Werst von uns vielleicht auch mehr, im Nord-Ost zeigte sich die Kuppel der Medresse des Mir-Arab. Mit diesem Gebäude war hier kein anderes Bauwerk zu vergleichen. Ihm gegenüber zeigte sich die Moschee i-Keljan (die große Moschee) und zwischen diesen beiden Gebäuden erhob das riesige Minaret seinen Gipfel in Form eines Turbans hoch in den Lüften. Ungefähr im Centrum der Stadt ragte eine dunkle Masse empor — es war das der Palast des Emirs. Im Westen von uns wurde die Stadt von einer Mauer umgürtet, die uns hier recht nahe trat. Hinter der Mauer, in nordwestlicher Richtung, glühte geradezu wie ein Feuerstrom der von der Sonne überstrahlte Serawschan. Es war das ein prachtvolles Bild. Die Sonne überströmte die Stadt mit ihren heißen Frühjahrsstrahlen, und diese Strahlen glühten in den erhaltenen Kacheln der Gebäude und vergoldeten die kleinen Baumgruppen, die hie und da, zwar recht spärlich, in der Stadt verstreut waren. Wie bedauerte ich, daß ich gegenwärtig nicht dies gesamte Bild auf Leinwand übertragen konnte. Allerdings mußte ich mich hier mit bloßen Betrachtungen begnügen. An diesem Tage schaute ich mir noch einige interessante Gebäude an und besuchte auch den berühmten „Ljabichaur" des Divan-Beg, einen von diesem Manne ausgegrabenen Teich; ich fand ihn übrigens lange nicht so reizvoll, wie Vámbéry das beschreibt. Wir passierten daraufhin wiederum den Bazar und kehrten nach Hause zurück. Unsere Fahrt hatte 5 Stunden angedauert. Momentan aber ist es schon 12 Uhr nachts, wenngleich ich noch nicht alles Nötige notiert habe. So sind doch die Nachrichten aus Afghanistan, die Nassir-Chan von den hiesigen Afghanen, seinen Bekannten, erhalten hat, von hohem Interesse: Mahmet-Jakub-Chan soll nämlich die Truppen, die in Herat im Quartier lagen, nach Kabul berufen haben. Die Truppen befanden sich schon in Girischk zur Zeit, als in Kabul die Korrespondenten ihre Nachricht an die Kaufleute absandten. Mahmet-Ibrahim-Chan hatte

Digitized by Google

fernerhin in Masari-Scherif den Achmet-Ali-Chan und Mahmet-Issa-Chan zurückgelassen und war selber mit nahezu allen in Masari-Scherif und Tachtapul befindlichen Truppen, dem Rufe Jakub-Chans folgend, nach Kabul gezogen. Er hatte auch die beiden Regimenter, die in Tasch-Kurgan in Garnison lagen, mitgenommen. In Kabul soll sich angeblich eine Miliz aus Frauen(?) gebildet haben, um den Krieg mit den Engländern zu führen; es sollen ihrer gegen 6000 sein. Jakub-Chan hatte den Entschluß gefaßt, den Krieg mit England bis aufs Aeußerste zu führen. Alle diese Nachrichten waren Nassir-Chan von afghanischen Kaufleuten unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses anvertraut worden und auch das nur darum, weil er „selber ein Afghane war“, wie die Kaufleute sagten.

---

7. März.

Schließlich wird mir ein längerer Aufenthalt hier in Buchara lästig. Ich habe ja keine rechte Beschäftigung und hier so ganz ohne Arbeit und nur des bloßen Vergnügens wegen zu leben, das gefällt mir durchaus nicht. Dem Emir von Buchara ist die erforderliche Ehrenbezeugung erwiesen worden, der russische Doktor hat ihn besucht, hat sich bei ihm aufgehalten; der Emir ist gegenwärtig gesund, folglich muß ich doch auch fort von hier. Mit Chinin hatte ich ihn auf jeden Fall versehen, den Mirachur habe ich aus dem Chinin verschiedene Arzeneien herzustellen gelehrt — mit einem Wort, es ist alles in Ordnung. Ich habe darum schon gestern die entsprechende Meldung gemacht, daß es wohl an der Zeit sein dürfte, daß ich mich von dem Emir verabschiede, ihm für seine gastfreundliche Aufnahme danke und nach Hause ziehe. Natürlicherweise würde ich zu einer anderen Zeit die Gastfreundschaft des erhabenen Gastherrn mit großem Vergnügen auch längere Zeit genossen haben, gegenwärtig aber, unter den vorliegenden Umständen, da konnte ich nicht länger ohne Nachteil für meine Dienstobliegenheiten in Buchara zurückbleiben. Ich muß zu alledem nach Taschkent eilen, um dem General-Gouverneur einen ausführlichen Bericht über die letzten Ereignisse in Afghanisch-Turkestan zu erstatten. Von meinem Wunsch setzte ich den Kosch-Begi in Kenntnis. Einige Zeit darauf erhielt ich von ihm die Antwort, daß er hierüber dem Emir Meldung

Digitized by Google

machen werde. Der Karaul-Beg bemerkte hierbei, daß der Dschonab-Ali vermutlich gewillt sein werde, uns noch ein paar Tage zurückzubehalten: am 9. März beginne nämlich das Fest zu Ehren des Anbruchs des Frühjahrs und der Emir werde gewiß sehr gern uns das Vergnügen machen wollen, uns die verschiedentlichen Belustigungen und die Messe zu zeigen, die speziell bei dieser Gelegenheit stattfindet.

„Seien Sie, bitte, doch nicht ärgerlich darüber, daß wir sie zurückhalten," sagte uns der Karaul-Beg. „Auch unsere Gesandtschaften werden ja, wenn sie sich dort in Taschkent befinden, zu den russischen Festen zurückbehalten."

„Also, wie Du mir, so ich Dir," dachte ich, gab aber natürlich zur Antwort, daß es uns sehr angenehm sein würde, alles das zu sehen, leider aber müßten wir uns mit der Abreise nach Taschkent sehr beeilen. „Uebrigens wollen wir uns durchaus dem Ermessen des Emirs fügen."

Gestern hatte ich in unserem Hause einen Bazar eingerichtet. Man brachte mir verschiedene Teppiche, turkmenische und chorossanische (persische) Lammfelle, Seidenstoffe hiesiger Fabrikation. Die Teppiche sind sehr gut, namentlich die turkmenischen; sie sind nicht so bunt, wie die Chorossaner, dafür aber sehr dauerhaft in ihrem Gewebe und in ihren Farben. Einige von ihnen sahen geradezu wie Sammetteppiche aus, trotzdem daß sie nur aus Kamelhaar verfertigt sind. Die Chorossaner Teppiche sind hier weniger im Gang und besitzen überhaupt nicht mehr den früheren Ruf. Man behauptet, daß sie die gleichen Eigenschaften besitzen wie die englischen Manufakten; sie verlieren bald die Farben; trotzdem sind die Preise recht ansehnlich; so wurde z. B. für einen Teppich von 5 Arschin und 5 Werschock Länge und von 3 Arschin und 9 Werschock Breite von den Kaufleuten 400 Tengi gefordert, es wäre das somit nach dem hiesigen Kurs über 100 Rubel Papiergeld. Zu bemerken ist es, daß dieser Teppich das schönste Exemplar war unter all' denjenigen, die mir vorgewiesen wurden; die Arbeit war sehr fein und der Teppich sehr zart in bezug auf das Material, die Wolle, die Zeichnung und die Wahl der Farben. Die Kaufleute bemerkten übrigens, daß einige der Farben „verschießen", abbleichen würden, namentlich die hellblauen. Für einen turkmenischen Teppich von 6 Arschin

Digitized by Google

Länge und $2^1/_2$ Arschin Breite wurden 190 Tengi gefordert, d. h. über 50 Rubel. Die Auswahl der Karakuler Lammfelle war sehr beschränkt, und alles, was mir offeriert wurde, von sehr untergeordneter Qualität. Der Karaul-Beg bemerkte allerdings bei dieser Gelegenheit, daß gegenwärtig nicht die rechte Zeit zum Ankauf von diesen Fellen sei, indem zu dieser Zeit keine frischen, sondern nur die Ueberreste vom vorigen Jahre vorhanden seien; immerhin waren die Preise für die Felle recht bedeutend, so kostete z. B. ein feines graues Fell 30 Tengi, d. h. ungefähr 9 Rubel nach gegenwärtigem Kurs. Es ist vielleicht hier am Platze, unsere Aufmerksamkeit dem Stand unseres Kreditrubels zuzuwenden. Er steht keineswegs glänzend: für 100 Rubel in bucharischem Silber wurden 145, selbst 150 Kreditrubel gegeben, d. h. ein Rubel gilt für 67 bis 69 Kopeken; gewiß steht er mitunter aber auch niedriger. So vernahm ich z. B. in Gjusar, von dem den Lesern bekannten Juden (Bd. I., S. 78), daß dort für 100 Kreditrubel nur 50 Silberrubel in Tengi gegeben würden, 1 Kreditrubel galt hier also gleich 50 Kopeken Silber. Da ich nun von dem Juden Jakubow einen Bericht über den Stand des hiesigen Marktes zu erhalten hoffte, so glaubte ich mich bei ihm auch über den Stand unseres Rubels in Buchara informieren zu können. Ich wartete jedoch fruchtlos auf ihn, er erschien nicht. Heute entschloß ich mich, meinen für alles verwendbaren Karawan-Baschi, Nassir-Chan, auf den Bazar zu senden, um dort die für mich erforderlichen Angaben zu ermitteln. Sollte er in dieser „Börsenfrage“ sich ebenso glänzend bewähren, wie in der „afghanischen Frage“, so wäre ich bereit, ihm die Buße zu verzeihen, die ich ihm wegen seiner Nachlässigkeiten in der „Pferdefrage“ auferlegt hatte.

Jedoch, ich möchte in den Schilderungen meiner Exkursionen in der Stadt fortfahren:

Am 4. März passierten wir, nachdem wir mehrere Gebäude besichtigt hatten, den Bazar und stießen auf einige Derwische. Sie standen hier alle in einem Kreis zusammen unter dem Gewölbe an einem der Kreuzpunkte des Bazars und brüllten irgend einen wilden Gesang; in ihrem Gesang dominierte ein Grabeston; es war das die personifizierte und in Tönen ausgedrückte Verzweiflung, es war das ein Entsagen von allem Irdischen und

Digitized by Google

Lebenden; in jedem Aufschrei, in jeder Modulation sprach sich ein düsterer Fanatismus aus. Einer von ihnen erregte besonders meine Aufmerksamkeit durch seine seltsame Bekleidung; es war das ein großer, hagerer Bursche, der nicht gerade besonders alt sein mochte und sich durch einen wilden und sozusagen starren Gesichtsausdruck auszeichnete. Ein hoher zugespitzter Hut („Schlyk"), der sein Haupt bedeckte und von ganz unmöglich bunter Farbe war, machte die Physiognomie dieses Idioten noch auffallender; ein zerlumptes Gewand, das eben nicht näher zu definieren war, bedeckte seinen schmutzigen bronzefarbigen Körper; ich bemerkte aber an ihm weder die klassische Schale, die an einem Riemen hängt, noch die „Papacha", noch einen Stock, wie man das auf den Bildern von Wereschtschagin sehen kann. Die Mehrzahl der Derwische, auf welche ich auf dem Bazar stieß, unterschieden sich keineswegs von unseren Vaganten und Bettlern und boten nichts Originelles. Sie trieben sich zumeist in denjenigen Reihen des Bazars herum, wo mit Speisen gehandelt wurde, näher zu den warmen Fladen und dem Pilaw.

Auf dem Bazar traf ich mit einigen Tataren zusammen, die auch hier ganz traditionell mit Seife handeln. Im Vorbeigehen fragte ich sie, ob sie vielleicht aus Kasan wären und erhielt eine bejahende Antwort.

Nachdem ich nach Hause zurückgekehrt war, wollte ich mich von dem Lärm und dem Geschrei, von dem Trouble und dem Staub, der auf dem Bazar herrschte, ein wenig ausruhen und reine, frische Luft genießen. Ich betrat darum den Garten, der an unser Haus grenzte und sich auf einige Deßjatin Land erstreckte. Im Westen reichte der Garten bis zu der Stadtmauer. Hier fand ich allerdings eine wunderbare Luft. Der Garten war angefüllt mit Obstbäumen, die gegenwärtig in voller Blüte standen: Aprikosen, Pfirsiche, Alutscha, bucharische Pflaumen, süße Kirschen — alles das blühete im Wetteifer und suchte einander durch das neue Blütenkleid zu übertreffen. Die Sonne überströmte die Bäume mit ihren heißen, goldenen Strahlen, erwärmte die Luft, liebkoste die Gräser und Blumen und erhitzte die Stadtmauer, die den Garten im Hintergrund einschloß. Der klare dunkelblaue Himmel war durch kein Wölkchen getrübt.

In dem Garten stieß ich auf den Tschaar-Basch, den

Digitized by Google

Gärtner, einen alten Mann von 70 Jahren. Er brachte mir irgend ein Gras, welches er sehr lobte und von welchem er erzählte, daß der Kosch-Begi selber davon stets zu Mittag zu genießen pflege. Ich versuchte das Gras und fand, daß das Winterlauch [1]) war; es wird diese Pflanze in den Gemüse- und Obstgärten als Gemüse kultiviert. Mit Vergnügen aß ich ein wenig von diesem ersten Grün des anbrechenden Frühjahrs. Von diesem Tage an lieferte der alte Tschaar-Basch täglich zu unserem Tisch einige Büschel von diesem Gemüse.

Am Abend dieses Tages wurden wir wiederum von den Tänzern, Musikanten und Sängern unterhalten. Was die Sänger betrifft, so waren sie dieses Mal recht erträglich. Unter ihnen befand sich ein Tenor, der eine unglaublich hohe Stimme hatte; mitunter ging sie sogar in die Tonlage der Altstimme über. Es war das ein junger Mann von 23 bis 25 Jahren, ein eingeborener Buchare. Unter den Knaben, die als Sänger auftraten, fiel ganz besonders eine klangvolle, reine, aber nicht hohe Altstimme auf. Die Sänger sangen Solo im Chor und auch antiphonisch, indem in einem und demselben Stück das Solo und der Chor einander abwechselten. Die Eigenartigkeit der Motive und der Melodieen, die von den Sängern ausgeführt wurden, lassen sich nicht in Worten wiedergeben. Ein jedes dieser Motive müßte in Noten ausgedrückt werden, nur dann ließe sich der Charakter derselben bestimmen. Ich zweifle übrigens daran, daß man einige von diesen Melodieen in Noten ausdrücken könnte. Eine besondere Schwierigkeit würden die tremolierenden Gurgeltöne darbieten; ich glaube, daß sie in der Notenskala nicht unterzubringen sein werden. Das Spiel des „Kamantschisten“ war auch heute gerade so wunderbar, wie vormals. Es hatten sich aber auch noch „Neitschi“ (Flötenspieler) eingestellt, die auf kleinen Flöten hiesiger Fabrikation spielten. Diese kleinen Flöten, die nicht über zwei Oktaven umspannen, werden in Buchara produziert. Sie sind aber so schlecht abgestimmt, daß es zu einer ganz schlimmen Kakophonie kommt, sobald sie in Unisono spielen. Dann erschienen ferner auch

[1]) Winterlauch, Por, Porren, spanischer Lauch = Allium porrum, Heimat Orient. Anm. d. Uebers.

Digitized by Google

Tambourine von verschiedenem Ton mit Rasseln und ohne. Dann wollten auch Trompeter ihre kolossalen Blechtrompeten, „Kornai“, hören lassen, ich weigerte mich aber, ihre durchdringenden, wilden Töne anzuhören.

Die „Tomascha“ fand dieses Mal in dem Garten statt, auf einer steinernen, mit Teppichen belegten Terrasse unter dem Schutz des klaren, dunkelblauen Abendhimmels ... Dieser Umstand erhöhte nicht wenig den Eindruck, den das immerhin noch recht rohe Konzert machen konnte. An diesem Abend tanzten bloß zwei Tänzer, die die schönsten, geübtesten und gewandtesten waren. Immerhin stellte sich bei mir, nachdem ich eine halbe Stunde diesem mir schon recht überdrüssig gewordenen Schauspiel zugeschaut hatte, ein peinliches Gähnen und eine starke Schlafsucht ein.

Am 5. März besuchte ich Masari-Scherif, das größte bucharische Heiligtum. Die Bucharen behaupten, daß nach Mekka und Medina diesem Ort eine größere Verehrung bei den Muselmännern zukomme, als sonst einem anderen. Eine dreimalige Wallfahrt hierher wird einer Wallfahrt zur „Kaaba“ und zum Grabe des Propheten gleichgerechnet. Die Emire von Buchara besuchen obligatorisch einmal im Jahre diesen Ort. In früheren Zeiten legten die gottesfürchtigen Emire die ganze Strecke von Buchara bis zu diesem Ort, somit ca. 10 Werst, zu Fuß zurück. Der gegenwärtige Emir bedient sich hierfür eines Esels. Masari-Scherif ist nichts mehr als die Grabstätte eines berühmten lokalen Heiligen, des Chodscha Baga-ed-Din, der im Jahre 1388 gestorben ist. Er hatte den central-asiatischen Orden der muselmännischen Mönche, der Derwische, gegründet. Dieser Orden heißt „Nakischbendi“. Der Name dieses Heiligen ist in ganz Central-Asien bekannt und genießt eine große Verehrung; seine Jünger sind fast in jeder asiatischen Stadt, die von Muselmännern bevölkert ist, zu finden.

Ich befürchtete, daß man mir als einem Ungläubigen nicht gestatten werde, das Grab des Heiligen zu besuchen. Der Emir ging jedoch freundlich auf meine bezügliche Bitte ein.

Um 10 Uhr morgens bestiegen wir die Pferde und begaben uns auf den Weg. Kaum 2 Werst hinter der Stadtmauer beginnt ein tiefer Sand. Immerhin befanden sich noch ein grüner

Digitized by Google

Saum von Pflanzenwuchs an den Aricken, die gegenwärtig ohne Wasser standen. Die Maulbeerbäume ragten geradezu wie Pfähle aus den Sandhügeln und Sandwellen hervor. Auf der linken, östlichen Seite des Weges zeigten sich mitunter grüne Streifen von Feldern; es sind das winzige Flecken von anbaufähigem Boden, der mit Winterweizen besäet ist. Auf beiden Seiten des Weges sind Reihen von traurigen Hütten zu finden, die mitunter vom Sande halbverweht erscheinen. Wir passierten ein paar elende Moscheeen und Medressen. Es wird hier offenbar von der lokalen Bevölkerung ein verzweifelter Kampf geführt gegen die stets vorrückende Wüste. Nur der sorgfältige Unterhalt von Bewässerungsgräben rettet noch die Gegend vor vollständiger Versandung. Der Weg führte uns diesem Sandzuge entlang auf etwa 4 bis 5 Werst. Daraufhin wurde der Boden besser. Jetzt erschienen zusammenliegende Komplexe von Gebäuden, dichtere Gärten und in den Aricken zeigte sich Wasser. Je näher wir der Grabstätte kamen, desto lebhafter wurden die Straßen. Schließlich trat aus den dunklen, kaum noch grünenden [1]) Gärten die Kuppel des Masars hervor. Einige hundert Schritt vor der Grabstätte hielten wir vor einem Karawanserai, woselbst eine Bewirtung für uns vorbereitet war. Hier tranken wir Thee, ruhten uns von dem Ritt aus und brachen dann wieder auf, um das Masar zu besichtigen.

Zuvörderst begab sich zu der Grabstätte Samaan=Beg allein in Begleitung unseres Karaul=Begs. Es war Mittagszeit und Samaan=Beg wollte am Grabe des Heiligen den „Namaz=Pischin“ verrichten, ich aber wollte seine andächtige Stimmung durch meine Anwesenheit nicht stören. Bevor wir noch die Stadt verließen, war von Samaan=Beg bereits der Wunsch ausgesprochen worden, diese Wallfahrt in einem Chalat und mit der Kopfbedeckung eines Eingeborenen auszuführen. Ich suchte ihn von diesem Gedanken abzubringen, indem ich ihn darauf hinwies, wie unpassend eine derartige Maskerade für einen Beamten des

---

[1]) In Central=Asien gewähren die Gärten im Frühjahr einen originellen Anblick: die Bäume sind von den Blüten wie mit Schnee überdeckt und besitzen dabei noch kein grünes Blättchen. Erst wenn die Blütezeit im Ablauf ist, beginnen sich die Blätter zu zeigen.


Digitized by Google

russischen Reiches sei, um so mehr, da in dem Koran wohl kaum eine direkte Vorschrift dafür existiert, daß die Kleidung durchaus die Form eines Chalats besitzen soll. Samaan-Beg erklärte sich mit mir einverstanden, wenngleich mit offenbarem Widerwillen. Immerhin hatte er, als er sich zur Wallfahrt begab, einen Chalat mitgenommen; ob er ihn beim Eintritt in den Masar angezogen hat, das weiß ich nicht. — Als er aus dem Masar zurückkehrte, folgte ihm ein ganzer Schwarm von Bettlerjungen von dem verschiedensten Alter; sie schrieen ganz rasend, indem sie ihn um ein Almosen baten; wenn sie sich nicht vor dem Stock des Karaul-Beg gefürchtet hätten, so würden sie mit Samaan-Beg wohl noch ganz anders umgegangen sein, trotz seiner „Rechtgläubigkeit“.

Eine Viertelstunde später begab auch ich mich zu der Grabstätte des Chodscha Baga-ed-Din. Der Schwarm der kleinen Bettler überstürzte auch mich von allen Seiten und ich gelangte fast über die Köpfe derselben zu den Mauern des Masars. Das Grab und das Mausoleum befinden sich in dem Hintergrund eines umfangreichen Hofes. Nachdem wir ein Thor passiert hatten, das sich in der Mauer dieses Hofes befindet und vor und hinter dem eine Menge von jungen und alten bettelnden Frauen saß, schritten wir durch einen recht breiten und mit Steinfließen ausgelegten Durchgang weiter. Von einer Seite war unser Gang durch die Mauer begrenzt, von der anderen Seite durch niedrige aus einem grauen Stein errichtete Häuser ohne Fenster. Wir legten in diesem Gang etwa 200 Schritte zurück und gelangten hierauf zu dem Portal des Masars. In der Arke des Portals hängt eine Leuchte in der Art eines Kronleuchters. Wir passierten diese Pforte und gerieten nun auf einen kleinen quadratischen Hof, der mit Fließen glatt ausgelegt war. Unmittelbar vor mir erhob sich ein kleiner Hügel von demselben grauen Gestein. Am Fuße des Hügels ist eine Stange aufgerichtet, an welcher ein Bündel Haare oder Wolle hängt; auf einer anderen Stange nebenbei weht die grüne Fahne und unter ihr ist ein großer Haufen von Widderhörnern aufgestapelt. Der kleine Hof ist von drei Seiten von einer auf Kolonnen gestützten Galerie umgeben. An der Decke der mit sehr feiner Mosaik geschmückten Galerie hängen mehrere Kron-

Digitized by Google

leuchter mit brennenden Leuchten. Die Wände der Galerie sind sehr einfach, wenn auch reinlich geweißt, und tragen nur Spuren von einem früheren Kachelschmuck, dafür aber hat sich die Mosaik an der Decke ganz vorzüglich erhalten; an einigen Stellen dieser Mosaik glänzt Vergoldung. — Das Mausoleum ist lange nach dem Tode des Heiligen errichtet worden und zwar während der Regierung des Abdul=Asis=Chan, des vierten Herrschers der Bucharen aus der Dynastie der Scheibaniden im Jahre 1490.

Als ich den Hof betrat, bemerkte ich vor dem Grabe ein Häuflein knieender Leute. Unter ihnen gab es auch ein paar Graubärte; nach dem beschaulichen Schweigen zu urteilen, in welches sie versunken waren, konnte man vermuten, daß sie den Namaz verrichteten, wenngleich die Zeit für das Mittagsgebet schon vorüber war. Ich wollte das Grab genauer betrachten, aber dieses Häuflein der Betenden fesselte meine ganze Aufmerksamkeit. Der Gedanke, daß meine Anwesenheit den Muselmännern hier keineswegs angenehm sein könne, lähmte meine Zunge und eine unpassende Bescheidenheit hinderte mich daran, meine neugierigen Blicke umherschweifen zu lassen. Und nun schaute sich noch einer der Graubärte nach mir um und ich las in seinem Blicke einen gewissen Ekel, eine Unzufriedenheit und auch eine Unruhe, daß auf diesem heiligen Boden ein Kaffir stand und zudem noch mit 6 Kosaken im Hintergrund, die ihre Büchsen über die Schulter hängen hatten. Ich stand einige Minuten lang schweigend und mit gesenktem Blick vor dem Grab, musterte flüchtig die Umgebung und begab mich dann zu dem Ausgang zu linker Hand. Indem ich mich zurückzog, erlag ich aber doch der Versuchung, — ich blieb stehen und schaute mir genauer den Mosaikschmuck an. Daraufhin verließen wir den Masar und zogen an einem Kloster vorbei, einem „Chanki", bei welchem sich auch eine Medresse befindet, die unweit von der Grabstätte errichtet ist. Es ist das ein einfaches Gebäude aus gebrannten Ziegeln, zweistöckig, wie gewöhnlich derartige Gebäude errichtet werden, ohne jeglichen Kachelschmuck; dies Gebäude war offenbar von späterem Ursprung, als der Masar. Von den Chodscha Baga=ed=Din erzählen seine gläubigen Verehrer viel Wunderbares. So wird von ihm gesagt, daß er die Gabe der Vorsehung besaß. Wie üblich finden sich die Erzählungen in starkem Widerspruch

Digitized by Google

mit der Wahrheit. Ich möchte hier eine Erzählung beispielsweise anführen: Der Heilige, der stets in Buchara wohnte, wußte gleichzeitig alles, was auf der Welt vorging. Als nun Osman Konstantinopel erobert hatte, that das der Heilige am gleichen Tage der bucharischen Bevölkerung kund. Was von dieser Erzählung zu halten ist, läßt sich daraus ersehen, daß Baga-ed-Din um 1388 gestorben war, also bedeutend früher, als die Eroberung von Konstantinopel stattfand. Die gläubigen Verehrer des Heiligen stehen jedoch recht fern von einer historischen Kritik und einem Skeptizismus und würden uns nie Glauben schenken, wenn wir uns bemühen sollten, vor ihnen die Unrichtigkeit der Sage darzulegen. — Von ihm erzählt man auch, daß er, die großen Ehren voraussehend, die seiner Asche von den späteren Generationen der Rechtgläubigen zugebracht werden würde, selber ein für allemal die Norm der Spenden bestimmt hatte, die die Wallfahrer vor seinem Grabe zu entrichten hätten. Er bestimmte, daß der Einzelne nicht über 7 Tengi zahlen solle, allerdings aber auch nicht weniger. Die Freigebigkeit der Wallfahrer läßt sich aber nicht durch diese Norm beschränken und in den Schatz des Heiligen fließen stets größere Summen ein. Die hiesigen Mullahs rechtfertigen die Uebertretung des Gesetzes des heiligen Chodscha damit, daß dem Grabe des Baga-ed-Din eigentlich nur 7 Tengi zugewendet werden, der Ueberschuß aber anderen Heiligen zu Nutzen verwendet wird ...

Als wir zu unserem Rastpunkt zurückgekehrt waren, war es bereits 2 Uhr nachmittags. Das Wetter hatte sich völlig verändert; Wolken hatten den Himmel bedeckt, der Wind, der sich erhob, begann den Sand aufzuwirbeln. Wir frühstückten und begaben uns wieder nach Buchara zurück.

---

8. März.

Heute hat Nassir-Chan mir eine frische Neuigkeit zugebracht. Vor einigen Tagen ist hier in Buchara aus Katta-Kurgan ein Dschigit eingetroffen, der in Diensten des Bezirkschefs Woizechowitsch stand. Er erzählte Nassir-Chan, als seinem alten Bekannten und Dienstgenossen folgendes: Vor einem Monat etwa hatte Abdurrachman-Chan, der in Ssamarkand wohnte, dem Emir von Buchara einen seiner Vertrauten, den Abdullah-Dschan, zugesandt.

Digitized by Google

Der Bote hatte den Auftrag, bei dem Emir für Abdurrachman die 500 afghanischen Soldaten, die in seinem Dienste standen, zu erbitten. Bald nach der Ankunft des Abdullah-Dschan in Buchara traf aber auch ein Brief von dem Ssamarkander Gouverneur, General Iwanow, an den Emir ein. Was der General dem Emir schrieb, ist unbekannt, nachdem aber sein Brief erhalten war, wurde Abdullah-Dschan arretiert. — Der Dschigit, der diese Nachrichten dem Nassir-Chan zugebracht hatte, war von seinem Vorgesetzten nach Buchara abgesandt, um verschiedene Nachrichten einzuholen und unter anderem auch darüber Auskunft zu erheben, was mit Abdullah-Dschan geschehen sei.

Bis jetzt habe ich noch immer keine Nachricht von dem Emir in bezug auf meine Abreise von Buchara. Ich habe hierüber ein ernstes Gespräch mit dem Karaul-Beg gehabt.

„Ich glaube nicht, daß der Emir die ihm erwiesene Liebenswürdigkeit dadurch erwidern will, daß er uns zwecklos in Buchara zurückhält," sagte ich dem Karaul-Beg. „Indessen sieht es gerade so aus. Ich befürchte, daß man den Emir von meinem Wunsch gar nicht in Kenntnis gesetzt hat."

Der Karaul-Beg antwortete hierauf, daß er über meinen Wunsch dem Kosch-Begi Meldung erstattet habe, daß dem Emir aber nur der Kosch-Begi selber den Bericht unterbreiten könne. Ob er das gethan habe, dafür könne er, der Karaul-Beg, nicht einstehen.

„Sagen Sie dann dem Kosch-Begi," fuhr ich fort, „daß er in großem Irrtum ist, wenn er glaubt, daß die Gastfreundschaft, die mir wider meinen Willen erwiesen wird, mir gefallen kann."

Ich begab mich daraufhin wiederum in die Stadt, um mich in derselben näher umzusehen. Ich sprach nochmals in der mir und dem Leser schon bekannten Medresse des Mullah Mahmet-Scherif vor. Heute traf ich hier nur Unfreundlichkeit. Als ich den „Tempel der muselmännischen Wissenschaft" betreten wollte, wurde mir die Thür vor der Nase zugeschlossen, aber die Kommando-Stimme des Karaul-Beg, der mir allerorts wie ein Schatten folgte, bewirkte, daß die Thür sich wiederum öffnete. Mein alter Bekannter, der Mudarris, der traurige Kasi, beeilte sich, mich ehrfurchtsvoll zu begrüßen und die unfreundliche Auf-

Digitized by Google

nahme zu entschuldigen, zu welcher es seiner Behauptung nach nur durch einen „halbverrückten Schagird gekommen sei." — Ich betrat von neuem das Dach der Medresse und konnte mich wiederum an dem prachtvollen Panorama ergötzen. Diesmal mußte ich aber meine Betrachtung sehr bald abschließen: auf den Dächern der benachbarten Häuser erschienen nämlich zahlreiche Frauen, die nun mit Gelächter auf uns hinwiesen und dabei verschiedene Gesten ausführten. Meine muselmännischen Begleiter waren durch dies Ereignis außerordentlich skandalisiert und beeilten sich, in dem Schatten verschiedener hervorragender Gegenstände, hinter den Arken des Portals, hinter den Schornsteinen u. dgl. m. Zuflucht zu suchen. Selbst die Studenten, die bisher unbeweglich auf dem Dach gelegen und sich im Sonnenschein erwärmt hatten, selbst diese erhoben sich jetzt langsam von ihren Plätzen, warfen einen Blick auf die aus Rand und Band geratenen Frauenzimmer, murmelten dann eine Phrase, — vermutlich einen von muselmännischer Moral durchdrungenen Vers des Sadi — und begannen dann langsam einer nach dem anderen in der Oeffnung, die zu der Treppe führte, zu verschwinden. Auch ich mußte ihrem Beispiel folgen.

Von der Höhe dieses Gebäudes aus läßt sich der Umfang der Stadt Buchara innerhalb der Mauern beurteilen. Es ist das eine Ellipse, deren von Nord-Ost nach Süd-West gerichtete Längsaxe 4 bis 6 Werst lang ist, währenddem die kürzere Axe 3 bis 4 Werst beträgt. Das ganze Gebiet ist stark verbaut; von einer Vegetation innerhalb der Mauern ist wenig zu sehen. Im Centrum der Stadt erhebt sich der Ark, im Osten von ihm die Medresse des Mir-Arab und die „Moschee i-Kiljan"; das Centrum des Bazars liegt teilweise in der östlichen Hälfte der Stadt. Uebrigens ist ganz Buchara ein ungeheuerer Bazar, ein Markt. Wenn aber das Buchara innerhalb der Mauern, von Vegetation entblößt, wie ein Meer von gelblich-grauen Dächern erscheint, so verschwindet das Buchara außerhalb der Mauern geradezu in der Masse seiner Gärten.

Nachdem ich die Medresse verlassen hatte, bestieg ich den „Riesen," wie das mir von dem Emir geschenkte Turkmenenroß von den Dschigiten getauft worden war, und machte nochmals einen Ritt durch die Hauptstraßen des Bazars.

Digitized by Google

Nassir-Chan hat mir den ihm von einem bekannten Kaufmann versprochenen Bericht über den Handel auf dem bucharischen Markte noch nicht zugestellt. Ich fürchte, daß es mit diesem Kaufmann die gleiche Geschichte geben wird, wie mit dem Juden Jakubow.

Heute besuchten mich afghanische Kaufleute, Händler mit Nischaburer Türkisen. Ich hatte mir die beiden größten Steine ausgesucht, die einen Durchmesser von 3 bis 4 Linien besaßen und vier geringere mit einem Durchmesser von 1 bis 1½ Linien Für diese 6 Steine wollten die Kaufleute 300 Tengi haben, dem Kurs nach also 87 Rubel. Die Türkisen waren zweifellos schön, nicht minder aber auch das Geld, das sie forderten, — ich mußte darum von dem Vergnügen abstehen, mir Türkisenhemdknöpfe anzuschaffen. Die Kaufleute, Lohani, bestätigten die Nachrichten aus Afghanistan, die mir von Nassir-Chan zugebracht waren.

---

9. März.

Heute Morgen erschien der Karaul-Beg bei uns gegen alle Gewohnheit recht spät. Er erzählte unter anderem, daß er den Mirachur gesehen habe, der schon völlig bereit zur Abreise nach Taschkent wäre; er sprach darum die Vermutung aus, daß der Mirachur uns wohl begleiten werde. Gleichzeitig erklärte der Karaul-Beg mir auch, daß ich heute ganz bestimmt davon Nachricht erhalten würde, wann ich aus Buchara abreisen dürfe: der Emir sei schon längst von meinem Wunsch in Kenntnis gesetzt. Den ganzen Tag über wartete ich auf eine Nachricht von dem Emir, aber sie traf nicht ein; auch der Abend brachte mir nichts Bezügliches.

Das außerordentlich warme Wetter, die reine, von Wohlgerüchen erfüllte Luft des Gartens hatten mich und Samaan-Beg bewogen, unser langweiliges und trotz seines Kamins (?) kaltes Zimmer aufzugeben und in den Garten überzusiedeln. Ich ließ Teppiche auf der Gartenterrasse ausbreiten und Thee reichen. Die Brust atmete frei in der reinen Abendluft und der Thee wurde mit Genuß getrunken; wenngleich es auch ein ziemlich schlechter Thee war, so war es doch ein russischer „Familienthee“ und nicht der uns so außerordentlich zuwider gewordene grüne

Digitized by Google

Thee, dem die Central-Asiaten so sehr ergeben sind. Die untergehende Sonne sandte uns mit ihren goldenen Strahlen einen Abschiedskuß zu und wünschte uns einen guten Abend. Nach wenigen Minuten hatte schon der glühende Abglanz des Sonnenunterganges den westlichen Horizont in Purpur getaucht. Die Schatten ballten sich immer mehr zusammen. Auf dem dunklen Himmel brach ein glänzender Stern nach dem anderen hervor und sandte der von dem Treiben des Tages ausruhenden Erde sein blinkendes, mildes Licht zu — gleichsam einen Muttersegen dem einschlafenden Kinde ... Die ungeheuere Stadt rüstete sich allerdings zum Schlaf, das übliche Geräusch des Tages verminderte sich allmählich. Mitunter ließen sich noch hie und da der späte Schall eines Tamburin und heller Gesang vernehmen. Es waren das die letzten Nachklänge der Freudigkeit, die sich heute der ganzen großen Stadt bemächtigt hatte: heute war der erste Frühjahrstag — heute hatte das Volk das Fest des Frühjahrs, der Liebe, des Lebens gefeiert ... Bald aber verhallten auch diese Laute und schließlich wurden sie übertönt durch den Chorus der Muezzins, die mit verschiedenen Stimmen die Rechtgläubigen zum „Namaz-Scham“ (Abendgebet) beriefen. Die Laute ihrer Stimmen und die charakteristischen Modulationen ihres Gesangs erschallten laut in der reinen Abendluft. Die letzten Noten, wie von angespannten Saiten herrührend, erzitterten noch in der Luft und brachen dann traurig und klagend ab, wie eine unausgesprochene Klage, wie ein gewaltsam in der Brust unterdrückter Seufzer ...

Unter diesen Eindrücken war ich völlig in mich versunken und hatte meinen Thee kalt werden lassen.

Plötzlich scheuchte mich ein helles Licht auf. Rassulj-Werdy, unser bucharischer Diener, brachte drei dicke Talgkerzen in kolossalen Leuchtern, wie sie bei uns in der Kirche zu finden sind und stellte sie auf der Terrasse hin. Dadurch war nun aber das Bild unseres abendlichen „Keifs“ wie mit einem Schlage dahin und gleichzeitig war auch meine Gemütsstimmung verdorben. Aus dem benachbarten Hause ließen sich nun die zitternden Töne der „Dutara“ vernehmen, zu deren Melodie unser beständiger Sänger etwas zu singen begann. Sein Tenor war jedoch heute nicht in Ordnung; er war ganz merklich heiser; ihm zur Hülfe

Digitized by Google

erschien unser Virtuose, der Kamantschist, und die zarten Töne seines Instrumentes halfen uns hübsch über die Rauheit des Gesanges hinweg. Dann stellten sich auch die leichten Triller der „Neitschi“ ein ... Rassulj-Werdy erschien wiederum auf der Terrasse; er hielt in beiden Händen etwa ein halbes Dutzend bunter Papierlaternen. Nachdem er sie an den Zweigen der benachbarten Bäume aufgehängt hatte, verschwand er wieder hinter der Thür des Hauses und tauchte dann wieder mit einer großen Menge von bunten Illuminationsgläschen auf ... Der Karaul-Beg wollte uns offenbar wieder einmal eine „Tomascha“ vorsetzen. Er hatte bereits den Befehl erteilt, die „Batschi“ zu rufen ... aber ich war gegen die „Tomascha“, ich erhob mich und begab mich in mein Schlafgemach. Bald darauf erschien auch Samaan-Beg. Ich wollte hierdurch zu erkennen geben, daß ich der Bewirtung des Emirs von Buchara bereits gar zu satt geworden sei und daß ich nicht der verschiedenen Belustigungen bedürfe, sondern einzig und allein der Erlaubnis des Emirs, Buchara zu verlassen.

---

10. März.

Heute stellte sich der Karaul-Beg bei uns recht spät am Morgen ein. Nach den üblichen Begrüßungen erklärte er mir, daß der Sohn des Kosch-Begi, Mahmet-Scherif-Bey, der Gouverneur der Stadt Buchara, zu mir zu Besuch gekommen sei. Es war das für Visiten allerdings eine sehr frühe Zeit, aber der Bey brauchte in dem Vorzimmer keinen Moment zu warten, da wir bereits angekleidet waren. Ich empfing ihn in dem Zimmer; ich war nicht auf den Hof hinausgetreten, wie das der hiesige Brauch erfordert. Ich wollte ihm hierdurch zu verstehen geben, daß ich mit der bucharischen Gastfreundschaft nicht zufrieden bin.

Als der Bey das Zimmer betrat, sprach er uns seine Begrüßungen aus und begann sich dann zu entschuldigen, daß er mich bisher noch nicht besucht habe, wenngleich er, wie er versicherte, dies sofort nach unserer Ankunft in Buchara hätte thun müssen.

„Ich bitte Sie, zürnen Sie mir nicht, was ist da zu machen? der Staatsdienst, das ist ein ganz anderer Geselle, da muß man

Digitized by Google

das machen, was der Dschonab-i-Ali fordert," murmelte er verwirrt.

Er bat uns, daß wir uns doch nicht langweilen möchten, indem der Emir uns vielleicht morgen schon die Zeit unserer Abreise angeben würde. Er bemerkte hierbei, daß der Mirachur völlig zur Abreise bereit sei und daß wir vermutlich zusammen reisen würden. Ich antwortete hierauf, daß der Umstand, daß der Mirachur mit uns reisen werde, uns gewiß viel Vergnügen bringen würde.

„Was sich aber auf Ihre Bitte bezieht, daß wir uns hier nicht langweilen mögen," fuhr ich fort, „so entspringt die Langeweile eben aus der Unbestimmtheit unserer Lage und gleichzeitig auch daraus, daß uns jede ernste Beschäftigung fehlt. Mein Wunsch, baldigst nach Taschkent zu kommen, muß Ihnen begreiflich sein: Sie haben selber soeben den Staatsdienst erwähnt — auch wir werden durch einen derartigen Dienst nach Taschkent gerufen: Ich muß dem General-Gouverneur wichtige Berichte erstatten, indessen zaudern wir hier ohne jeglichen vernünftigen Grund. Dem General-Gouverneur wird unser Säumen in Buchara gewiß mißfallen ..."

Der Bey antwortete hierauf, daß der Emir uns dringend ersuche, noch eine kurze Zeit zurückzubleiben.

„Was sich aber auf Ihre Befürchtung bezieht," meinte er, „daß der „Jarym-Padschah" (halber Zar, so nennen die Eingeborenen den General-Gouverneur von Turkestan) mit Ihrem Säumen in Buchara unzufrieden sein wird, so sendet ja der Emir mit dem Mirachur einen Brief an ihn, in welchem er sich über die Ursache Ihres Zurückhaltens ausspricht und die ganze Schuld auf sich nimmt. In dieser Beziehung können Sie ruhig sein ..."

Hierauf folgte nun eine recht monotone Unterhaltung. Ich wußte nicht, warum sich der Bey eingestellt hatte, er seinerseits schien nur einen passenden Moment abzuwarten, um der gespannten Unterhaltung ein Ende zu machen. Zum Glück und zur allgemeinen Befriedigung erschien bald darauf der Mirsa und überreichte dem Bey einen Zettel. Der Bey las den Zettel, führte ihn zu seinen Augen und erklärte nun, nachdem er sich ein wenig gesammelt hatte, daß er mit der Absicht gekommen sei,

Digitized by Google

eine längere Zeit bei uns zu verbringen, als ihm das beschieden ist, aber der Staatsdienst berufe ihn zur Erfüllung seiner direkten Pflichten ... er entschuldigte sich, erhob sich von seinem Sessel und empfahl sich.

Heute haben wir, gerade so wie gestern, einen Festtag. In Buchara wird der Anbruch des Frühjahrs jedes Jahr mit Festlichkeiten begrüßt; das Fest währt einige Tage, bald eine längere, bald eine kürzere Zeit, je nach der Anordnung des Emirs; mitunter wird ein ganzer Monat gefeiert. In diesen Tagen werden alle Buden auf dem Bazar geschlossen. Auf dem Platz vor dem Palast, auf dem „Rigistan“, wird eine Messe veranstaltet. Zu diesen Festtagen strömt hier fast die ganze Bevölkerung von Buchara zusammen, reich und arm, hoch und niedrig, jung und alt. Die Händler und Kaufleute bringen ihre Waren in den bereits bestehenden oder speziell hierfür zusammengeschlagenen Buden unter. Die Kaufleute machen Geschäfte, die Taschenspieler und Batschi ergötzen das Volk; das Volk amüsiert sich, kauft, schwelgt in Speisen ..... aber trinkt nicht, wenn man nicht die enormen Mengen von grünem Thee, die hier vertilgt werden, in Berücksichtigung nehmen will.

Ich hatte von der Messe von unserem Karaul=Beg gehört und äußerte den Wunsch, mir die Volksbelustigungen anzuschauen. Der Karaul=Beg richtete sofort an den Kosch=Begi eine bezügliche Meldung. Währenddem der Karaul=Beg seine Meldung schrieb, erschien Nassir=Chan. Er hatte mir die von dem Kaufmann versprochenen Berichte über den bucharischen Handel gebracht. Ein recht großes Blatt war rund herum voll geschrieben mit persischen Buchstaben und speziellen Zeichen. Gegenwärtig aber hatte ich nicht die Zeit zu dieser Lektüre; ich sparte sie mir für Taschkent auf.

Gegen 12 Uhr mittags trat in die Wohnung der Karaul=Beg mit einem anderen Mann herein, der wohl ebenfalls ein Karaul=Beg war, da unser Karaul=Beg Anstand nahm, sich vor ihm hinzusetzen, wozu ich sie aufforderte. Er erklärte mir, daß der Emir den Besuch der Volksbelustigungen uns gestattet habe, und daß der Bey uns ersuche, bei ihm nach dem Ritt vorzusprechen und seiner Bewirtung Ehre anzuthun.

Der Tag war vom Morgen an trübe; dünne graue Wolken

Digitized by Google

hatten ihr bleifarbiges Tuch über den blauen und hier zumeist klaren Himmel gezogen. Ein recht starker Wind trieb diese Wolken von der großen Wüste im Westen in der Richtung zu der großartigen Bodenerhebung des Pamirs hin. Mit jeder Stunde wuchs die Macht des Windes und bald darauf raste schon ein Orkan in den noch laublosen Zweigen der hundertjährigen Aprikosenbäume des benachbarten Gartens. Die Farbe des Himmels ging bald aus der bleifarbig-grauen in eine schmutzig gelbe über. Zu dieser Färbung gesellte sich nun auch noch ein grünlicher Anstrich. Einen schrecklichen, beunruhigenden Eindruck machte auf mich diese bisher von mir noch nie gesehene Färbung des Himmels. Die Luft war von Staubsäulen erfüllt; der Wind bildete aus ihnen kleine Wirbel und ließ sie dann launenhaft wieder zerstäuben. Es war schwül geworden. Das war der mächtige Atem der benachbarten Wüste. Zum zweiten Mal bekam ich schon in Buchara diesen Atem zu spüren. Wenn aber dieser Atem hier in Buchara sich recht empfindlich machte, wie mußte es dann jetzt inmitten des Sandes, in der wasserlosen Wüste aussehen? ...

Inzwischen hatten wir uns schon völlig zum Ritt vorbereitet, die Pferde waren gesattelt, die Kosaken erwarteten uns in den Sätteln. Ich wollte gern ausreiten, aber das Unwetter war mir doch zu arg. Der Karaul-Beg behauptete jedoch, daß wir ruhig ausrücken dürften, er versicherte, daß der Sturm sich bald legen und ohne weiteres vorüberziehen werde. Wir brachen auf. Während des Ritts fielen ein paar schwere Tropfen mir aufs Gesicht .... das war aber auch alles: zum Regen kam es nicht, der Wind legte sich allmählich und die Wolken schienen geradezu wie von einer ordnenden Hand in die verschiedensten Gegenden abgeführt worden zu sein. Als wir uns dem Haus des Bey näherten, hatte sich selbst der von dem Winde aufgewirbelte Staub völlig gelegt, gleichsam als ob nie ein Sturm gewesen wäre.

Das Haus des Beg befand sich nahe am Thore, das zu dem Palast des Emirs führte, und grenzte unmittelbar an den Rigistan. Bevor wir aber bei dem Beg einkehrten, machten wir noch einen Ritt durch die improvisierte Messe. Eine vieltausendköpfige Menge hatte die Gänge in diesem frisch aufgeschossenen

Digitized by Google

Bazar geradezu überfüllt. Die Läden und Buden waren mit verschiedenen Stoffen und Teppichen behängt. Auf den Ladentischen, die aus einfachen Brettern und Stangen roh zusammengeschlagen waren, lagen die verschiedentlichsten Waren in Haufen: Manufakten waren mit Gewürzen untermischt und verschiedene Fleischsorten hingen neben Seiden- und Shawlchalats und Pferdedecken aus Brokat. Das Beste war zur Schau ausgestellt. Alles wurde von den Käufern und von den Verkäufern berührt und bezupft. Und niemand genierte sich dabei. Der Metzger, der soeben erst ein Stück von dem fetten Hammelfleisch abgeschnitten hat, untersucht jetzt ganz kaltblütig mit seinen fettigen Händen den neben dem Pferdefleisch aufgehängten seidenen Chalat und paßt ihn dann sich vor dem gesamten Publikum an. Dieses gesamte herumspazierende und herumlungernde Publikum steckt in den besten Kleidern, in festlichen Chalats und hat sich das Haupt mit bunten Turbanen umwunden. Die Menge lärmte, schwatzte, sang, aß, rauchte, gaffte einander und alles das, was ihr in die Augen fiel, an. Auf den Straßen waren Menschen, in den Läden, in den Buden Menschen, auf den Dächern der Häuser, auf den improvisierten Terrassen ..... allerorts traf man das gleiche Meer von Köpfen. Das Volk belustigte sich ganz großartig. In einer Ecke zwischen zwei Budenreihen hat ein Haufen einen „Batscha“, ein Kind, umringt, das in dem dichten Kreise seiner Verehrer mit der Wichtigkeit und dem Air eines Landesfürsten thront. Das Kind gießt Thee in Tassen ein und übergiebt dann die Tassen einigen Personen aus seiner Umgebung. Eine Tasse aus den Händen des „Batscha“ zu erhalten gilt für das non plus ultra von Ehre und Glück. Ein solcher Mann gewinnt ganz plötzlich in den Augen der Menge an Ansehen und schaut sich dann stolz um. Diesmal beehrt der „Batscha“ einen grauhaarigen Alten von etwa 70 Jahren. Die feine, zarte Hand streckt sich aus und der Alte nimmt vorsichtig, ehrfurchtsvoll die ihm gebotene Tasse entgegen und macht dann dem „Batscha“ einen tiefen, tiefen Bückling. Neben dem „Batscha“ sitzt der „Kamantschist“ und berührt in Gedanken versunken die Saiten seiner „Ssitara“. Wir passieren jetzt das Thor der Citadelle, auf welcher die Turmuhr die zweite Stunde weist.

Ich brauche kaum zu erwähnen, daß unser Zug, der aus

Digitized by Google

zwei „Uruß Tjurja“, neun Kosaken und einigen Dschigiten im Gefolge bestand, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Bei vielen Bucharen ließ sich ein Lächeln bemerken, bei allen — Neugierde; ich traf aber keinen einzigen mißgünstigen Blick, den etwa ein Fanatiker uns „Kaffiren“ zugewendet hätte! Ohne Selbstlob möchte ich doch sagen, daß ich vielleicht mehr als sonst ein Russe, der in Buchara gewesen, die Stadt mit den „Urussen“ bekannt gemacht habe. Die häufigen Exkursionen, die ich in- und außerhalb der Stadt und zwar stets in Begleitung der Kosakeneskorte unternahm, haben wohl allen hiesigen Bewohnern die Möglichkeit verliehen, wenn auch einmal, die Urussen zu sehen. Jetzt riefen uns schon alle Straßenbuben, sobald wir uns nur zeigten, wie alten Bekannten ihr lautes „Ssalam-aleikum!“ zu.

Der Bey Mahmet-Scherif empfing uns auf dem Hofe seines Hauses und ersuchte uns, in die Zimmer einzutreten, woselbst der Mittagstisch bereits gedeckt war. Der Speisesaal war ein umfangreiches, helles gutgeweißtes Zimmer ohne Tapeten. Um einen kolossalen, roh zusammengezimmerten Tisch herum standen vorzügliche Wiener Schaukelsessel. Der Fußboden war mit prachtvollen und außerordentlich großen Chorossaner- und Turkmenerteppichen bedeckt. An einer der nackten Wände des Zimmers hing ein Réaumur-Thermometer und in einer Ecke unweit von der Eingangsthür stand ein kolossaler, mit Eisen beschlagener Koffer — offenbar ein russisches Fabrikat und aller Wahrscheinlichkeit nach bei der Nischegoroder Messe erhandelt. Von den großen Fenstern aus, in denen keine Fensterscheiben waren und die mit den üblichen aufzuschiebenden Fensterläden geschlossen wurden, konnte man einen Teil der senkrecht auf 7 bis 8 Ssaschenj emporragenden Mauer der Citadelle erblicken.

Unser Tischgespräch wurde mit den üblichen und in Central-Asien unvermeidlichen Komplimenten und Begrüßungen eröffnet. Der Bey entschuldigte sich nochmals, daß er uns nicht früher besucht hatte und fügte hinzu, daß er vernommen habe, daß wir hier Langeweile verspüren und irgend etwas haben, womit wir unzufrieden seien; morgen aber werde der Tag unserer Abreise bestimmt werden. Da ich nun schon gestern von Nassir-Chan die Nachricht erhalten hatte, daß die afghanische Gesandt-

Digitized by Google

schaft Taschkent verlassen und bereits Schachrisjabs passiert hatte, so wollte ich mich von der Richtigkeit dieser Mitteilungen überzeugen und fragte den Bey, ob er etwas davon gehört habe. Der Bey antwortete mir, daß er zwar einen eigenen Korrespondenten in Schaar besitze, aber keinerlei Nachrichten in diesem Sinne erhalten habe. Er fügte hinzu, daß man unter dem Volke davon rede, — o dieses Volksgerede in Central-Asien!... Da braucht man ja wahrhaftig keinen Telegraphendraht! — daß die afghanische Gesandtschaft vorigen Freitag, am 2. März, Ssamarkand verlassen habe und von einem Obersten und dem Bruder des J. J. Ibragimow begleitet werde. Hierauf geriet unser Gespräch auf ein anderes Thema. Man sprach von Schir-Ali-Chan, natürlich auch von seinem Tode u. dgl. m. Unter anderem erzählte der Bey einiges über den Verkehr zwischen Schir-Ali-Chan und dem Emir von Buchara, was, insofern es sich auf die Absicht Schir-Ali-Chans, durch Buchara zu reisen bezog, durchaus im Einklang mit dem mir bekannten Sachverhalt stand. Wir sprachen ferner über die hier verbreitete Krankheit, die „Rischta", über die Taschkenter landwirtschaftliche Ausstellung u. dgl. m. Wir blieben bei dem Bey über zwei Stunden.

Als wir uns zu dem Bey begaben, stieß ich an dem Thor unserer Wohnung auf denselben tatarischen Studenten, den ich in der Medresse gesehen hatte. Es that mir sehr leid, daß er zu einer so ungelegenen Zeit gekommen war und daß ich mich mit ihm nicht unterhalten konnte. Ich hoffte von ihm viel Interessantes zu erfahren. In einigen Schritten von unserem Hause stießen wir auf einen Afghanen, der sich in der Eskorte, die die russische Gesandtschaft nach Kabul und bei der Rückreise begleitete, befunden hatte. Ich befahl sofort einem Dschigiten aus meiner Begleitung, den Afghanen auf unseren Hof einzuladen, ihn zu bewirten und über alles das auszufragen, was sich auf Afghanistan beziehen konnte. Bei meiner Rückkehr fand ich den Afghanen nicht mehr vor, Nassir-Chan aber übermittelte mir von seinen Erzählungen folgendes: In Buchara hält sich gegenwärtig eine afghanische Gesandtschaft auf, in deren Gefolge sich der erwähnte Afghane befindet. Das gesamte Personal der Gesandtschaft besteht aus 30 Mann. Diese Gesandtschaft hatte

Digitized by Google

einen Brief des Schir-Ali-Chan hierher gebracht, in welchem er mitteilte, daß er seiner Krankheit wegen von der Reise nach Taschkent abstehe. Die afghanische Gesandtschaft erhält von dem Emir von Buchara täglich 200 Tengi zum Unterhalt, dafür aber führt sie selber ihre eigene Haushaltung; der Afghane brachte der Gesandtschaft gegenwärtig Gerste zu, die er auf dem Bazar für sie gekauft hatte und konnte darum nicht lange bei uns verweilen. Ich gab Nassir-Chan den Auftrag, den Mann möglichst genau auszufragen, wenn er nochmals bei uns vorsprechen würde.

Heute Abend haben wir wieder die „Tomascha" angeschaut... Gott gebe, daß das die letzte sei! Nach der „Tomascha" beschenkte ich einen jeden von denen, die um unsere Belustigungen bemüht waren, mit einem Chalat. — Nun muß es aber jetzt schon recht spät sein; die Hähne haben zum zweiten Mal gekräht, es ist Zeit zum Schlafen. Meine Uhr ist stehen geblieben, ich muß mich notgedrungen an die Hähne und die Sterne halten, um mich in der Zeit zu orientieren; da hat der große Weltenpendel, der kleine Bär bereits die Hälfte seiner Schwingung zurückgelegt und beginnt aus der vertikalen Lage in eine horizontale überzugehen. Der Himmel wird mitunter durch ein Aufblitzen erhellt; in der Ferne hört man ein dumpfes Donnerrollen ... Was hätte ich noch zu sagen? Uebrigens — bis auf morgen.

---

11. März.

Es erwies sich, daß der Bey Mahmet-Scherif eine Unwahrheit gesprochen hatte, als er versicherte, daß *morgen* die Zeit unserer Abreise gewiß bekannt werden würde. Den ganzen Tag über wartete ich fruchtlos, erhielt aber nicht nur keine entscheidende Nachricht, sondern überhaupt gar keine Nachricht von dem Emir. Als ich heute Abend mit dem dejourierenden Karaul-Beg darüber sprach, daß der Bey sich als ein Mann erwiesen habe, der ins Blaue hineingeschwatzt und dem es gar nicht darum zu thun ist, seine Worte in Einklang mit den Thaten zu bringen, so bemerkte dieser darauf, daß der Bey hier absolut nicht schuldig sei, indem alles von dem Emir abhänge. Er teilte mir mit, daß der Emir vermutlich darum heute keine Antwort gegeben habe,

Digitized by Google

weil er eine Wallfahrt zu dem Grabe des Baga=ed=Din unternommen habe. Er werde heute nachts in seinen Garten außerhalb der Stadt, in Tschaar=Bag, zurückkehren und dort uns vermutlich die Abschiedsaudienz gewähren.

„Der Bey Mahmet=Scherif hat aber auch nicht so ganz ins Blaue hineingeschwatzt," fuhr der Karaul=Beg fort. „Er hat ihnen ja gesagt, daß die endgültige Antwort morgen oder übermorgen eintreffen werde. Sie müssen offenbar bis morgen warten."

Für mich ergab sich nur eines hieraus, — daß man die Absicht hatte, mich auf einige Tage in Buchara zurückzubehalten. Ich konnte aber absolut nicht verstehen, wozu der Emir mich gegen meinen Willen und ohne einen Nutzen für sich selber hier zurückzuhalten suchte. Vielleicht will er, daß ich mit dem Mirachur reise und dieser ist noch nicht vorbereitet. Aber der Mirachur konnte ja auch allein reisen. Schließlich weiß der Emir, daß ich mich mit meiner Reise nach Taschkent beeile. Was wollte er von mir haben? Ich muß gestehen, er selber bringt mich dazu, daß ich undelikat werde; ich will keineswegs gern zu dem äußersten Mittel greifen, Buchara ohne Abschiedsvisite bei dem Emir zu verlassen, aber wenn sich die Sache noch weiter so hinzieht, so stehe ich keineswegs dafür ein, daß ich nicht in dieser Weise verfahren werde.

Der Karaul=Beg hatte heute die Frechheit, uns wiederum eine „Tomascha" vorzusetzen; er hatte wiederum die Sänger Tänzer, Musikanten und tutti quanti herbestellt. Natürlich wies ich das Konzert mit Entschiedenheit zurück.

Der Afghane, den ich gestern gesehen habe, hat sich heute bei Nassir=Chan wieder eingestellt. Ich habe von ihm erfahren, daß die afghanische Gesandtschaft hier in absoluter Unwissenheit darüber lebt, was in Afghanistan vorgeht. Die Gesandtschaft hat von hier aus nach Masari=Scherif bereits Boten abgesandt, aber keiner von ihnen ist zurückgekehrt. Vor etwa 15 Tagen hatten sie aus Taschkent die Nachricht erhalten, daß die afghanische Gesandtschaft dort glücklich angelangt sei und in erdenklichster Weise geehrt werde.

Das gestrige Gewitter hat sich heute in einem Regen

Digitized by Google

entladen; der Regen kam in einzelnen Zügen, hörte bald auf, stellte sich dann wieder ein. Es ist heute darum recht frisch.

---

12. März.

Von dem Emir habe ich bis jetzt noch immer keine Nachricht. Der Karaul-Beg zeigt sich bei uns gar nicht mehr. Ich habe darum gegen 11 Uhr morgens den Befehl erteilt, daß man sich zum Ausrücken aus der Stadt bereit halten möge. Es thut mir von vornherein leid, wenn ich mich genötigt sehen werde, zu dieser Maßregel zu greifen. Was läßt sich aber da machen? Die Bucharen scheinen wahrhaftig gegenwärtig jeden Sinn für Gastfreundschaft verloren zu haben; oder kann ich vielleicht bloß nicht begreifen, was sie bezwecken wollen. Ich habe darum folgenden Entschluß gefaßt: Ich habe dem Kosch-Begi ein Ultimatum zugesandt in dem Sinne, daß ich, wenn bis heute Abend keine bestimmte Antwort des Emirs einlaufen wird, morgen früh ausrücken werde, ohne auf die Ehre einer Audienz bei „seiner Ehrbarkeit" zu warten.

Heute ist der gestrige Afghane wiederum erschienen. Er teilte uns mit, daß die afghanische Gesandtschaft heute einen Brief aus Masari-Scherif erhalten habe. In diesem Brief hieß es unter anderem, daß die Engländer bei Kurum geschlagen seien; mehrere Bataillone ihrer Truppen wären vernichtet und die Afghanen hätten 7 Geschütze erbeutet. Die englischen Truppen, die sich in Dschelalabad befinden, sind von Peschawer abgeschnitten. Der Onkel des Jakub-Chan, Nauruß-Chan, und der Sohn des Achund von Swat belästigen die Engländer beständig durch Ueberfälle. Es geht den Engländern überhaupt momentan schlecht auf den von ihnen besetzten Positionen. Sie haben Jakub-Chan eine Gesandtschaft zugesandt mit friedlichen Vorschlägen und mit dem Versprechen, daß sie mit den Afghanen in Freundschaft leben wollen, gerade so wie früher. Jakub-Chan soll angeblich folgende Antwort den Engländern gegeben haben: er habe es den Engländern zu verdanken, wenn er so viele Leiden durchgekostet habe und der Engländer wegen habe er so viele Jahre in Gefangenschaft gesessen; er sei auch jetzt nicht frei von moralischer Pein, da man wegen der Engländer ihn bisher in Afghanistan für einen Vaterlandsverräter gehalten habe. Nun wolle er, Jakub-

Chan, beweisen, daß er ein treuer und zuverlässiger Sohn von Afghanistan sei. Er wolle darum die Waffen nicht niederlegen, so lange ihm auch nur ein Soldat zur Verfügung stehe und so lange bis nur ein auch Engländer in Afghanistan zurückbleibe, und mit Hülfe Gottes hoffe er, daß es ihm gelingen werde, sein Vaterland von den fremden Eindringlingen zu räumen. Im entgegengesetzten Falle geschehe der Wille Gottes. — Der Afghane erzählte ferner, daß der Lojnab oder richtiger gesagt, der Emir-Devlet (ein Amt, welches mit der militärischen und bürgerlichen Verwaltung eines Gebietes verknüpft ist), gegenwärtig Gulam-Haider-Chan, aus dem Geschlechte Werdek sei und daß der frühere Lojnab, Chosch-Dil-Chan und der Sserdar Feïs-Mahomed-Chan nicht hingerichtet wären, sondern in Gefangenschaft gehalten würden. Der Bote, der diesen Brief der hiesigen afghanischen Gesandtschaft übermittelt hatte, erzählte ferner, daß er in Sser-Ab der aus Taschkent zurückkehrenden Gesandtschaft begegnet sei und daß sie von zwei russischen Beamten begleitet werde. Der Bote hatte auch der zurückkehrenden afghanischen Gesandtschaft Briefe zu übergeben gehabt.

Gegen 6 Uhr abends brachte man mir einen durch einen unvorsichtigen Revolverschuß verwundeten Afghanen, der im Dienste des Emirs von Buchara stand.

Währenddem ich mich mit dem Kranken abgab, hatte Samaan-Beg ein Gespräch mit einem von den Leuten angeknüpft, die den Verwundeten hergebracht hatten, und der offenbar ihr Chef war. Er bestätigte die uns schon von früher her bekannte Angabe, daß der Emir von Buchara in seinem Dienste etwa 500 Afghanen halte. Sie standen früher im Dienste des Abdurrachman-Chan, als dieser aber sich nach Ssamarkand zurückgezogen hatte, waren sie zu dem Emir von Buchara übergegangen. Der Afghane teilte uns auch einiges mit über die Ereignisse in Afghanistan. Seine Nachrichten waren die neuesten, indem er sie aus einem Briefe entnommen hatte, den hiesige afghanische Kaufleute erst heute Mittag erhalten hatten. Der Brief rührte von dem Korrespondenten her, den sie in Kabul besaßen. Der Afghane bestätigte die Nachricht von der Niederlage der Engländer bei Kurum und von der traurigen Lage ihrer Truppen in Dschelalabad. Der Onkel des Jakub-Chan, Naurus-Chan, hatte, nach-

Digitized by Google

dem er die Nachricht von dem Tode Schir-Ali-Chans und von der Wahl seines Neffen Jakub-Chans zum Emir erhielt, den Engländern einen Brief geschrieben, in welchem er ihnen seinen Beistand versagte und sie aufforderte, die von ihnen längs dem Kabul-Darja eingenommenen Positionen zu räumen; im Fall, daß sie seiner Aufforderung nicht Folge leisten würden, bedrohte er sie damit, daß er alle Zugänge und Ausgänge zu dem Chaiber-Paß schließen werde. Die Engländer weigerten sich natürlich, die Positionen zu räumen und waren darum von nun an beständigen Ueberfällen von seiten der Bergvölker ausgesetzt. Hierauf entsandten die Engländer an Jakub-Chan eine Gesandtschaft, welche ihm eine Million Rupien zubrachte. Nebst dem Gelde boten die Engländer ihm folgende Friedensbedingungen: statt der vier Punkte, welche sie zur Zeit des Schir-Ali-Chan besetzen wollten, forderten sie jetzt nur zwei: Kabul und Herat. Die englischen Truppen sollten übrigens außerhalb dieser Städte liegen, in besonderen Forts, die speziell zu diesem Zwecke errichtet werden würden. Jakub-Chan würde jährlich von den Engländern eine Subsidium von nicht weniger als einer Million Rupien erhalten. Zudem würde England Afghanistan vor jeder fremden Invasion schützen.

Auf meine Frage, ob denn Jakub-Chan die Friedensvorschläge der Engländer acceptiert habe, erhielt ich die Antwort: „gewiß hat er das gethan, wenn er das Geld angenommen hat." Auf die weitere Frage von Samaan-Beg, warum denn Jakub-Chan die Engländer schlage, wenn er das Geld genommen habe, antwortete unser Afghane: „die Afghanen sind alle von dieser Art, sie nehmen das Geld und schlagen doch zu, wenn sich Gelegenheit dazu bietet." Im ferneren bestätigte er fast Wort für Wort die Nachrichten, die ich von der afghanischen Gesandtschaft in Buchara erhalten hatte.

Heute habe ich trotz alledem keine Nachrichten von dem Emir erhalten. Der Karaul-Beg hat sich auch zum Abendessen nicht gezeigt, — wollen wir sehen, was uns der Morgen bringen wird. Jetzt bleibt mir nicht viel mehr übrig, als mit den Worten des Sadi zu sagen: „auf den Teppich der Erwartung lege das Kissen der Geduld."

Digitized by Google

13. März.

Ich habe fruchtlos auf einen Bericht gewartet. Gestern hat mir der Karaul=Beg gesagt, daß die Antwort des Emirs ganz bestimmt am Nachmittage eintreffen werde. Es verging der Nachmittag, es trat die Nacht ein und noch immer gab es keine Antwort vom Emir ... — Als heute Morgen der Karaul=Beg erschien, um den üblichen Salam auszurichten, fragte ich ihn, ob er irgend welche Nachrichten vom Emir bringe. Seine Antwort war verneinend. Es war klar, daß es entweder dem Emir nicht eilig mit seinem Beschluß oder dem Bey mit seiner Meldung sein mußte. Eine derartige Behandlung länger zu ertragen, war unmöglich: im vorliegenden Fall war ich ja kein Privatmann, sondern ein Vertreter Rußlands. Ein längeres Abwarten, weitere Concessionen würden schon einen Schatten von Erniedrigung auf mich werfen. Ich ließ darum in Gegenwart des Karaul=Beg meinen Karawan=Baschi, Nassir=Chan, rufen und erteilte ihm den Befehl, die Lastpferde zu satteln und das Gepäck zu rüsten. Ich rief hierauf den Wachtmeister und befahl ihm, daß er die Kosaken zu einem sofortigen Aufbruch bereit halten möchte. Ich ersuchte dann Samaan=Beg, daß er alle meine soeben erteilten Befehle dem Karaul=Beg übersetzen möge.

„Wir haben ganze drei Tage auf den Entscheid des Emirs gewartet," wandte ich mich an ihn, „und zwar ganz resultatlos. Sie und der Bey haben uns stets betrogen. Länger kann ich nicht warten und ich habe mich darum entschlossen, auch ohne Abschiedsaudienz abzureisen, wenngleich ich mich hierzu — ich gestehe das — nur mit außerordentlicher Unlust und mit Bedauern entschlossen habe."

Angesichts meiner Anordnungen, meiner Worte und der Bewegung, die nun unter den Kosaken, den Dschigiten und Lautschen begann, geriet der Karaul=Beg in Verlegenheit.

„Sie haben sich doch, Doktor=Tjurja, entschlossen, sich den Wünschen des Emirs zu fügen," bemerkte er. „Sie haben ja damals gesagt, wann es dem Dschonabi=Ali belieben wird, dann werden wir abreisen. Wenn Sie das gesagt haben, so müssen Sie offenbar auf den Beschluß des Emirs warten."

Diese Beweisgründe des Karaul=Begs machten mich staunen und ärgerten mich gleichzeitig. Mußte ich denn diesem dummen

Digitized by Google

Menschen noch erklären, daß es einen Unterschied giebt zwischen Zuvorkommenheit und Pflicht! ich mußte ihm erklären, daß die Phrase, auf welche er sich berief, nicht viel mehr als eine Liebenswürdigkeit von meiner Seite war, und ich mußte ihm sagen, daß wenn der Emir den Sinn dieser Liebenswürdigkeit gerade so wenig versteht, wie er, der Karaul-Beg, so sei das um so schlimmer für ihn.

„Das nächste Mal werden wir schon wissen,“ fuhr ich fort, „daß man Ihnen gegenüber nicht liebenswürdig sein darf.“

Der Karaul-Beg antwortete hierauf, daß ich, wenn ich nur bei meiner Ankunft in Buchara, den Tag der Abreise bestimmt hätte, auch keine Stunde länger hätte warten müssen.

„Alle Russen, die in Buchara waren,“ sagte er, „verfuhren in dieser Weise: Sie bestimmten den Tag ihrer Abreise und wurden von dem Emir auch keinen Tag länger zurückgehalten. Schade darum, daß Sie nicht das gleiche gemacht haben.“

Nun erklärte ich ihm, daß ich, wenn die Sache so stehe, meine Abreise auf morgen bestimme und zwar ganz unwiderruflich.

„Sagen Sie das dem Bey,“ fuhr ich fort, „ob es dem Emir nun belieben wird, mir eine Abschiedsaudienz zu gewähren oder nicht, ich werde meinen Entschluß nicht mehr verändern.“

Nach dieser kategorischen Eröffnung begab sich der Karaul-Beg schleunigst zum Bey. — Inzwischen war das Gepäck bereit, man wartete bloß auf ein Zeichen, um auszurücken. Nun erschien auch der Wachtmeister und erklärte, daß die Kosaken reisebereit seien und fragte, ob sie schon die Pferde besteigen dürfen. Ich ließ sie warten ....

Gegen Mittag erschien der Karaul-Beg und überreichte mir einen Zettel von dem Bey. Der Gouverneur von Buchara eröffnete uns, daß der Emir auf seine Meldung hin beschlossen habe, uns zu „entlassen“ und daß er den Schigawul senden werde, um den Doktor-Tjurja heute in seinen Garten außerhalb der Stadt zu begleiten. — Natürlich war ich in hohem Grade erfreut über diesen Brief. Es war somit zu keinem offenen Bruch gekommen — Gott sei Dank! Warum aber hat mich der Emir so lange zurückbehalten? Seltsame Leute ...

Währenddem wir uns zur Visite ankleideten, erschien der

Digitized by Google

Schigawul mit der Mitteilung, daß der „Dschonab-i-Ali uns aufforderе, zu ihm zu kommen". Von ihm erfuhren wir, daß der Emir sich gegenwärtig auf seinem Landsitze befindet und zwar in dem Garten Schiri-Dar. Dieser Garten ist von Buchara auf etwa 5 Werst entfernt. Wir bestiegen unsere Pferde und machten uns auf den Weg. Es war ein heißer, ja sogar ein glühender Tag; die Luft war stauberfüllt, namentlich auf dem Wege von der Stadt bis zu dem Garten des Emirs. Während des Aufenthalts des Emirs in seinem Landhause war nämlich in der Nähe desselben eine Messe mit Volksbelustigungen eingerichtet. Auf unserem Wege bewegte sich hin und her eine bunte Menge. Je näher wir dem Garten traten, desto größer wurde die Volksmenge. Wir befanden uns schließlich in einem furchtbaren Gedränge. Man konnte durch diesen zusammengepferchten Volkshaufen und die zusammengedrängten Arbas kaum durchkommen. Die Reitpeitsche des Karaul-Begs, der uns vorausritt, mußte häufig in Berührung kommen mit den breiten Rücken und den dicken Köpfen der Bucharen, die uns den Weg versperrten. Schließlich zeigten sich auch die Schaubuden mit den Taschenspielern und den Sängern. Wir rückten noch ein wenig weiter und fanden vor dem Eingangsthor zu dem Garten eine im Halbkreis aufgestellte Ehrenwache, die uns salutierte, als wir vorbeizogen.

Hier am Thore empfingen uns die Vertrauten des Emirs, unter denen sich der Bey Mahmet-Scherif und der Udaitschi Schaadi-Beg befanden. Wir verließen unsere Pferde und betraten den Hof, woselbst die übrigen zurückblieben, währenddem ich und Samaan-Beg, dem voranschreitenden Bey folgend, in den nächsten kleinen Hof traten. Im Hintergrunde dieses Hofes erblickten wir ein recht großes, der Architektur nach einfaches Gebäude. Es war das das Haus, in welchem uns der Emir erwartete. Der Bey, der uns voranschritt, hatte die ganze Zeit über tiefe Bücklinge fast bis zur Erde gemacht. Jetzt blieb er vor der Thür des Hauses stehen, schaute furchtsam in das Zimmer hinein und sprang dann, gerade als ob ihn etwas erschreckt hatte, zurück, dabei forderte er uns durch eine Handbewegung auf, voraus zu schreiten .... Der Emir saß inmitten des Zimmers, wie üblich, auf einem sehr bescheidenen Sessel und

Digitized by Google

in recht einfacher Kleidung. Auch dieses Mal erhob er sich nicht, aber er reichte mir ebenso freundlich die Hand, wie das erste Mal. Daraufhin wechselten wir die Begrüßungen, wobei ich nicht unterließ, die Gastfreundschaft des Emirs bis in den Himmel zu erheben. In seiner Antwort sprach der Emir sein Bedauern darüber aus, daß es ihm nicht möglich sei, uns diese Gastfreundschaft für eine längere Zeit angedeihen zu lassen.

„Sie beeilen sich schon gar zu sehr, mich und meine Residenz zu verlassen,“ fuhr er fort. „Gewiß gefällt Ihnen meine Bewirtung nicht ... Ich wenigstens habe mich aber bemüht, Ihnen alle Vergnügungen und Zerstreuungen zu bieten, die uns zugänglich waren.“

„Die Gastfreundschaft Eurer Ehrbarkeit ist aller Welt bekannt,“ antwortete ich, „und es giebt für uns keinen höheren Genuß, als möglichst lange diese Gastfreundschaft zu benutzen, aber unsere Pflicht, unser Dienst — ruft uns zurück zu unserem Amt.“

Unsere Unterhaltung wurde in diesem Sinne einige Minuten fortgesetzt, worauf ich mich erhob und mich von dem Emir verabschiedete. — An der Thür wartete auf uns der Bey. Er führte uns in den Garten und erklärte, daß der Emir uns seinen neuen, noch nicht völlig eingerichteten Palast zu zeigen wünsche. Auf diesem Wege mußten wir vor den Fenstern des Saales vorbeigehen, in welchem soeben erst unsere Audienz bei dem Emir stattgefunden hatte. Ich vermutete, daß er noch in dem Saale verweile und hielt darum die Hand an die Kopfbedeckung, als wir vor den Fenstern vorbeischritten. Wir kamen an einem offenen Fenster vorbei, in welches ich hineinblickte, indem ich vermutete, daß der Emir vielleicht noch inmitten des Zimmers sitzen werde. Ich hatte mich nicht geirrt, der Emir verfolgte uns mit einem Seitenblick, als wir vor den Fenstern vorbeischritten. — Wir betraten nun einen anderen Hof, woselbst wir ein sehr schönes und recht umfangreiches Gebäude von Hufeisenform erblickten. In diesem Bau ließ sich sofort ein Gemisch von europäischer und asiatischer Architektur erkennen. Im großen und ganzen verdient dies Gebäude nicht den Titel eines Palasts. Es ist das vielmehr das Haus eines wohlhabenden Gutsbesitzers. Der Hof vor dem Palast ist gut festgestampft und mit Sand bestreut.

Digitized by Google

Er wird durch eine großartige Laterne mit Spiegelgläsern beleuchtet. In diese Laterne lassen sich 30 bis 40 Kerzen hineinstellen.

Wir kehrten gegen 5 Uhr abends nach Hause zurück. Am folgenden Tage verließen wir die Mauern des „edlen Buchara“ — Buchara-i-Scherif, wie die Bucharen selber diese Stadt nennen, und zogen den Grenzen des teuren Rußlands entgegen.

Digitized by Google

12. Kapitel.

Die Rückkehr nach Taschkent.

Von der Stadt Buchara bis Katta-Kurgan. — Kermine. — Siaddin. — An der Grenzscheide. — Die Höhen Sera-Bulak. — Ein Tag in Katta-Kurgan. Von Katta-Kurgan bis Ssamarkand. — Das Thal Miankal. — Ankunft in Taschkent. — Ein allgemeiner Rückblick auf die Ereignisse der Jahre 1878—79. — Schluß.

Am 14. März verließen wir Buchara. Wir frühstückten in Kujuk-Masar und übernachteten in Bustan. Unsere Reise führte uns durch ein sorgfältig bebautes Land. Die Gärten wechselten mit Feldern ab, die teilweise erst frisch aufgepflügt, teilweise schon besäet waren. Die Gegend erschien um so malerischer, da die Dörfer von kleinen Hainen umgeben waren; auf den Dächern der Häuser fanden sich häufig großartige Storchnester. Die Störche waren schon seit lange hierher zurückgekehrt aus den Gebieten jenseits des Hindukusch und des Himalaya und machten sich bemerkbar genug durch ihr originelles Klappern, das an das Rasseln des Wassers im Kaljan erinnerte. — An einigen Stellen griff auch hier die Wüste mit ihrer mörderischen Hand in die frisch aufgepflügten Felder und die blühenden Gärten hinein; — stellenweise finden sich hier die sandigen und salzhaltigen Untiefen der Nachbarwüste.

Gurbunj ist ein recht bedeutendes Dorf. Es ist völlig überfüllt mit verschiedentlichen Holzarten. Neben recht geringen Balken liegen Bretter, Stangen, von denen manche nichts vielmehr

Digitized by Google

als Ruten sind. Es ist das die Holzniederlage für Buchara. Das gesamte Holzmaterial wird von den Oberläufen des Serawschan her angeschwemmt, wobei es, um nach Gurbunj zu gelangen, noch viele Werst durch einen recht breiten Kanal, Schah-Abad, zu passieren hat, der vom Serawschan abgeleitet wird. Von hier aber wird das gesamte Holz nach Buchara auf Arbas und Eseln befördert. Das Dorf ist von der Stadt 7 Werst entfernt.

Am folgenden Tage legten wir die Strecke von Bustan bis zu dem kleinen Dorf Melik zurück. In 4 bis 5 Werst von dem erstgenannten Ort beginnen die Gärten und die Bäume zu verschwinden: es ist das die Steppe Melik. Der Boden ist hier sandig und lehmig, während der Regenzeit ist's hier fürchterlich schmutzig, bei trockenem Wetter — fürchterlich staubig. Wir passierten diese Gegend unter sehr bequemen Verhältnissen. Ein geringer Regen hatte die Steppe kaum benetzt und einen schwachen grünen Rasen hevorgetrieben. Bald zeigte sich zu rechter Hand von uns ein niedriger Gebirgszug, der sich von hier aus bis zur Stadt Katta-Kurgan erstreckt. Die Steppe besitzt hier im Längendurchmesser 30 bis 35 Werst, im Breitendurchmesser bis 20 Werst. — Es giebt übrigens auch andere Wege aus Buchara nach Kermine, die die Steppe Melik im Norden umgeben und dem an dieser Stelle eingeengten Serawschaner Thal folgen.

Wir übernachteten in dem Dorf Melik. An diesem Tage hatten wir 35 Werst zurückgelegt.

Von Melik bis zur Stadt Kermine zählt man ca. 20 Werst. In 5 bis 6 Werst von Melik, in welchem unsere Aufmerksamkeit eine recht effektvolle, halbzerstörte und mit Kacheln geschmückte Moschee fesselte, beginnen die Gärten, die sich daraufhin in einem ununterbrochenen, dichten Hain bis zur Stadt erstrecken. Die Stadt zeigt nichts Bemerkenswerthes, ist aber recht umfangreich. Eine Brücke, die noch von Abdullah-Chan errichtet worden ist, hat der Stadt eine Berühmtheit in ganz Central-Asien verliehen. Es ist das die einzige Brücke über den Serawschan.

In Kermine erfreuten wir uns der gastfreundlichen Aufnahme des Emirsohnes, Ssamat-Chan, der hier das Amt eines Begs bekleidet. Es ist das ein etwa 18jähriger Bursche von blühender Gesundheit. Er war wohl kaum viel gescheiter als

Digitized by Google

seine anderen Brüder, denen ich in den verschiedenen Städten des Chanats Buchara zu begegnen Gelegenheit hatte. Daß er zu den Tapferen gehörte, ließ sich bezweifeln: — ich schenkte ihm nämlich eine Berdanflinte und wollte in seiner Gegenwart einen Probeschuß machen, um ihm die Wirkung des Gewehres zu zeigen, — er wies jedoch ängstlich das Experiment zurück. Es that mir nun leid, daß ich das Gewehr einem Menschen geschenkt hatte, der es wohl kaum je in die Hand nehmen, geschweige denn mit ihm auf die Jagd gehen würde. Allerdings war da nichts mehr zu machen.

Wir übernachteten in Kermine. Am folgenden Tage, d. h. am 17. März, rückten wir bis Siaddin vor, wir legten somit etwa 35 Werst zurück. Vor Tasch-Kuprjuk („Steinerne Brücke", über den Kanal Nura-Pai nämlich,) sahen wir uns einem starken Regenguß ausgesetzt. Wir jagten spornstreichs vorwärts und waren schon nach 15 bis 20 Minuten unter dem gastfreundlichen Dach des Dorfältesten von Tasch-Kuprjuk. Immerhin waren wir durchnäßt; der Mantel, der Rock, die Leibwäsche, alles war geradezu durchtränkt von dem Platzregen. Wir ärgerten uns hierüber nicht wenig, die Bucharen hingegen segneten uns, indem wir ihnen ja den Regen zugebracht hatten, die Quelle ihres Wohlstandes, wie sie sich ausdrückten. Da nun unser Vorrat an Kleidern sich in den Gepäckkoffern befand, diese aber hinter uns zurückgeblieben waren, so kleideten die guten Bucharen uns in ihre Chalats und Pelze ein. Das Feuer in dem Kamin, der heiße Thee und das nahrhafte Frühstück ließen uns ganz übermütig über den noch immer anhaltenden Regenguß und das Unwetter reden. Unsere gastfreundlichen Hausherren fachten sofort die „Mangals" an und trockneten an ihnen unsere Kleider. Nach einer Stunde war bereits alles in Ordnung und wir befanden uns wieder in unserer üblichen Kleidung statt der Chalats.

Wir rasteten hier einige Stunden, warteten den Regen ab und zogen dann weiter. Von hier bis Siaddin wird ein Tasch gezählt, d. h. ca. 8 bis 10 Werst. Nach dem Regen erschien unser Weg gerade wie ein rechter Sumpf; die Pferde sanken fast bis zu den Knieen in den Schmutz hinein. Der Kanal Nura-Pai, der gleich wie der Schah-Abad aus dem Serawschan abgeleitet wird, hatte sich wild aufgebäumt und toste wie ein

Digitized by Google

wahrer Gebirgsbach. Die Gärten, die Felder — alles war mit Wasser bedeckt. Die Dorfschaften, die wir bei unserer Reise erblickten, schienen vom Schmutze überschwemmt zu sein. Am Boden war Schmutz, aber auch oben war es schmutzig; die Wolken überzogen in unterbrochener schmutziger Schicht den Himmel; auf unseren Kleidern haftete Schmutz, unsere Gesichter waren beschmutzt . . . . allerorts herrschte Schmutz. Ich war hoch erfreut, als ich schließlich die zackige Mauer der Siaddin-Festung vor mir erblickte.

Am Thore der Festung war eine Ehrenwache von bucharischen Kriegern aufgestellt. Sie führten zwei Fahnen. Als ich zwischen den zwei Reihen der Soldaten ritt, spielte die Musik, die Trommeln rasselten und die Fahnen senkten sich. Ich salutierte selbstverständlich, war jedoch durch eine derartige Begrüßung recht skandalisiert. Am Thore empfing mich der Beg. Er führte den Titel eines Perwanatschi. Es war das ein höchst liebenswürdiger und sogar ein netter Mann. Von der Gastfreundschaft, mit welcher man uns hier entgegenkam, brauche ich kaum viel zu reden.

Am 18. März betraten wir die russische Grenze. Wir hatten an diesem Tage die Strecke zwischen Siaddin und Katta-Kurgan zurückgelegt. In dem Dorf Schirin-Chatun (Zuckerfrau) verabschiedeten wir uns von den bucharischen Führern. Indem ich sie entließ, versah ich sie mit einem Zeugnis über ihre guten Dienste. Ein solches Zeugnis war für sie unentbehrlich, wie sie behaupteten. Sollten sie nach Buchara ohne ein Empfehlungsschreiben zurückkehren, so könnten ihre Vorgesetzten auf den Gedanken kommen, daß sie uns in irgend welcher Beziehung nicht entsprochen hätten und ihnen eine Strafe hierfür angedeihen lassen.

Von der Stadt Kermine an bis Katta-Kurgan ritten wir auf einer Strecke von 75 Werst in einer mit dichtlaubigen Gärten bedeckten Gegend. Ueberhaupt ist das Gebiet hier schön kultiviert und sehr malerisch. Am malerischsten erscheint die Gegend zwischen Siaddin und Schirin-Chatun. Die Gärten und Felder sind hier in Terrassen gelagert. Zu rechter Hand von uns waren gesonderte Gruppen von Gärten zu bemerken, die wie kleine Haine im Wechsel mit grünenden Feldern auftraten. Die letzteren befinden sich etwas über dem Wege und werden durch das Wasser des Kanals Nura-Pai getränkt. Linker Hand von uns,

Digitized by Google

im Norden, stiegen die Felder und Gärten zu dem tiefen Bett des Serawschans hinab und entzogen sich den Blicken in nebliger Ferne. Die Sonne schien hell und übergoß mit ihrem goldenen Glanz das ganze großartige und prachtvolle Gemälde, das sich hier vor uns entfaltete. Gegenwärtig verstehe ich die enthusiastischen Berichte der asiatischen und namentlich der arabischen Geographen über das Thal des Serawschan sehr wohl. Gewiß! Ermüdet von der langwierigen Reise durch die glühende, tote Sandwüste, die Persien von dem Thale des Serawschan scheidet, gelangt der Wanderer plötzlich in ein Gebiet, das einen Ueberfluß an Wasser und Pflanzenwuchs besitzt.... Das, was er so lange zu entbehren gezwungen war, gerade das findet sich hier in Uebermenge, und zu alledem gesellt sich noch die Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft hinzu, durch welche sich die Bewohner des prachtvollen Thales, nach dem Urtheil der ersten arabischen Geographen, in früheren Zeiten ausgezeichnet haben sollen.

Auf der russisch-bucharischen Grenze, bloß 3 bis 4 Werst von Serabulak, erhebt sich ein Steinpfeiler, auf welchem sich das russische Staatswappen befindet. Als wir den Pfeiler erreicht hatten, zogen wir alle die Mützen und schlugen ein Kreuz.... Unweit von dem Dorf Serabulak, dort, wo am 2. Juni 1868 ein Kampf stattgefunden hat zwischen einem Häuflein russischer Adler und den Scharen des Emirs von Buchara, ein Kampf, der für erstere glänzend ausgefallen war, ist zu Ehren der gefallenen Krieger eine Kolonne errichtet.... Friede Euerer Asche, ihr wackeren Söhne des russischen Reiches!

In Katta-Kurgan trafen wir gegen 4 Uhr vormittags ein und fanden hier gastfreundliche Unterkunft bei dem Bezirks-Chef Oberst Woizechowitsch. Aufrichtig gesagt — ich that seiner Küche alle Ehre an. Die Küche der central-asiatischen Eingeborenen, welche, seitdem wir Masari-Scherif verlassen, uns ausschließlich zu Gebote stand, war uns dermaßen überdrüssig geworden, daß ich den „Pilaw“ nicht ohne Ekel sehen konnte, der berühmte „Kjabab“ aber erregte mir durch sein bloßes Erscheinen Uebelkeit.

Von Katta-Kurgan bis Ssamarkand zählt man 66 Werst. Ich konnte von hier nach Ssamarkand zwar mit Postpferden gelangen, zog es aber vor, den Rest des Weges zu Pferde zurück-

Digitized by Google

zulegen. Es war das noch eine Reise von zwei Tagen. Der Weg führte uns die ganze Zeit dem linken erhöhten Ufer des Serawschan entlang. Von hier aus eröffnet sich ein wunderbarer Ausblick auf das berühmte Miankal, den mittleren Teil des Serawschaner Thales, der, wie bekannt, als Insel erscheint von 90 Werst in der Länge und 20 Werst in der Breite. Die Insel liegt zwischen den zwei Hauptströmungen des Serawschan, der Ak-Darja und Kara-Darja. Ja, Vámbéry war zweifellos in Ssamarkand gewesen, denn die Gärten des Miankal erscheinen von unserem Wege aus wirklich wie die von ihm geschilderten dunklen Haine. Auf dem erhöhten Ufer des Serawschan, einem recht ebenen Plateau, einer Vorterrasse des Ssamarkander Gebirgszuges, erstrecken sich frisch aufgepflügte Felder. Mit welchem Vergnügen betrachtete ich den Telegraphendraht, der uns den Weg entlang begleitete! Wie freudig beklommen lauschte ich den wohlbekannten, heimischen Lauten der Glocken der Postpferde.... O Heimatsland! — wahrhaftig: „und der vaterländische Rauch erscheint uns süß," wie Gribojedow sagt.

In Ssamarkand wurde ich von all' meinen Bekannten wie ein vom Tode Erstandener empfangen. Bevor meine Berichte aus Schirabad eingelaufen waren, galt ich für todt, für ermordet während der Unruhen in Masari-Scherif. Fast ein jeder von meinen Bekannten, mit dem ich hier zusammentraf, rief mir die gleiche Phrase zu: „Wie! Sie sind am Leben?... Sie sind nicht ermordet worden von den fanatischen Afghanen? Wir hatten Sie bereits schon den Toden beigesellt!"

Am 25. März befand ich mich bereits in Taschkent.

Meine Erzählung ist beschlossen. Ich könnte hier allerdings den letzten Punkt stellen, glaube aber, daß es doch am Platze sein dürfte, wenn ich meine eigene Anschauung ausspreche über die Rolle, welche der russischen Gesandtschaft während der Ereignisse von 1878 zukam, die sich ja nicht bloß auf Central-Asien allein, sondern auch auf Europa und die ganze Welt bezogen.

Die Entsendung dieser Gesandtschaft steht zweifellos in naher Beziehung zu den Ereignissen auf der Balkanhalbinsel und in Europa überhaupt und gewinnt somit die Bedeutung eines hochwichtigen, historischen Ereignisses. Unsere ewigen Feinde, die

Digitized by Google

Engländer, suchten unter dem Einflusse der politischen Inspirationen „des großen Juden unserer Zeit“, die Erfolge unserer zur Befreiung der an Leib und Geist uns verbrüderten Völker erhobenen Waffen auf ein möglichstes Minimum zu reduzieren. Den Anstrengungen dieses auch im Haß so großen Mannes gelang es in Berlin einen Areopag von Lenkern der europäischen Geschicke und auch der Geschicke der ganzen Welt zusammenzubringen. Hier war alles gegen uns. Der „ehrliche Makler“ rieb sich schon von vornherein die Hände in Erwartung eines schönen Honorars für seine Dienste. Sehr natürlich, daß jedem echt russisch gesinnten Manne das Herz schmerzen mußte, wenn er sah, daß unsere siegreichen Adler den schmutzigen Geiern zu Gerichte stehen mußten. Die einzige Möglichkeit, die Ehre unseres Volkes zu wahren und wenn auch nur einen Teil der Eroberungen zurückzubehalten, bot sich darin, daß man die Achillesferse des britischen Löwen berührte. Die Achillesferse war und ist und als solche wird sie auch fernerhin bis auf gewisse Zeit noch bleiben — Indien. Das Vorrücken unserer Truppen von Ssamarkand aus nach Indien konnte ein vortrefflicher Blitzableiter sein für das Ungewitter, das sich am Golf von Ismid und in Berlin zusammenzog. Da sich nun aber auf dem Wege zwischen dem russischen Turkestan und Indien ein recht umfangreicher Staat befindet, von dem es seit langen Zeiten gilt, daß er unter englischem Einflusse und Schutz stehe, nämlich das schwer passierbare, gebirgige Afghanistan, welches für uns zu gewinnen von Nutzen wäre, — so wurde zu dem Herrscher dieses Reiches eine russische Gesandtschaft befördert.

Die nächste Aufgabe der Gesandtschaft war es, Schir-Ali-Chan für uns zu gewinnen und mit ihm, wenn möglich, ein gegen England, d. h. im vorliegenden Falle gegen Indien gerichtetes Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen. Selbstverständlich war ein solcher Zug von unserer Seite durchaus richtig. Eines ließ sich nur dagegen bemerken und zwar schon damals: die Gesandtschaft kam allzuspät mit ihrer Reise nach Afghanistan; sie sollte zu Beginn des Jahres 1878 abgesandt worden sein. Dann wäre es vielleicht gar nicht zum Berliner Kongreß und Berliner Traktat gekommen und wäre vielleicht nur ein Frieden und ein Traktat von San-Stefano vorhanden.

Digitized by Google

Die Gesandtschaft war nun, wenn auch spät, immerhin aber doch nach Kabul entsendet worden. Wollen wir nun sehen, wie sie ihrer Aufgabe nachgekommen war!

Gut und auch schlecht. Gut, — insofern als es ihr gelungen war, Afghanistan für Rußland zu gewinnen, wenngleich das nicht gerade schwer fiel. Gut, weil durch die Anwesenheit der Gesandtschaft in Kabul die Engländer in einen schweren Krieg hereingezogen wurden, der ihnen große Verluste an Geld und Menschen bereitet hat. Gut, weil es sich, dank der Gesandtschaft, nun klar genug herausgestellt hat, daß die Afghanen die natürlichen Verbündeten Rußlands gegen England sind. Aber die Gesandtschaft hat ihren Auftrag schlecht besorgt, indem sie, ohne daß eine Notwendigkeit dafür vorlag, den Emir Schir-Ali-Chan zu energischen Schritten gegen die Engländer getrieben hat. Schlecht, indem die Gesandtschaft sich gestattet hat, Schir-Ali-Chan eine Reihe von ernstlichen Versprechungen zu machen, denen die russische Regierung späterhin nicht nachzukommen vermochte. Schlecht, weil die Gesandtschaft dabei eine gewisse Falschheit in ihren Beziehungen zu den Afghanen hineinbrachte und, ohne daß eine Notwendigkeit dafür vorlag, die Fehler unserer Agenten wiederholte, die in den Jahren 1837 bis 1838 in Kabul gewirkt hatten. — All' die erwähnten günstigen Resultate, die sich aus der Entsendung unserer Gesandtschaft nach Kabul ergaben, wären gerade so gut zu erreichen gewesen, wenn sie dem Herrscher von Afghanistan nicht diese übertriebenen Versprechungen gemacht hätte. Wenn es sich gegenwärtig wiederum darum handeln sollte, in direkte Verbindungen mit Kabul zu treten und wiederum unseren Einfluß gegen den Einfluß der Engländer in die Wagschale zu werfen, so werden wir weit größere Anstrengungen anwenden müssen, um zu dem erwünschten Resultate zu gelangen. Wie dem auch sei, unsere Gesandtschaft hatte das afghanische Volk in seinen Hoffnungen betrogen und das ist von diesem sehr wohl verstanden worden. Natürlich wird das afghanische Volk schließlich doch mit Rußland und nicht mit England vereint auftreten, aber es wird schon viel vorsichtiger in seinem Verkehr mit Rußland sein. Eines läßt sich in dieser Beziehung bemerken: so lange noch England sämtliche Völkerschaften und somit natürlicherweise auch die Afghanen ausschließlich vom Standpunkte

Digitized by Google

des Utilitarismus betrachten und in ihnen nur Sklaven sehen wird, die darauf angewiesen sind, für England, ihren Herrn, zu arbeiten, so lange noch England so unbedacht grausam mit den unterworfenen Völkern umgehen wird, so lange dürfen wir auch darauf rechnen, daß Afghanistan, im Falle daß es zu einem Kampfe kommt zwischen Rußland und England, auf unserer Seite stehen wird. Die Achillesferse, d. h. Indien wird somit für uns stets erreichbar bleiben. Wenn aber einst auch diese Bresche in dem undurchdringlichen Panzergewande von England geschlossen sein wird, wenn die Engländer als eine mehr christlich gesinnte Nation den besiegten und benachbarten Völkern gegenüber auftreten werden, wenn England mit ihnen nicht nur in Krieg und Handel, sondern auch im christlichen Sinne rivalisieren wird: dann wird Afghanistan weit eher dem Einflusse von England unterliegen als dem unserigen. Dann werden „die Schlüssel von dem „Thore von Indien" in englischer Tasche ruhen. Aber es liegen doch gewisse Gründe zur Vermutung vor, daß diese Metamorphose in der moralischen Erscheinung des englischen Volkes wohl kaum bald eintreten wird, so daß wir in dieser Hinsicht durchaus ruhig bleiben dürfen.

Unsere Gesandtschaft hatte sich somit in ihren Unterhandlungen mit der afghanischen Regierung „verrannt". Wenn nun aber einmal dieser Fehler geschehen war, so sollte man ihn doch auch wieder gut machen. Die Vertreter Rußlands hatten (auf eigenes Risiko) dem Emir Schir-Ali-Chan Hülfstruppen versprochen für den Fall, daß es zu einem Kriege mit den Engländern kommen sollte; Rußland konnte ihm diese Hülfe nicht zuwenden und der Emir wurde geschlagen. Aber Rußland konnte und mußte ihm in moralischer Beziehung beistehen. Er bat und zwar wie um eine Gnade, daß man ihm gestatten möge, nach Petersburg zu reisen, um mit dem russischen Kaiser zusammen zu treffen; er betrachtete ihn als seinen Souverän und sich selber als dessen Vasall. Und nun wird er mit seiner Bitte zurückgewiesen..... Die Zurückweisung fällt aber gerade in eine Zeit, wo unsere Gesandtschaft sich in seinem Reiche, an seinem Hofe befindet, und diese Zurückweisung erhält er auf eine Bitte hin, zu welcher ihn unsere Gesandtschaft bewogen hat!... Späterhin allerdings, da trifft eine Aufforderung ein, Taschkent zu besuchen, aber diese

Digitized by Google

Aufforderung kommt schon zu spät. Bei alledem war Schir-Ali-Chan so vernünftig und großmütig, daß er die Gesandtschaft mehrfach auf die Möglichkeit hinwies, wie sie ihre Fehler verbessern könne. So bat er darum, daß man einige Bataillone unserer Truppen zum Amu vorrücken lassen möge.

„Ich wünsche nicht," sagte er, „daß diese Truppen die Grenze meines Reiches überschreiten, noch weniger aber, daß sie sich aktiv an dem Kampfe des afghanischen Volkes mit den Engländern beteiligen. Ich wünsche nur eines, daß diese Truppen nahe an unserer Grenze stehen. Mein Volk würde dann sehen, daß es nicht endgültig von dem weißen Zaren der englischen Willkür preisgegeben ist .... Wir haben seinen Ratschlag nicht befolgt, wir haben uns gar zu sehr vor verschiedenen Interventionen von Seiten des englischen Kabinets gefürchtet. „Wie? was? wozu? warum?" würde man in London geschrieen haben. Und nun wird dem Emir eine zuvorkommende, anstandsvolle Absage zugesandt. In diesem Falle hat Rußland sich freiwillig von einem Teil seines Einflusses auf das afghanische Volk losgesagt. Vielleicht haben dazumal die Leute, in deren Händen der Entscheid hierüber ruhte, nicht bedacht, wie seltsam sich derartige Anfragen von seiten der englischen Diplomaten ausnehmen würden. Allerdings, was hätte wohl die englische Regierung gesagt, wenn man ihr etwa die Frage vorgelegt hätte: Warum habe die indische Administration die und die Bewegungen der Truppenteile in Nipal oder Kaschmir ausgeführt? Würden da die englischen Staatsmänner und das englische Volk nicht die Antwort geben, daß derartige Bewegungen durchaus außerhalb der Sphäre unseres Einflusses liegen. Das gleiche hätten auch wir den Engländern entgegnen müssen, wenn diese, was unvermeidlich wäre, mit ihren neugierigen Fragen: „wozu? warum?" aufgetreten wären. Auf Grund der Anerkennung von seiten Rußlands und Englands vom Jahre 1873 von einer „neutralen" Zone zwischen der russischen Grenze und Indien — liegt ja das Chanat Buchara durchaus außer dem Einflusse von England. Im Gegenteil, England hat hier die unbedingte Herrschaft des russischen Einflusses anerkannt.

Sollten wir schließlich England auf diese unpassenden Anfragen mit einer feineren Antwort entgegentreten, als: „Steckt

Digitized by Google

Euere Nase nicht in Sachen hinein, die Euch nichts angehen", so hätten sich ja zahlreiche Vorwände hierfür geboten; einerseits der Aufstand von 1878 in den Karatager Bergen, andererseits die Vorbereitungen zur Expedition gegen die Teke-Turkmenen. Ein Hauptgrund aber für die Anwesenheit unserer Truppen in der Nähe der afghanischen Grenze müßte der Aufenthalt unserer Gesandtschaft in Kabul sein. Die Sorge um die persönliche Sicherheit unserer Gesandtschaft würde die Anwesenheit der bewaffneten Macht in Nähe der afghanischen Grenze erfordert haben. Die Engländer hatten ja zur Begleitung ihrer Gesandtschaft nach Kabul eine ganze Armee ausgerüstet und Kabul steht doch der englischen Grenze näher als der russischen. — Es ist natürlich sehr bedauernswert, daß wir gar nichts unternommen haben, um die Fehler unserer Gesandtschaft ein wenig zu mildern. In Zukunft werden wir nicht nur unsere früheren Fehler zu verbessern, sondern auch alles von neuem zu beginnen haben. Die Afghanen werden unserer zukünftigen Gesandtschaft nur dann Glauben schenken, wenn ihr unmittelbar unsere Armee nachfolgen wird.....

Digitized by Google

Tabelle

für

Russische Längenmaße, Gewichte und Münzen.

Längenmaße.

1 engl. Zoll = 2,540 centimètres.
1 Werschok = 4,445 centimètres.
1 Fuß (12 Zoll) = 3,048 decimètres.
1 Arschin (16 Werschok) = 0,711 mètre.
1 Ssaschenj { 7 Fuß / 3 Arschin } = 2,134 mètres.
1 Werst (500 Ssaschenj) = 1,067 kilomètre.

Flächenmaße.

1 Deßjatin (2400 Quadrat-Ssaschenj) = 1,092 hectare.

Gewichte.

1 Pfund = 0,409 kilogramme.
1 Pud (40 Pfund) = 16,381 kilogrammes.

Münzen.

1 Rubel (100 Kopeken) nominal 3 Mark 23,9 Pf.

Digitized by Google

Berichtigungen.

Band I.

Seite	10	Zeile	16	v. o.	statt	Malinowskij	lies	Malewinskij
„	17	„	10	v. o.	„	Mosaphar	„	Mosafar
„	28	„	4	v. o.	„	Mosaphar	„	Mosafar
„	31	„	10	v. o.	„	Schaehrisebs	„	Schachrisebs (Schachrisjabs)
„	64	„	5	v. o.	„	Mosaphar	„	Mosafar
„	197	„	10	v. o.	„	dem	„	den
„	208	„	10	v. o.	„	Bamq	„	Bamiq
„	211	„	9	v. u.	„	15. Jahrh.	„	14. Jahrh.
„	213	„	6	v. u.	„	Furchtlos	„	Fruchtlos
„	214	„	11	v. o.	„	Serdaubs	„	Serdobs
„	304	„	4	v. u.	„	Toutoni	„	Toutouni
„	317	„	2	v. o.	„	Sian-Tsja	„	Sian-Tsjan
„	324	„	16	v. u.	„	vorherige,	„	vorherige.
„	324	„	14	v. u.	„	konnten,	„	konnten.
„	351	„	11	v. o.	„	20—30 Werst	„	20—30 Ssascheni

Band II.

Seite	197	Zeile	19	v. o.	statt	Flasche	lies	Flaschen
„	293	„	17	v. o.	„	Ursache	„	Ursache:
„	309	„	7	v. u.	„	Saxau	„	Saxaul
„	338	„	8	v. o.	„	an	„	in
„	356	„	1	v. u.	„	befanden	„	befand
„	359	„	17	v. u.	„	daß	„	da

Digitized by Google

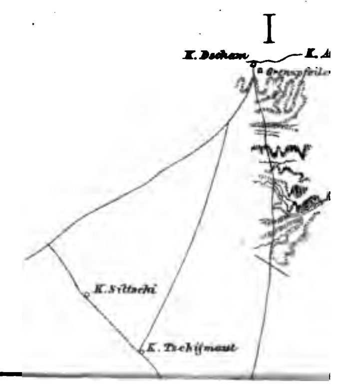
Karte z

der russisch

in den Ja

Digitized by Google

u der Reise
en Gesandtschaft
hren 1878 u. 1879



Kl. Irak
Thal Irak
Pendsch - Kiljan
R. d. Festung Kaffir-Kala
Schneefeld
Eisenhaltg. Quelle
Irak, grosser
Festung Kala-Charsar
Kuch-i-Baba
Gildschatui
Eisenhaltg. Quellen
Thal Abi-Srijaga
Festung Gerden-Disar
K. Dschekak
K. Jurt
Thal Jurt
Unai
K. Hesare
Winterstation Kala-Wesir
K. Jalris
Tekineh (untere)
Schloss Unai
K. Dschatren
Tekineh (ob)
Tscheschmeh
Saefid-Chak
Thal Maidan
Bustan-Cheil

Digitized by Google

…ssanj-Bai
K. Pantscheschma
B. Kara-Tjube
K. Jalangatsch-Tjube
Tirsan
B. Kysyl-Basch
B. Selch
B. Kurgan-Tau
Karatscha
K. Tachta-Karatscha (Kara-Tjubinscher Pass.)
B. Kurgan-Tau
…nar-Bulak
…station Schadabai-Tugai
Fl. …
Quelle …-Bul
Fl. Leilechan (Pasch-Churd)
Ah-Kurgan
Schlucht Schur…
Chatangai
…Kan-Dagan (Defilé)
…Kan-Dagan (Defilé)
ST. SCHIRABAD
K. Taghas-…
Fl. Schirabad-Darja
K. Schah-Abad
Dach-ja-Chodscha
K. Bisch-Kutan
K. Angar
K. Talaschkan
Bus-Rabbat
K. Tschuschka-Gjusar
K. Schur-Tjube
Fähre Tschuschka-Gjusar
K. Schjursch
ST. KABUL
Steinerne Brücke
Fl. Kabul

Digitized by Google

Digitized by Google